

Archiv der Gossner Mission

im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin



Signatur

Gossner_G 1_0702

Aktenzeichen

4/22

Titel

Gossner Mission DDR, Schriftwechsel, Berichte u. a.

Band

1

Laufzeit

1968 - 1974

Enthält

u. a. allgemeiner Schriftwechsel betr. Gossner-Mission in der DDR 1970-1974; Bericht von einem ökumenischen Mitarbeiter (Bäumlin?) über Begegnung mit d. Gossner-Mission in der DDR 1968-1970; Thesen Schottstädt zur Verantwortung der Christen in beiden de

Digitalisiert/Verfilmt

2009

von

Mikro-Univers GmbH

Allgemein

Kriebel

Gossner-Mission in der DDR

1058 Berlin, 13.12.1974

Göhrener Str. 11

448 40 50



Liebe Freunde,

am 29. Dezember 1954 haben Erich Andler, Gerhard Johann und Bruno Schottstädt ein Kuratorium der Gossner-Mission in der DDR gegründet.

Das 20jährige Bestehen unseres Kuratoriums und unserer Dienststelle möchten wir zum Anlaß nehmen, Sie und Ihre Gattin (bzw. Gatten) zu einem

freundschaftlichen ökumenischen Beisammensein

am Sonntag, 29.12.1974 - 17,00 Uhr

(im großen Saal der Elias-Gemeinde)

einzuladen. Wir werden miteinander essen und trinken und es besteht die Möglichkeit, alte und neue Freunde zu treffen und mit ihnen zu sprechen.

Wir verzichten ausdrücklich auf Ansprachen und Vorträge und bitten alle Freunde, dieses zu respektieren (es gibt auch keine Begrüßungsansprache!). Aber: es möchten viele Gespräche stattfinden, in denen Menschen vorkommen, denn "Menschen, die uns geliebt haben, adeln uns, wenn wir von ihnen erzählen" (Rosenstock-Huessy).

Eingeladen sind alle bisherigen und jetzigen Mitglieder unseres Kuratoriums und alle bisherigen und jetzigen Mitarbeiter der Dienststelle, darüberhinaus Vertreter der Kirchenleitung von Berlin-Brandenburg, der EKU-Kanzlei, der Gossner-Missionen außerhalb der DDR, kirchlicher Werke und ökumenischer Arbeitsstellen.

Es wäre uns eine große Freude, wenn wir Sie bei unserem Zusammensein unter uns haben könnten. Und sicher hätten auch Sie Spaß, auf diese Weise Freunde zu treffen.

Bitte benutzen Sie anhängenden Anmeldezettel und melden Sie sich bei uns an, damit wir uns mit dem kalten Buffet einrichten können.

Wer ein Nachtquartier benötigt, den bitten wir, dieses selber zu besorgen.

Mit den besten Wünschen für
eine gesegnete Weihnachtszeit

grüßen wir Sie

Ihre

gez. Helmut Orphal gez. Bruno Schottstädt
(V-orsitzender des Kuratoriums) (Leiter der Dienststelle)

A n m e l d u n g

Ich / wir nehme(n) am Beisammensein am 29.12.74 teil.

.....
(Name und Wohnanschrift)

Thesen zum Selbstverständnis der offenen Gemeinde Berlin
(Gossner-Mission in der DDR)

1. Die offene Gemeinde orientiert sich am Versöhnungsdienst Jesu Christi für die Welt: in Christus hat Gott alle Menschen mit sich versöhnt. Im Geiste des versöhnenden Gottes lebt die Gemeinde ihr Zeugnis in der Welt. Wort und Geist Jesu Christi sind die entscheidenden Bezugspunkte im gemeindlichen Leben.
2. Im Neuen Testament werden für die Ausrichtung des Dienstes in der Welt Charismen genannt (Weisheit-Reden, Erkenntnis-Aussprechen, Lehren, Heilen, Dienen, Leiten, Sprachen-Auslegen). Diese Charismen sind für uns Funktionen, keine Ämter (keine kirchlichen Ämter). Darum versteht sich die offene Gemeinde als charismatische Gemeinde im Gruppendienst.
3. Die offene Gemeinde orientiert sich an einem Gemeindeverständnis, wie es in Bildern vom "Salz der Erde", "wanderndem Gottesvolk" und "Leib Christi" ausgedrückt wird. Von daher gibt es in der offenen Gemeinde keine qualifizierten Einzelnen im Gegenüber zu den unqualifizierten Vielen (Hirt und Herde).
4. Die offene Gemeinde ist oekumenische Gemeinde, d.h. die traditionellen Konfessionen sind nicht entscheidend für das Gemeinde-Sein.
5. Unter den Gliedern der offenen Gemeinde wird ein gewisses Maß an Verbindlichkeit praktiziert. Die Glieder kommen freiwillig zusammen, bringen Bereitschaft zum Eingehen von Engagements mit, wollen füreinander eintreten und üben offene Kritik aneinander.
6. Das Herrenmahl bildet die Mitte in jeder gottesdienstlichen Versammlung der offenen Gemeinde. In der Versammlung erinnert sich die Gemeinde mit Hilfe biblischer Berichte der großen Taten Gottes, dankt sie Gott und betet für die Welt.
7. Die offene Gemeinde weiß sich durch Christus in die Welt gesandt: sein Liebesgebot verpflichtet die Glieder der offenen Gemeinde zum Dienst in der Gesellschaft.
Darum:
 - lassen sich die Glieder der offenen Gemeinde auf politische Aufgaben in der Gesellschaft ein,
 - besprechen sie gesellschaftliche Fragen in ihren Versammlungen,
 - gestalten sie immer wieder neu die Gemeindegemeinschaften,
 - üben die Glieder Partnerschaft zwischen Erwachsenen und Kindern,
 - suchen die Glieder immer neue Begegnungen und Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit Nichtchristen - auch in ihren Versammlungen - ,
 - sorgen die Glieder für Schwache, Geschädigte und Benachteiligte im weitesten Sinne.

Die offene Gemeinde möchte mit ihrem Dienst in der Welt und ihren Versammlungen ein Zeichen dafür setzen, daß Jesus Christus gegenwärtig ist.

6.9.1973

DER GLAUBE, DER IN UNS ISTGedanken der Selbstbesinnung der Berlin - Gruppe der
Gossner-Mission in der DDR

Die Berlin-Gruppe der Gossner-Mission in der DDR versucht, als eine ökumenische Gruppe eine offene Gemeinde zu werden (siehe die Thesen zur offenen Gemeinde, die vor einem Jahr formuliert wurden); sie besteht seit ca. 10 Jahren, hat sich aber in den letzten 2 Jahren in besonderer Weise an die Arbeit gemacht, sie veranstaltet monatlich einen Gottesdienst - in relativ offener Form - mit gemeinsamem Herrenmahl, Gespräch und gemeinsamem Essen, unterhält kleine Arbeitsgruppen - meist auf Zeit - (z.B. hat eine Gruppe beiliegende Thesen "Der Nichtchrist - unser Zeitgenosse" erarbeitet) und versucht mit ca. 10 -15 Personen eine Art verbindliches Miteinander. Die Gruppe setzt sich aus solchen zusammen, die aus verschiedenen Berufen kommen - Bibliothekare, Ärzte, kaufmännische Angestellte, Lehrer, Juristen, Ingenieure und Facharbeiter.

Die konfessionelle Zusammensetzung: einige entstammen der Katholischen Kirche, andere evangelischen Landeskirchen, dritte den Freikirchen und wieder andere haben keinen konfessionell geprägten Hintergrund, sie sind vielmehr in glaubensloser Familienwirklichkeit groß geworden. Die meisten sind zwischen 25 und 45 Jahre alt.

Im Folgenden gibt die Gruppe Antwort auf die Frage, die in der ökumenischen Bewegung aufgekommen ist: "Die Hoffnung, die in uns ist". Die Gruppe versteht die Anfrage als eine Herausforderung zur Selbstbesinnung.

Der Glaube des Einzelnen - angefochten, in Frage gestellt und doch immer wieder verzweifelt gesucht und versucht - wird erst lebendig in der Gemeinschaft, in unseren ständigen Gesprächsbemühungen. Sei dieses Gespräch auch noch so schwerfönd, mehr tastend als treffend, ist es doch Objekt unserer Hoffnung.

Uns Rechenschaft über diese Hoffnung zu geben, bedeutet, Rechenschaft zu geben über den gemeinsamen Weg der Gruppe, über unser Arbeiten und Sprechen in der offenen Gemeinde.

Unsere Probleme und Nöte sind die aller Menschen in unserer sozialistischen Gesellschaft, nur daß wir sie im Glauben besprechen können, d.h., daß wir sie mit dem Versöhnungsdienst Jesu Christi und unserer Nachfolge in Zusammenhang zu bringen versuchen.

Unsere Ungeduld (auch miteinander) erklärt sich aus dem Ziel, dem Versuch, tatsächlich Gemeinde Jesu Christi zu sein.

Unsere Angst ist es, hinter diesen Forderungen und dem Voranschreiten des anderen zurückzubleiben, oder ohne den anderen allein weit voraus zu sein.

Unser Zorn gilt einer Kirche, der wir unsere theologische Hilflosigkeit verdanken, die uns an den maßgeblichen Entscheidungen über unsere christliche Existenz im Sozialismus nicht oder wenig beteiligt und die sich vor allem und aus allem rettet anstatt dienend und leidend zu lernen.

Unsere politischen Aktivitäten, die jeder am Dienst in der Gesellschaft unternimmt, haben ihre solidarische Basis in der Gruppe. Bei allem politischen Engagement erliegen wir jedoch häufig zwei Versuchungen: Einmal aus Opportunismus immer einen Kompromiß zu finden dergestalt, daß man politischen Tageslosungen vorbehaltlos zustimmt und nur noch kümmerlich christliche Restbestände etwa in der Rede von der Nächstenliebe festhält. (Für Christen sind Erscheinungen wie Leistungsdruck, Isolierung von Gruppen, Jugendkriminalität, Ehescheidung usw. nicht einfach Phänomene der Übergangsgesellschaft vom Kapitalismus zum Kommunismus, sondern Prozesse, in denen sich menschliches Leid dokumentiert, das zu Solidarität und Überwindung aufruft.)

Zum zweiten resignieren wir schnell angesichts gesellschaftlicher Widersprüche, zelebrieren unsere offensichtliche Ohnmacht, ohne durch politisch sachliches Denken, Bereitschaft zum Risiko und zur Verantwortung die harte Schale von Instanzen und Institutionen zu durchdringen.

Christliche Existenz ist für uns keine widerspruchsfrei harmo- nische, leidfreie, sie war es nie, sie ist Pro-Existenz für die anderen. Dies unverbittert auch als Hoffende und Leidende durchzuhalten und vor Resignation und Anti-Affekten zu bewahren, nehmen wir uns immer aufs neue vor.

Berlin, am 20. Mai 1974

"Der Nichtchrist - unser Zeitgenosse"

Vorgetragen von der Berlin-Gruppe der Gossner-Mission in
der DDR am 13.10.1973 in der Tagung der Mitarbeiterkon-
ferenz in Berlin

- 1 a) Unter dem Sammelbegriff Nichtchristen sind nicht nur Marxisten subsummiert, sondern auch die sogenannten praktischen Materialisten, die "Grauzone", die sich zwischen Christentum und Marxismus befindet und mit deren Vertretern wir täglich konfrontiert werden.
- b) Wenn von Christen die Rede sein wird, so nur in ganz allgemeinem Sinne, ohne im einzelnen zwischen Kirchenchristen, Randchristen, Engagierten oder Nichtengagierten zu differenzieren.
- c) Das Bild des Christen im Bewußtsein des Nichtchristen nachzuzeichnen, hat nur dann Sinn, wenn man von subjektiven Erfahrungen abstrahiert. Jedoch bleibt der weltanschaulich-politische Standort der Verfasser erkennbar.
- 2 a) Für Nichtchristen sind Christen zumeist Überbleibsel einer alten, überholten Gesellschaft und gelten als Bewahrer von bürgerlichen Traditionen, weil sie auf einer Lebensweise beharren, die verhindert, sich mit den gesellschaftlichen Veränderungen aktiv auseinanderzusetzen. Nichtchristen verurteilen bzw. schätzen (je nach Standort) eine solche Lebensweise, da sie ein apolitisches, ja z.T. sogar antisozialistisches Verhalten hervorbringt.
- b) Statt sich zu bemühen, Natur, Geschichte und Gesellschaft zu begreifen und zu verändern, flüchten Christen in kultische Handlungen und leere Mitmenschlichkeit, indem sie, die äußere Not des Menschen verkennend, auf die Seele und das Jenseits verweisen und glauben, die gesellschaftlichen Probleme allein mit Nächstenliebe lösen zu können.
- c) Das mystische Weltbild und die Abkapselung des Christentums in der sozialistischen Gesellschaft ziehen einen Teil Nichtchristen an, die an bestimmten gesellschaftlichen Entwicklungen und deren Rationalismus verzweifeln.
- d) Christen werden nicht nach ihren Reden, sondern nach ihren Taten beurteilt. Man ist von ihnen enttäuscht, da sie den hohen ethischen Anforderungen und der von ihnen erwarteten größeren Bereitschaft zum zwischenmenschlichen Gespräch nicht gewachsen sind.
- 3 a) Dieses Bild vom Christen im Bewußtsein des Nichtchristen ist auch historisch gewachsen und hatte bzw. hat z.T. auch seine Berechtigung als Reaktion auf das Bündnis von Thron und Altar sowie auf die gesamte Unterdrückung des Emanzipationsprozesses des Menschen überhaupt.

- 3 b) Auch heute reagiert die offizielle Kirche immer noch als "Repräsentationskirche" gegenüber der nichtkirchlichen Umwelt. Die verschiedenen Weisen der Reaktion reichen von antikommunistischer Aggressivität und Ver-
teufelung über weltanschauliches Konkurrenzdenken bis zur Resignation.
4. Dies bewußt negativ gesetzte Bild vom Christen ist in seiner Negativität u.E. Herausforderung, christliche Existenz zu einem wirklichen Leben in der Welt werden zu lassen, für das uns Jesus befreit hat.
- 5 a) Die gegenwärtige Theologie, die dem Zeitgeist nicht rein ablehnend gegenübersteht oder ihn nur als Vehikel für ihr System mißbraucht, hat sich notwendigerweise mit der bürgerlichen Aufklärung, der klassischen deutschen Philosophie (Hegel) und z.T. sogar mit der Marx'schen Religionskritik auseinandergesetzt, jedoch ohne den Marxismus insgesamt schon zu reflektieren und für sich aufzuarbeiten. Dies steht noch aus, könnte aber durch den rein theoretischen Dialog hinaus praktische Konsequenzen für Christen im Sozialismus haben.
- b) Eine solche Theologie müßte das Begriffspaar Sendung und Bekennen wieder neu für uns interpretieren.
- 6 a) Für unser Thema bedeutet das: den Nichtchristen weder als "anonymen Christen" für uns zu vereinnahmen, noch eine rein praktizistische Kooperation zu suchen, sondern im alltäglichen Dialog den Nichtchristen kennen und verstehen zu lernen, ohne die Unterschiede zu verwischen und einem Zeugnis aus dem Wege zu gehen.
- b) In der christlichen Gemeinde sollte der Nichtchrist, sei es im Gespräch, im gemeinsamen Nachdenken oder Gebet, nicht die Rolle des verlorenen Schafes zugeteilt bekommen, sondern wie das Gleichnis vom barmherzigen Samariter für die Juden und Pharisäer eine Herausforderung war, so sei Denken und Handeln des Nichtchristen für uns Herausforderung, unseren Glauben und unser Tun zu prüfen.
- c) Deshalb sollte die christliche Gemeinde auch immer neue Begegnungen und Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit Nichtchristen auch in ihren Versammlungen und Gottesdiensten suchen, um dem Auftrag Jesu in der Gesellschaft gerecht zu werden.

Sätze zum Abendmahl

Gepriesen seist du, Herr unser Gott, König der Welt, der du Brot aus der Erde wachsen läßt.

Dieses ist das Brot der Armut, das die Israeliten im Land Ägypten gegessen haben.

Sie waren unterdrückt und versklavt. Da schrien sie zum Herrn, dem Gott ihrer Väter, und der Herr hörte ihre Stimme, denn er sah ihr Elend, ihre Sklavenarbeit und Unterdrückung.

Dieses ist das Brot des Auszugs der Israeliten aus Ägypten.

Es erinnert uns an die Mazza, das ungesäuerte Brot. Wir denken daran, wie Gott die Israeliten mit starker Hand und ausgestrecktem Arm aus Ägypten herausführte.

Dieses ist das Brot, das Jesus entzweigebrochen und gesagt hat: Das ist mein Leib.

Jesus hat damit seines Todes im voraus gedacht und den Jüngern aufgetragen, sie sollten auch nach seinem Tode das Brot brechen und seiner gedenken.

Dieses ist das Brot der Armut unserer Zeit.

Wir denken an die versklavten und unterdrückten Menschen und Völker, die nach Gerechtigkeit schreien. Wir denken an die hungernden Menschen.

Dieses ist das Brot des Auszuges aus der Sklaverei und Unterdrückung. Wir denken an den weltweiten Aufbruch von Menschen und Völkern, dem auch wir uns angeschlossen haben.

Dieses ist das Brot des Reichtums und der Fülle der kommenden gerechten Gesellschaft, des Reiches Gottes, auf die wir warten und für die wir kämpfen.

- - - - -

Gepriesen seist du, Herr unser Gott, König der Welt, der du die Frucht des Weinstocks geschaffen hast.

Dieses ist der Becher der Freude Israels über den Auszug aus Ägypten.

Wir danken, loben, preisen, verherrlichen und rühmen den Gott Israels, der auch unser Herr ist. Er hat das Volk Israel nicht nur damals, sondern durch alle Generationen

hindurch, wenn sie bedrängt waren, aus der Knechtschaft zur Freiheit, aus der Kummernis zur Freude, aus der Trauer zum Festtag, aus der Finsternis zum hellen Licht, aus der Sklaverei zur Erlösung geführt.

Dieses ist der Becher, den Jesus bei seiner letzten Passahfeier mit den Jüngern genommen und gesagt hat:
Trinket alle daraus. Das ist mein Blut, das für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden.

Der Becher des Zornes Gottes über die Völker, die ihn nicht anbeten und loben, ist durch den Tod Jesu zum Becher des Segens geworden. Seit der Jude Jesus von Nazareth sein Blut vergossen hat, sind wir nicht mehr ferne von Gott. Der Messias Jesus stellt uns in die Geschichte Israels hinein. Darum feiern wir und freuen uns an der Geschichte des Auszugs. Wir stellen uns vor, als seien auch wir selbst mit aus Ägypten gezogen.

Dieses ist der Becher der Freiheit der Völker und Klassen unserer Tage.

Die Sklaverei der Pharaonen hat noch kein Ende. Aber der Auszug geht weiter. Wir denken stellvertretend für alle Völker an das Volk in Indo-China.

Dieses ist der Becher der Zukunft, der Becher des Propheten Elia, der kommen und die Herzen der Menschen zueinander kehren wird.

Es ist der Becher, der im Reich Gottes auf dem Tisch stehen wird. Alle Völker und Menschen werden sich niedersetzen und die große Freiheit feiern, zu der sie mit Israel in allen Zeiten und Generationen aufgebrochen sind.

(Text zusammengestellt v. Martin Cunz)

B e r i c h t
über die Tätigkeit der Arbeitsgruppe Berlin
in der Gossner-Mission in der DDR
im Zeitraum 1971 - 1974

Die Laienarbeit ist im Rahmen der Gesamtarbeit der Gossner-Mission in der DDR ein altes Thema. Schon in den 50-er Jahren war uns klar geworden: eine Erneuerung der Kirche kommt nur durch Laien, durch solche Laien aber, die nicht Imitationen von Pastoren sind, sondern selbständig ihren Weg inmitten der Gesellschaft als Christen gehen und die ihre Erfahrungen in die Gesellschaft einbringen, die die Gemeinde auch immer als den Ort der Zurüstung festhalten und sich neu senden lassen. Im Namen Jesu Christi sind Taten der Liebe im sozialistischen Alltag zu tun! Und dies nicht vollmundig und im Blick auf Nichtchristen nicht von oben herab, sondern bescheiden, demütig, mit den anderen zusammen. Der Beitrag für das gemeinschaftliche Leben ist einzubringen. Und was die Theologen angeht, so tun sie gut daran, wenn sie sich als Helfer der Laien für christliche Existenz im Alltag verstehen, sie sollten aber auch solche Dienste in der Gesellschaft übernehmen, von denen her sie "für andere" praktisch mitleben und mitarbeiten können. So kommt es zu einem Miteinander von Laien und Theologen, die dann auch gemeinsam theologisches Reflektieren durchführen können.

Bei der Gossner-Mission in der DDR hat sich eine Arbeitsgruppe Berlin gebildet. Schon lange hält diese Gruppe Gottesdienste und führt Seminare durch, arbeitet kleine Studien aus und ist bemüht, bei der Entwicklung einer offenen ökumenischen Gemeinde in Berlin zu helfen.

Das Kuratorium der Gossner-Mission in der DDR hat diese Gruppe in seiner Klausurtagung im Herbst 1971 bestätigt und die Gruppenglieder ermutigt, den beschrittenen Weg weiter zu gehen. In der Arbeitsgruppe Berlin führt seit Herbst 1973 Klaus Körner den Vorsitz, davor war es Superintendent Görig, stellvertretender Vorsitzender ist Dr. Roland Jacob, Sekretär Bruno Schottstädt.

Die Arbeitsgruppe kam in der Regel alle 4 Wochen zu einer Abendsitzung zusammen. In den Sitzungen wurden die Kellergottesdienste vorbereitet, Sachthemen behandelt, an der Frage des Selbstverständnisses der offenen Gemeinde gearbeitet und persönlicher Erfahrungsaustausch gepflegt.

Die Arbeitsgruppe hatte im ersten Jahr einen Arbeitsplan und einen Zeitplan verabschiedet, später ist sie zu vierteljährlichen Planungen übergegangen. Zur Arbeitsgruppe gehören z. Zt. 18 Personen, einige von diesen haben Ortsgemeinde-Bindungen, die meisten nicht.

Das Ziel der Arbeitsgruppe war es, eine "offene Gemeinde" in Berlin aufzubauen, dazu sollten helfen

- Sammlung von Gleichdenkenden aus evangelischer und katholischer Tradition
- Erörterung des Selbstverständnisses einer offenen Gemeinde (siehe dazu Anlage 1)
- Studiengruppen zu den Themen
Sexualethik und
Wahrheitsfrage heute

- Podien zu Themen der Kirche, zu der sehr breit eingeladen werden sollte
- ein Arbeitskreis mit Freunden aus dem Gesundheitswesen.

Es kann heute festgestellt werden: gehalten und weiterentwickelt haben sich der Kellergottesdienst und die vierwöchentliche Zusammenkunft der Arbeitsgruppe, in der Fragen der persönlichen Existenz besprochen, Wochenenden, Gottesdienste und Studien vorbereitet werden.

In "Haus Rehoboth" in Buckow/Märk. Schweiz konnten 1972 und 1973 je eine und 1974 zwei Wochenendbegegnungen durchgeführt werden. Für diese Tage in Buckow sind Eltern und Kinder der Berlin-Gruppe sehr dankbar. Nicht immer ist es gelungen, daß der größte Teil der Gruppe beieinander war, es mußten dann andere Berliner Freunde dazu eingeladen werden.

Die Kellergottesdienste fanden bis zum 31.8.74 immer am letzten Samstag Abend im Monat statt. Im September 74 ist die Gruppe dazu übergegangen, den Gottesdienst mit Kindern schon am Nachmittag des letzten Samstag im Monat durchzuführen.

Auf diese Weise soll den Kindern der Familien, die mit der Gossner-Mission in Berlin Verbindung halten, Gelegenheit gegeben werden, in den Kreis hineinzuwachsen. Die Kellergottesdienste haben in der Regel drei Teile

- a) eine kurze Liturgie mit Abendmahl
- b) gemeinsames Essen
- c) Gespräch zu einem Thema (die Reihenfolge ist unterschiedlich)

Alle Beteiligten legen Wert darauf, daß das Abendmahl im Zentrum des Gottesdienstes bleibt.

Themen, die behandelt wurden:

- "Hilfe, die Verwandten kommen" - Begegnung mit Christen aus Westberlin u. der BRD
- "Verantwortung der Eltern für die sexuelle Erziehung ihrer Kinder"
- "Ehekrise" (mit Dr. Bovet)
- "Das Kreuz - Zeichen der christlichen Existenz"
- "Die offene Gemeinde"
- "Erziehung zum Frieden"
- "Vietnam - bleibende Verpflichtung zur Solidarität"
- "Der Gottesdienst, wie wir ihn halten und was wir von ihm erwarten"
- "Junge Christen suchen neue Lebensstile - was sagen die Alten in der Kirche dazu?"
- "Lebensstandard und Leistungsdenken"
- "Spannungen im Familienleben"
- "Der behinderte Mensch"

Bestimmte Personen wurde von der Gruppe eingeladen, über durchgeführte Reisen bzw. Einsätze in Entwicklungsländern zu berichten. So z.B. Helmut Orphal und Bruno Schottstädt über ihre Japan- und Indienreise, Hans A de Boer und Rudolf Dohrmann (letzterer wurde im Kellergottesdienst zweimal verabschiedet) über Indien und Vietnam, Eberhard Natho über durchgeführte USA-Reise, Be Ruys über ihre Arbeit in ihrer Gemeinde an Westberlinern.

In der Karwoche wurde ein musikalischer Gottesdienst gehalten, den ein katholischer Kantor aus Frankfurt/O. mit einer Gruppe veranstaltete. In ihm wurde mit modernen Instrumenten gespielt und Meditationen vorgetragen, die das Sterben heute allgemein zum Inhalt haben (Vietnam, Konzentrationslager etc.).

Die Kollekten in den Kellergottesdiensten wurden sehr gezielt - nach Möglichkeit im Zusammenhang mit dem Thema - gesammelt. Z.B. für Haus Rehoboth in Buckow, Befreiungsbewegungen, für das Solidaritätskomitee (Vietnam), für katholische Theologen, für geistig Behinderte, für die Gossner-Kirche in Indien, für Literatur für Pfarrer und kirchliche Mitarbeiter in sozialistischen Ländern.

Was das Singen und Musizieren in den Gottesdiensten angeht, haben mit uns Fritz Müller und der Kantor Peter Burkhardt gesungen. Darüber hinaus haben wir versucht mit Schallplatten zu arbeiten und immer wieder haben wir auch auf das Kirchengesangsbuch zurückgegriffen. In den Fragen des Singens (welche Lieder, welche Texte?) sind wir hilflos geblieben.

In den Gottesdiensten hat sich durchgesetzt, daß es für Kinder und Erwachsene sehr hilfreich ist, wenn sie gemeinsam malen bzw. basteln oder kleben. Im letzten Gottesdienst wurden Klebearbeiten gemeinsam durchgeführt. Von den verantwortlichen Mitarbeitern wurden bestimmte Formen in bestimmten Farben auf ein weißes Papier geklebt vorgegeben und Tischgruppen hatten die Aufgabe, das Bild zu vervollständigen.

Wir haben sehr stark erkannt, daß es hilfreich ist, in den Gottesdiensten zusammen solche Dinge zu tun und nicht nur über das Wort miteinander zu kommunizieren.

Im Blick auf die Fürbitte haben wir uns bemüht, in jedem Gottesdienst gewisse Informationen zu geben - politische und ökumenisch-kirchliche.

Im Berichtszeitraum hat die Arbeitsgruppe drei größere Podiumsdiskussionen durchgeführt. Zu diesen Diskussionen kamen in der Regel 100 - 200 und mehr Gemeindeglieder und Freunde unserer Arbeit aus Berlin. Diese Zusammenkünfte hatten den Sinn, daß Teilnehmer mit Hilfe bestimmter Themen tiefer über sich selbst und über die Gemeinde nachdenken und sich prüfen, in welcher Form sie dazu helfen können, daß Kirche Jesu Christi in der Zeit eine verbindlichere Unternehmung wird.

Die drei Themen waren:

"Sinn des Lebens"

"Zukunft der Kirche"

"Wie soll der Pfarrer der Zukunft aussehen?"

Ende 1973 hat die Berlin-Gruppe zusammen mit allen Mitarbeitern der Gossner-Mission in der DDR anlässlich des 200. Geburtstages von Johannes Evangelista Gossner ein kleines Fest veranstaltet. Die Gruppe war in besonderer Weise am Schlußgespräch mit Bischof D. Schönherr beteiligt und sie hat nicht vergessen, was D. Schönherr zum Schluß in das Gespräch mit eingetragen hat; er formulierte (etwa so): Die entscheidenden Dinge kommen heute aus engagierten Gruppen. Und wir

alle lernen immer mehr engagiert zu leben. Leben und Wort gehören zusammen. Was von Kirchenleitungen kommt, hat meistens nur eine sehr geringe Bedeutung. Es ist schon deswegen disqualifiziert, weil es Anregungen von dort sind - meistens werden diese Anregungen als von "oben" kommend verstanden.

D. Schönherr machte der Gruppe Mut, weiterhin an der Arbeit zu bleiben und auch getrost der Kirche mit langem Atem voraus zu bleiben. Die Gruppenglieder möchten doch die Augen weit offen halten und sehen, wie inmitten unserer Zeit das Wort Gottes verantwortlich gelebt werden kann.

Schwierig ist es, mit Hilfe der Kellergottesdienste, mit Hilfe der größeren Veranstaltungen und Gespräche eine richtige Gemeinde zu werden, in der Verbindlichkeit herrscht. Alle Glieder betonen die Wichtigkeit der Offenheit in der Arbeit, für den Kernkreis wünschen sie sich aber mehr Verbindlichkeit.

In einer der Arbeitssitzungen wurden Stichpunkte zum Thema Verbindlichkeit aufgeschrieben. Es war die Frage gestellt worden: Was gehört alles zur Verbindlichkeit? Und dann wurde aufgezählt:

1. Freiwilligkeit (keine Statuten), 2. Bereitschaft, sich aufzuopfern (Eingehen von Engagements), 3. sich in Frage stellen und sich in Frage stellen lassen, 4. füreinander einstehen und sich aufeinander verlassen, 5. offene Kritik auf Vertrauensbasis durchführen, 6. Rückkopplung in das Geschehen in Christus in Gemeinschaft versuchen (gemeinsames Erinnern).

Was das Abendmahl angeht, so hat uns Martin Cunz einen grossen Dienst getan. Er hat uns einen neuen Text geschrieben, den wir anstelle der Einsetzungsworte mehrmals benutzt haben (siehe Anlage 4).

Die Arbeitsgruppe hat auf Anfrage vom Ökumenischen Rat der Kirchen versucht, sich und anderen Rechenschaft zu geben über die Hoffnung (den Glauben), die in uns ist. Mit Hilfe dieser Anfrage hat sie neu ihr Selbstverständnis zum Ausdruck gebracht. Sie hat Sätze formuliert und diese auch anderen zur Selbstbesinnung zur Verfügung gestellt (siehe Anlage 2).

In der Tagung der Mitarbeiterkonferenz 1973 hat die Arbeitsgruppe Thesen zum Thema "Der Nichtchrist - unser Zeitgenosse" vorgetragen. Diese Thesen wurden in einer Vierer-Gruppe erarbeitet und standen in der Gruppe zweimal zur Diskussion (siehe Anlage 3).

Alle Glieder der Arbeitsgruppe erhalten die Studienbriefe der Gossner-Mission und sind bemüht, diese nachzuarbeiten. Von einigen ist angeregt worden, die Briefe gemeinsam nachzuarbeiten, besonders die zur Gottesfrage.

In den Buckower Wochenenden hat die Gruppe die Themen "Verbindlichkeit", "Erziehung zur Sexualität" und "Umgang mit Nichtchristen" vorrangig besprochen. Viel Raum beanspruchte dort das persönliche Gespräch.

Der Arbeitskreis Gesundheitswesen ist seit einem Jahr auf Beschluß der Beteiligten nicht mehr zusammengekommen. Z.Zt. besteht bei einigen Ärzten und Schwestern der Wunsch, den Kreis wieder zusammenzurufen.

Die Studienkreise "Sexualethik" und "Wahrheitsagen heute" haben bisher keine Ergebnisse vorgelegt. Im ersten Kreis wurde ein Manuskript angefertigt, das Dr. Roland Jacob überarbeiten wollte, dies ist aber noch nicht geschehen. Gelungen ist es uns auch nicht, für die Kinder der Familien, die sich zur Berlin-Gruppe zählen, eine Art Christenlehre-Unterricht aufzubauen.

Die konfessionelle Barriere (katholisch-evangelisch) ist auch nicht überwunden. Und solche, die aus nichtchristlichen Traditionen kommen, sind nur selten unter uns.

Ein ganz wichtiger Punkt aller Gespräche (bei Gottesdiensten, in Wochenendbegegnungen, in Einzelgesprächen) ist immer wieder die Erziehungsfrage. Wozu erziehen wir? Wie kann unsere Erziehung helfen, in den Spannungsfeldern der Gegenwart vom christlichen Glauben her zu leben?

Ebenso wichtig sind Fragen des Ehe- und Familienlebens und des Verständnisses von Gemeinde (einschließlich Abendmahlsfrage).

Von einigen Gruppengliedern wird ein gemeinsames soziales Engagement gesucht, andere betonen das Einzelengagement in der Gesellschaft und wollen, daß die Gruppe solche Einzelengagements reflektiert.

Einige Schlußbemerkungen:

Der Anfang für die Bildung einer offenen ökumenischen Gemeinde in Berlin ist gemacht. Viel ist noch zu tun. Dabei kann es uns nicht darauf ankommen, möglichst schnell zahlenmäßig zu wachsen, wir möchten vielmehr die Erfahrungen im Glauben mit Hilfe unserer gesellschaftlichen Erfahrungen vertiefen, wir möchten mehr miteinander sein und werden und so Gemeinschaft im Glauben an Jesus Christus inmitten der Gemeinschaft der Menschen - am Arbeitsplatz und im Wohnbereich - lebendig halten helfen.

Für solch eine Gemeinschaftsbildung brauchen wir auch weiterhin die große Offenheit für Menschen, Einsichten, Strukturen etc. Wir brauchen aber zugleich die Vertiefung im Glauben in verbindlicher Gemeinschaft.

Karl Barth hat einmal von der Gemeinde gesagt, sie sei

immer zur Straße hin offen, damit wollte er den Menschen mit seinen Alltagsfragen zum Thema Nr. eins für die Gemeinde machen. Und eine offene Gemeinde übt sich in einer bruderschaftlichen Disziplin, sie lädt ein, Sinn und Ziel des persönlichen Lebens zu finden.

Die offene Gemeinde arbeitet für den Frieden mit jedermann - besonders für Frieden und mehr Gerechtigkeit der Unterdrückten in der Welt. Die offene Gemeinde hat Mut zum welthaften Handeln im Sozialismus und freut sich über die Arbeit in der Gesellschaft, mit der keiner draußen (außerhalb der Gemeinschaft) bleiben soll. Die offene Gemeinde ermuntert sich auf dem Wege, sie braucht heute sicher das Bewußtsein, ganz ein Stück der Ökumene zu sein, sie freut sich über Menschen, die die Welt verändern und sich selbst auch immer mehr zu Gemeinschaftsmenschen bilden.

Die offene Gemeinde bleibt Christus-orientiert und wünscht sich eine Weggemeinschaft, die die zukünftige Stadt als Ziel hat und an ihr schon jetzt baut. In Gemeinschaft mit allen Christengemeinden in der Welt und mit allen, die echt menschlich auf menschliche Gemeinschaftsziele zugehen, will die offene Gemeinde hoffend unterwegs sein.

Bruno Schottstädt

Anlage 1: Thesen zum Selbstverständnis der offenen Gemeinde
Berlin

Anlage 2: Der Glaube, der in uns ist

Anlage 3: Der Nichtchrist - unser Zeitgenosse

Anlage 4: Sätze zum Abendmahl (M. Cunz)

Erwachsenenbildung
in der Evangelischen Kirche
von Westfalen

Beratung · Training
Material · Studien

EINGEGANGEN

- 2. OKT. 1974

Erwachsenenbildung EKvW, 46 Dortmund, Jägerstraße

An das

Ökumenisch-Missionarische
Zentrum

z.Hd. Herrn P. Bruno Schottstädt

X 1017 B e r l i n
Georgenkirchstr. 70

Helmut Donner
30. Sept. 1974

Herrn Jfr. Seeburg

Z. Kenntnis

Jd. Sg.

Lieber Bruno Schottstädt!

Herzlichen Dank für Deinen Brief vom 17.9., der heute hier
eingegangen ist.

Es ist ein glücklicher Zufall, daß ich am 14. Okt. noch frei
bin. Ich komme gern zu Eurer Arbeitsgruppe und richte mich
im übrigen so ein, wie Du in Deinem Brief vorgeschlagen hast.

Bis dahin einen herzlichen Gruß,

Dein

Helmut Donner

Gossner-Mission in der DDR

1058 Berlin, am 27.8.74

Göhrener Str. 11

Ruf: 448 40.50



*Herdes
verbunden*

Sg 4/9

Liebe Freunde,

wie Ihnen mitgeteilt worden ist, verstarb am 29. Juli 74 (am Sterbetag eines Vincent van Gogh) unser Freund, der Maler und Grafiker Herbert Seidel. - Am 10. August 74 trafen sich über 100 Freunde und Schüler von Herbert Seidel zusammen mit seinen Verwandten in Potsdam, gedachten seiner und berieten miteinander, wie das reiche Erbe recht verwaltet werden kann.

Am Mittwoch, 11. September 1974, um 10,30 Uhr

wollen wir nun die sterblichen Überreste unseres Freundes auf dem St. Georgen-Friedhof III in Berlin-Weissensee, Roelckestr. 150, beisetzen.

Im Anschluß an die Beisetzung - gegen 11,30 Uhr - laden wir Sie in die Göhrener Str. 11 ein. Hier wollen wir uns noch einmal erzählen, was uns Herbert Seidel bedeutete und uns klar machen, wie in der Kirche Jesu Christi mit der Aussage von Künstlern umzugehen ist.

In Verbundenheit grüßen wir Sie

Ihre

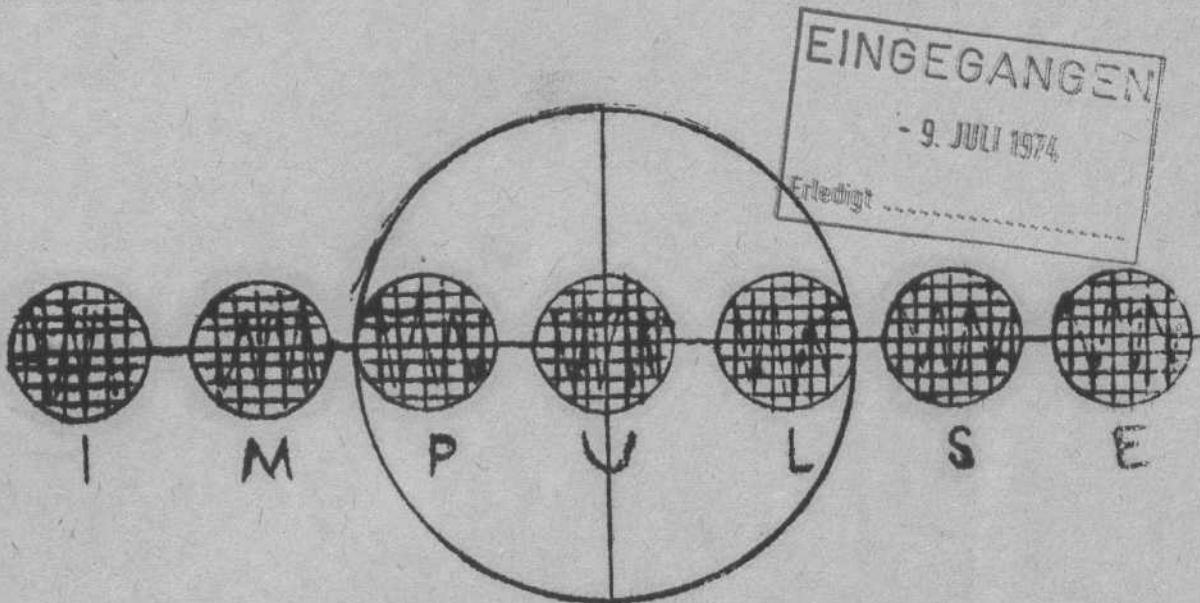
M. Richter

B. Schottstädt

ÖKUMENISCHES INSTITUT BERLIN

Informationsdienst

Juni 1974



Vorbemerkung:

Diese fünfzehnte Nummer der "impulse" ist der letzte Informationsdienst des Ökumenischen Instituts. Er wird in veränderter Gestalt vom zukünftigen Ökumenisch-missionarischen Zentrum weitergeführt werden. Auf Grund einer Vereinbarung zwischen dem Bund der Evang. Kirchen in der DDR und der EKKK wird das Institut jetzt in die Theologische Studienabteilung des Bundes übernommen. Der Übergang ist vom Ökumenischen Institut in Prinzip immer befürwortet worden, weil man in den Verhandlungen von der Voraussetzung ausgehen konnte, daß der neue Status die Erfahrungen, Erkenntnisse und Arbeitsweisen des Ökumenischen Instituts für alle Gliedkirchen des Bundes nutzbar machen könnte. Allerdings ist nun nicht zu vermeiden,

Nur für innerkirchlichen Dienstgebrauch!

Abzugs-Nr. 0073

daß sich doch manches verändert.

In der Studienabteilung wird es zwei ökumenisch-missionarische Studienreferate geben, die mit dem ÖMA, dem späteren Ökumenisch-missionarischen Zentrum, zusammenarbeiten werden. Das Studienreferat für Dokumentation und Information in der Studienabteilung wird von einem der theologischen Mitarbeiter des Ökumenischen Instituts übernommen. Die anderen Referate werden neu besetzt, da zwei der theologischen Mitarbeiter des Ökumenischen Instituts den Weg in die Studienabteilung nicht mitgehen. Die Studienreferenten werden alle ihren Arbeitsplatz in dem Sekretariat des Bundes haben. Sie können sie künftig über die bisherige Adresse und ab 1. 9. auch über 104 Berlin, Auguststr. 80, erreichen.

Die Bibliothek bleibt am bisherigen Ort. Sie soll weiter als ökumenisch-missionarische Fachbibliothek ausgebaut werden und wie bisher zur Verfügung stehen. Auch die Studienabteilung des Bundes wird sie als Spezialbibliothek nützen. Hinsichtlich der Archivalien (Materialsammlung) wird es wahrscheinlich unvermeidlich sein, künftig den Schwerpunkt auch in der Studienabteilung zu haben.

Die Mitarbeiter verabschieden sich hiermit von allen Freunden, die unsere Arbeit so freundlich begleitet haben, mit sehr herzlichen Dank. Das Ökumenische Institut hat zwölf Jahre bestanden. Wir hoffen, daß es seine Aufgabe sinnvoll, effektiv und zum Nutzen der Kirchen und der ganzen Ökumene erfüllt hat. Jeder Abschied schmerzt. Aber wir wünschen, daß Sie auch diejenigen unterstützen, die unter neuen Bedingungen der gleichen Sache in der Studienabteilung des Bundes dienen wollen, nämlich zu erfüllen, was Jesus gebetet hat: "ut omnes unum sint".

gez. Dr. Althausen, gez. Barthold, gez. Bodenstein,
gez. Friedrich, gez. Goltz, gez. Schülzgen.

Der Inhalt

ÖKUMENISCHE STUDIEN UND BERICHTE

Ist die "oikoumene" eine Utopie?

Eine Problemskizze zum Begriff "Weltgemeinschaft"

...1

DOKUMENTATION

Dienst für soziale Gerechtigkeit

Bericht der Arbeitsgruppe 3 der III. Vollversammlung der Gesantafrikanischen Kirchenkonferenz, AACG, in Lusaka/Zambia vom 11. - 24. 5. 74

...11

AUS ZEITSCHRIFTEN

Überblick über die Zeitschrift Evang. Theologie, München 34 (1974) No. 1, Januar/Februar 1974

Warum schwarze Theologie?

...20

Slenzka, Reinhard
Ostkirche und Ökumene auf den Weg nach Djakarta.
Ökumenische Rundschau 23 (1974) 2, S. 163 - 180

...21

Abzugs-Nr. 0073

Ist die "oikoumene" eine Utopie?

Eine Problemskizze zum Begriff "Weltgemeinschaft".

Die ökumenische Studie "Einheit der Kirche - Einheit der Menschheit", die nach Uppsala von der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung durchgeführt worden ist, hat erneut darauf aufmerksam gemacht, daß das Ziel der ökumenischen Bewegung außerhalb ihrer selbst liegt. Darum nimmt es nicht wunder, daß sich in Dokumenten des Ökumenischen Rates der Kirchen inner wieder der Wunsch findet, eine "Weltgemeinschaft" zu schaffen. Auch auf der 5. Vollversammlung in Djakarta wird davon die Rede sein. Jeder Begriff hat seine Vorgeschichte. Sie bestimmt seinen Sachinhalt. Die folgende Problemskizze wurde im Ökumenischen Institut erarbeitet, um aufzuzeigen, wie es sich mit diesem Hintergrund im Falle der "Weltgemeinschaft" verhält. Darin verbirgt sich allerdings auch die kritische Frage, ob das Wort und wie es von uns übernommen werden kann. Der Beitrag gibt darauf keine volle Antwort. Aber er soll zum Weiterdenken anregen.

Nach jahrzehntelangen Bemühungen des Ökumenischen Rates der Kirchen sind immer noch viele Menschen enttäuscht, daß man weder auf dem Weg zur Einheit der Kirche noch auf dem zur Einheit der Menschheit einen entscheidenden Schritt vorangekommen ist. Wenn sich also zwei von 6 Sektionen der 5. Vollversammlung direkt oder indirekt mit dem Thema "Weltgemeinschaft" befassen, so deshalb, weil das Ringen um die Befreiung der Menschheit aus ihrer elementaren Unfreiheit gleichbedeutend ist mit dem Streben nach Weltgemeinschaft. Zwar kann von der naturwissenschaftlich gesicherten Erkenntnis ausgegangen werden, daß durch die monophyletische Abstammung des Menschen die biologische Einheit der Menschheit nachdrücklich unterstrichen wird, doch bleibt diese biologische Rede von der Einheit der Menschheit unverbindlich ohne humanen Kontext. Diesen deutlich werden zu lassen, wird eine der Aufgaben der Vollversammlung von Djakarta sein müssen. Den vielfältigen Gebrauch des Begriffes Weltgemeinschaft und seiner Synonyme in ihren jeweiligen Verstehenshorizont aufzuzeigen, das soll Ziel dieser Skizze sein.

1. Das "höhere Interesse" und die Wirklichkeit eines internationalen Kapitalismus

Der Begriff des "höheren Interesses" dürfe nicht beim Nationalstaat haltmachen. Laissez-fair sollte nach dem Willen des theoretischen Begründers der kapitalistischen Wirtschaftsordnung,

Abzugs-Nr. 0073

des bürgerlich sozialen Philosophen Adam Smith (1723 - 1790), vielmehr eine Weltgemeinschaft begründen sowie eine natürliche Harmonie der Interessen innerhalb des einzelnen Staates gewährleisten. Die Wirklichkeit eines internationalen Kapitalismus allerdings war das Ergebnis.

2. "Christliche Demokratie" und ihre weltweite Verwirklichung

Der Gedanke einer christlichen Demokratie und die Forderung nach deren weltweiter Verwirklichung hat eine christliche Wirtschaftsordnung zur Voraussetzung, d.h. soziale Gerechtigkeit, kollektives Recht auf Eigentum, industrielle Demokratie, approximative Gleichheit und Zusammenarbeit. Dieser stark auf eine weltweite christianisierte Wirtschaftsordnung orientierende Impuls kam von Wilhelm Rauschenbusch (1861 - 1918). Er, der vom frühen social gospel und der Rietschelschen Theologie geprägt war, übernahm die sozialistische Interpretation der Krise der westlichen Welt. Christlicher Glaube mußte immer auch gesellschaftsbezogen sein, und das konnte in der Zeit nach der Jahrhundertwende für ihn nur heißen, weltweite soziale Gerechtigkeit zu fordern. Durch das Federal Council of the Churches of Christ in America und durch das Hineintragen des social gospel durch die amerikanischen Delegierten nach Stockholm 1925 hat sein Denken Eingang in die Ökumene gefunden.

3. Die Christenheit - in ihrem Wesen universal

Die Christenheit, von ihrem natürlichen Wesen her schon universal, sei bereits eine weltweite Gemeinschaft. Gehorsam sei sie ihrem Herrn allerdings nur dann, wenn sie sich und ihre Aktivitäten weder durch nationale noch politische Grenzen beeinträchtigen ließe. Nathan Söderbloom (1866 - 1931) sieht damit nicht eine weltweite Gemeinschaft exklusiven Charakters gegeben. Auf den Hintergrund seiner Zeit versteht er die vorgegebenen Staatswesen bzw. die jeweiligen Gesellschaften als christlich.

4. Der Völkerbund und die geeinte Menschheit

Vom Völkerbund wurde erwartet, eine Familie, die so weit reicht wie die gesamte Menschheit, um sich zu scharen ohne Unterschied der Rasse, der Farbe und der Religion, eine Familie, auf die die Bitten des Vater-unser, "unser Vater" und "unser Brot", schon hinweisen. Das ist der theologische Ausgangspunkt Wilfred Monods (1867 - 1943). Er war um die Bewährung des christlichen Glaubens in der sozialen Wirklichkeit bemüht und suchte die Einigung der Christenheit als Union des Vielfältigen. Er formuliert die zur Gründung des Völkerbundes vorherrschende euphorische Stimmung folgendermaßen: "Immer mehr hat der Geist Gottes innerhalb und außerhalb der Kirche den Betern und den Denkern die Schau einer geeinten Menschheit geschenkt..."(1). Doch die bloße "Schau einer geeinten Menschheit" erwies sich für praktische Schritte als nicht tragfähig genug.

5. Die UNO - in einer Organisation Wirklichkeit werdende Welt-Gemeinschaft

Weltgemeinschaft kann nur erreicht werden, gelingt es, durch Machtverschmelzung der Großmächte einen Kern internationaler Gemeinschaft zu bilden, die in ihre Vereinbarungen jedoch schon

Abzugs-Nr. 0073

Pläne für eine Weltordnung mit aufnehmen müßten. Die potentielle Möglichkeit einer Weltgemeinschaft, die in der wachsenden Interdependenz aller Nationen auf Grund der Ergebnisse der technischen Zivilisation besteht, wird also zur Wirklichkeit in einer Organisation, die in Analogie eines bürgerlich-parlamentarischen Staatsaufbaus gedacht wird. Doch sieht der deutlich auf dem Boden eines amerikanischen-bürgerlichen Demokratieverständnisses stehende Reinhold Niebuhr 1947 durchaus die Schwierigkeit, die Einheit allein durch Regierungsgewalt schaffen zu können. Er, der seine Äußerungen zu dem Thema Weltgemeinschaft unleugbar unter dem Eindruck der Vorverhandlungen für die Gründung der Vereinten Nationen macht, muß nämlich feststellen, daß Regierungen nur eine schon gewonnene Einheit darzustellen vermögen, nicht aber schaffen können, was sie voraussetzen müssen. Es gilt, die Spannung zwischen Gewaltanwendung und Freiheitsverlangen zugunsten des Erreichens einer qualitativ höheren Lebensstufe auszuhalten und einer Lösung näherzubringen. Vornehmlich deswegen sieht er besonders die Christen berufen, eine solche Weltgemeinschaft zu gründen. Gerade aus ihrem "Glauben heraus ist es möglich, das letzte soziale Problem der Menschheitsgeschichte anzugreifen: die Schaffung einer weltumfassenden Gemeinschaft". (2) Das könne Jahrzehnte dauern, ohne vielleicht je zu einem endgültigen Abschluß zu kommen.

6. Die "verantwortliche Gesellschaft" - tragfähige Rechtsordnung für eine Weltgemeinschaft

Ein Weltstaat mit einer Weltregierung an der Spitze - letzter und schwierigster Schritt bei der Schaffung einer Weltgemeinschaft -, sollte die Verwirklichung einer "verantwortlichen Gesellschaft" garantieren. Dieser Begriff, der von Oldham (1874 - 1969) zum ersten Mal in die Diskussion eingebracht wurde und die erste Vollversammlung in Amsterdam 1948 wesentlich bestimmte, schließt die Verantwortung des einzelnen Bürgers gegenüber der Gesellschaft ebenso wie die der Gesellschaft für ihre Glieder und der Gesellschaft für ihre übergeordneten Normen ein. Hier fließen sowohl Niebuhrs als auch Rauschenbuschs Einfluß ineinander. Der eine sieht den Gedanken einer Rechtsordnung, der andere den, daß diese Rechtsordnung nur bei sozialer Gerechtigkeit ein tragfähiges Element wird. Es verwundert also nicht, wenn man der losen Konföderation der UNO in Amsterdam mit einem gewissen Mißtrauen gegenübersteht. Für die Kirchen fordert man innerhalb einer dergartigen Weltgemeinschaft nicht mehr Rechte, als sie anderen religiösen Gruppen zugestanden würden.

7. Die Utopie einer "verantwortlichen Gesellschaft"

Zu Beginn der 60iger Jahre sehen sich die Kirchen in ihren Bestreben, für die Errichtung einer Weltgemeinschaft einen entscheidenden Beitrag zu liefern, von säkularen Kräften überrundet. M.M. Thomas (geb. 1916; Direktor des Christian Institute for the Study of Religion and Society in Bangalore/Indien; Vorsitzender des Zentralausschusses und des Exekutivkomitees des ÖRK) sprach auf der Weltnmissionskonferenz in Mexiko 1963 von einer "weltlichen ökonomischen Bewegung", in der das Gefühl einer für alle Welt gemeinsamen Humanität oder menschliche Solidarität zunähme. Zu fragen ist, ob seine Einschätzung der gesellschaftspolitischen Weltlage von richtigen Voraussetzungen ausgeht. (3)

Die Konferenz für Kirche und Gesellschaft in Genf 1966 erkannte obengenannte Herausforderung und versuchte nun ihrerseits zu antworten. Allgemeintheologischer Ausgangspunkt war die christliche Sicht von der brüderlichen Gesellschaft der gesamten Menschheit.

Ausgangspunkt in der Vorbereitungsphase für die Forderung, mit Hilfe eines Bündnissystems langsam zu einer Weltordnung zu gelangen, waren etwa folgende Überlegungen. Die Welt der Produktion vereinheitliche, selbst wenn die Politik trenne, und die Internationalisierung ebne ideologische Unterschiede ein. Man glaubte, eine internationalistische Ideologie in eine international gültige Ideologie überführen zu müssen. Die erklärte Zielstellung, eine Humanisierung der westlichen Gesellschaft, da die sozialistische Gesellschaft den menschlichen Hunger nach individueller Menschlichkeit nicht zu stillen vermöge, mag ein bezeichnendes Licht auf diese international gültige Ideologie werfen. Der Begriff der verantwortlichen Gesellschaft (Amsterdam 1948), der zwar zugestandenermaßen zu oft im Licht einer spezifisch westlich-demokratischen und -parlamentarischen Tradition interpretiert worden sei, bedürfe lediglich einer neuen Exegese. Damit hatte Visser't Hooft (geb. 1900; 1938 - 1966 Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen) gleich zu Beginn in Genf selbst die Weichen gestellt. Bei der Anzahl der der Konferenz zuarbeitenden Experten westlicher Provenienz verwundert es nicht, daß man weiterhin davon ausgeht, die verschiedenen Gesellschaftssysteme bewegten sich aufeinander zu. Der Begriff der verantwortlichen Weltgemeinschaft, eine der neuen Dimensionen der verantwortlichen Gesellschaft, bleibt sehr unbestimmt. Jede Nation müsse sich für das Wohl der anderen verantwortlich fühlen. Der Wunsch nach einer klareren Profilierung, in der Warnung laut werdend, daß dies alles Phrasen bleiben müßten, solange die Ungleichheit in der Welt wachse, wird nur am Rande laut. Die Weltordnung wird mehr als unbestimmbare Größe für das Zusammenleben der Völker gesehen, eine Weltregierung steht nicht mehr auf der Tagesordnung.

8. Die Verarbeitung der Genfer Impulse

Wenngleich Genf nur eine sehr vage Utopie in Bezug auf eine Weltgemeinschaft proklamiert hatte, so gingen dennoch zahlreiche Impulse von dieser Konferenz aus. Allenthalben versuchte man, aus jener Utopie eine Realutopie werden zu lassen. Als Beispiel sei hier nur ein Aufsatz Johannes Althausens genannt (geb. 1929; Leiter des Ökumenischen Instituts beim Ökumenisch-missionarischen Amt Berlin) der 1968 das Problem einer "kommenden Weltgemeinschaft" unter dem Blickwinkel der Mission(en) anging. Die wachsende Interdependenz führe dazu, daß internationale Vereinbarungen und internationale Organisationen in steigendem Maße an Bedeutung zunehmen. Davon würde auch das kirchliche Handeln berührt. Die Kirche müsse vielfältige Dolmetscher- und Vermittlungsdienste übernehmen, sie müsse Strukturen schaffen helfen, die eine sinnvolle Regelung für Frieden und Gerechtigkeit garantierten. Für Christen aber könne das nur Parteinahme für die Dritte Welt heißen. Durch sie seien neue Koordinaten für die Mission gegeben.

9. Weltgemeinschaft - Experimentier- und Weg-Gemeinschaft

Sich dafür einzusetzen, daß Gerechtigkeit herrsche, daß keiner mit den ihm anvertrauten Gaben eigenwillige Geschäfte betreibe, daß ein Rechtsstreit geführt würde, in dem alle bestehenden Herrschaftsverhältnisse relativiert würden, das alles läßt sich mit dem hebräischen Begriff "Schalom" umschreiben. Für das Thema "Weltfrieden und Revolution" versucht H. P. Schmidt (Professor für Systematische Theologie der Universität Frankfurt/Main) das Alte Testament zu hören und stößt dabei auf diesen Begriff. Er sieht darin mehr eine inhaltliche Bestimmung, als ein fertiges Rezept für ein gedeihliches Miteinanderleben aller Menschen. "Schalom ist weder ein religiöses Sondergut noch eine allgemeine politische Ordnungsvorstellung, sondern eher schon so etwas wie eine Experimentier- und Weg-Gemeinschaft, in der Menschen unterwegs sind und bleiben, um verheißenen Lebensmöglichkeiten nachzukommen und sie allen zugute kommen zu lassen." (4)

10. Das Ziel einer Weltgemeinschaft und die Wirklichkeit einer Weltgesellschaft oder Schicksalsgemeinschaft

Die interdependente Weltgesellschaft, bedroht von politischer Einheit und der Gefahr eines Atomkrieges, sucht verzweifelt nach Maßstäben einer Weltgemeinschaft, um zu überleben. Das könne nur erreicht werden durch ein vermehrtes Interesse an den kulturellen, ideologischen und religiösen Dimensionen, während O. C. Thomas (Theologieprofessor an der Episcopal Theological School, University of Alabama/USA) der Meinung ist, daß bisher ein zu großer Teil der Aufmerksamkeit auf technologische, wirtschaftliche und politische Aspekte des Problems einer Weltgemeinschaft gerichtet worden wäre. (5). In diesem Zusammenhang ist er sich wohl der politischen unterschiedlichen Meinung bewußt, wenn er vor der westlichen Arroganz warnt, andere Völker müßten die Probleme der Weltgemeinschaft auf dem gleichen Weg verstehen und lösen, wie die westlichen es täten. Doch auch für ihn scheinen diese Unterschiede nicht das Wichtigste zu sein. Als entscheidend für die Lösung sieht er die Beziehungen zwischen den großen Weltreligionen an.

Carl Ordnung (Sekretär des Regionalausschusses der CFK in der DDR; Mitarbeiter im Hauptvorstand der CDU/DDR) geht von ähnlichen Voraussetzungen aus. (6). Der zu große Akzent auf der technisch-wissenschaftlichen Entwicklung mache den Mangel des Verständnisses von Weltgemeinschaft aus. Im übrigen aber sind Ordnungsfolgerungen grundsätzlich verschieden von denen Thomas'. Der Begriff Weltgemeinschaft, den er gleichbedeutend mit dem der Weltgesellschaft gebraucht, erscheint ihm nicht geeignet auszudrücken, daß die Entwicklung nicht im Zeichen von Konvergenz, sondern von Divergenz steht. Die Bedrohung eines modernen Kernwaffenkrieges habe uns alle nur zu einer Schicksalsgemeinschaft werden lassen. Innerhalb dieser sei die weltweite Auseinandersetzung zwischen Kapitalismus und Sozialismus allerdings mit friedlichen Mitteln (friedliche Koexistenz) zu führen. Für ihn liegt das Schwergewicht bei der Frage nach der Weltgemeinschaft auf der Frage nach der Gesellschaftsstruktur. Als Ergebnis dieser Auseinandersetzung kann sich eine Weltgemeinschaft in der Zukunft nur unter sozialistischem Vorzeichen entwickeln.

11. Weltgemeinschaft: Einheit der Kirche - Einheit der Menschheit

"Worin besteht die Rolle der Kirche im Blick auf Gottes Absicht, die Welt zu einen?" fragte die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung in Bristol 1967. Zwei Jahre später legte sie ein Studiendokument mit dem Titel "Einheit der Kirche - Einheit der Menschheit" vor. Der Titel "Einheit der Kirche - Einheit der Menschheit" ist bewußt in dieser Reihenfolge und nicht etwa in umgekehrter Anordnung gewählt worden. Damit ist eine wichtige Vorentscheidung gefallen. Die Einheit der Kirche wird zum Modellfall für die Einheit der Menschheit. Einheit wird nicht einfach als Gleichheit gesehen, sondern als Zuordnung der Verschiedenheiten in der Gemeinschaft. Zukunft sei aus Verantwortung zu planen, insbesondere auch im Zusammenhang mit der Zusammengehörigkeit der Menschen als einer "weltbürgerlichen Gesellschaft" (7). Pessimistisch wird die gegenwärtige Lage beurteilt. Die bestehende derzeitige Interdependenz könne eher als Etappe auf dem Wege der Selbstzerstörung angesehen werden, nicht aber als Vorstufe des sich vollendenden Zieles allgemeiner menschlicher Gemeinschaft."

Es ist hervorzuheben, daß eine gründliche exegetische Vorarbeit den Anfang dieses Studiendokumentes bildet. Die Aussage, daß das menschliche Geschlecht eine Einheit bilde, sei in biblischen Zeugnis des Alten und des Neuen Testaments tief verankert. Dabei wird eine wichtige Feststellung in den den weitaus größeren Anteil an dem Dokument habenden systematischen-theologischen Überlegungen getroffen, daß die Menschheit nicht von vornherein eins sei, sondern daß das erst durch ihre gemeinsame Geschichte und durch immer umfassendere Interaktion geschehe."

Aus den nunmehr über dieses Studiendokument einsetzenden Diskussionen nur zwei Stimmen. Josef Smolik (geb. 1922; Professor der Praktischen Theologie an der Comenius-Fakultät, Prag)(8) verweist darauf, daß das kirchliche und weltliche Denken über Katholizität an einer gefährlichen Abstraktheit leide. Es könne sich nicht als eine utopisch aufgefaßte Weltbruderschaft handeln als einer Summe von Menschen, Völkern, Kulturen und Traditionen, sondern nur als geschichtlicher Prozeß verstanden werden. Ans van der Bent (geb. 1924; Direktor der Bibliothek des Ökumenischen Rates der Kirchen in Genf)(9) stellt fest, daß bisher weder ökumenische noch kosmopolitische Versuche zum Verständnis der potentiellen Einheit mehr als eine sich dahinschleppende Erfolgchance gehabt hätten. Er fordert, daß christliche Ökumene und Weltbürgertum auf unterster Ebene experimentell vorangetrieben werden müssen. Dabei gehöre die Einheit der Kirche mit der der Menschheit dynamisch und dialektisch zusammen.

Die Einheit in der Vielfalt wurde immer wieder zum Richtpunkt aller Diskussionen auf der Sitzung von Glauben und Kirchenverfassung in Löwen 1971. Gemeinschaft umschließe auch die Anerkennung von Verschiedenheit, einschließlich der Verschiedenheit von Interessen und von Macht. Deutlicher als in dem Studiendokument von 1969 wird darauf hingewiesen, daß Gemeinschaftsbildung und Beziehungen zwischen den Nationen eine Sache von Strukturen und nicht nur eine von Gerechtigkeit und Macht losgelöster Liebe wäre. Gemeinschaft ließe sich nicht durch einen bloßen verfassunggebenden Prozeß schaffen.

Ein überarbeitetes Studiendokument "Einheit der Kirche - Einheit der Menschheit" (Jan. 1973) spricht pointiert von einer auf Frei-

heit und Gerechtigkeit gegründeten Weltgemeinschaft. Überhaupt scheint weitaus klarer erkannt zu sein, daß die Einheit der Kirche und die Einheit der Menschheit nur in einem festen dialektischen Zusammenhang gesehen werden kann. Das Bemühen um die Einheit der Menschheit treffe sich mit der Suche nach den Bedingungen des Weltfriedens. Für den Bau von Gemeinschaft sei die gemeinsame Anteilhabe an der Macht die entscheidende Bedingung. Die Kirchen müßten sich bei dieser Auseinandersetzung um die Frage der Macht auf die Seite derer stellen, die Freiheit und Gleichheit in einer gerechten Weltordnung anstreben. Somit werde wahre Einheit der Menschheit nur aus einer radikalen Trennung hervorgehen.

12. Einheit der Menschheit

Viele Christen seien durch das Wachsen des sogenannten säkularen Ökumenismus - eines weitverbreiteten Gefühls unter Menschen aller Rassen, die Menschheitsfamilie sei eine - zu der Auffassung gekommen, die vorrangige Aufgabe unserer Zeit sei es, die Einheit der Menschheit und nicht die der Kirche zu verwirklichen. Das stellt das Ökumenische Institut in Strasbourg fest (10). Speziell der Christ mühe sich um die Einheit der Menschheit, die ihre Grundlage in Gottes Schöpfung und ihre Hoffnung auf Erfüllung in der in Jesus Christus begonnenen neuen Menschheit habe, indem er nach einer gemeinsamen Basis der Zusammenarbeit zwischen Kräften suche, die sich sonst ideologisch als Gegner gegenüberstehen.

Zumindest erscheint es des Fragens wert, ob von zweifellos auf gewissen eng begrenzten Gebieten zu beobachtenden Versuchen, zu einer derartigen Zusammenarbeit zu kommen, auf das Gesamtziel der Erreichung der Einheit der Menschheit geschlossen werden darf.

13. Weltgemeinschaft - das Abwägen von Möglichkeit... und Verantwortlichkeit menschlicher Existenz

Das jüngste Programm des ÖRK ist das des Dialogs mit Menschen anderer Religionen und Ideologien. Dieser Dialog, so wurde etwa in der Konsultation in Zürich 1970 festgestellt, sei dringend notwendig, da alle Menschen bei der Suche nach Gerechtigkeit, Frieden und einer hoffnungsvollen Zukunft gleichen Notwendigkeiten unterworfen seien und alle sich mit der Herausforderung auseinandersetzen müßten, eine gemeinsame Menschheitsfamilie anzustreben. Dialog habe das Ziel, die Liebe, die gegenseitig verändere, zum Ausdruck zu bringen, die allein Wahrheit schöpferisch mache. Die Kirche habe im Namen Jesu Christi der Bildung einer Weltgemeinschaft zu dienen. Ziel sei also, eine Weltgemeinschaft anzustreben, wozu uns die augenblicklichen Lebensbedingungen auf der Erde ohnehin zwingen, in der Menschen miteinander leben und handeln können. Dies ist ohne Zweifel alles richtig. Doch bleiben die Konturen des Begriffes Weltgemeinschaft unklar, scheint auch über das Erreichen dieses Zieles in Konkretem wenig reflektiert zu sein. Doch der Wunsch allein bringt das Problem seiner Lösung noch nicht näher.

Die Frage, ob es möglich ist, eine Weltgemeinschaft zu schaffen, die ein Leben in Gerechtigkeit und Frieden gewährleiste, wurde in mehreren Konsultationen 1970 und 1972 von einer Gruppe jüdischer und christlicher Theologen in Kontext dieses Dialogprogramms verhandelt, dazu 1974 auf einer multireligiösen Konferenz in Sri Lanka.

Abzugs-Nr. 0073

Weltgemeinschaft sei dabei nicht zu verstehen als imposante Gleichförmigkeit durch die ganze Welt, weder ideologisch, kulturell, politisch noch religiös. Weltgemeinschaft meine nicht das bloße Aufeinanderangewiesensein von Völkern und Nationen. Es handele sich um keine perfekte Gesellschaft, sondern einen lebensfähigen Weg des Abwägens der Möglichkeiten und der Verantwortlichkeiten der menschlichen Existenz. Von der Weltgemeinschaft sei als von naheliegenden Ziel zu sprechen. Weltgemeinschaft müsse sich verstehen als eine Gesellschaft der Gemeinschaften, die dem menschlichen Leben die Identität wiedergebe.

14. Weltgemeinschaft - ein Produkt spätbürgerlicher Philosophen

Die marxistisch-leninistische Seite hat gegen den Gedanken einer Weltgemeinschaft hauptsächlich zwei Einwände anzubringen. Erstens wendet man sich gegen die Behauptung, daß sich das kapitalistische und das sozialistische Gesellschaftssystem nach einem mehr oder weniger langen, aber stetigen Annäherungsprozeß (Konvergenz) zu einer sogenannten "einheitlichen oder modernen Industriegesellschaft" verschmelze. Es handle sich allenfalls um Gemeinsamkeiten in Verfahrensweisen, Methoden und Techniken, nicht aber um konvergierende Prozesse.

Zum anderen sieht man in der Gründung einer Weltgemeinschaft oder der "Gemeinschaft der entwickelten Länder" sowie der Einrichtung einer "Weltordnung" als den Produkten spätbürgerlicher Philosophen lediglich einen neuen Versuch der USA, ihre Führungsrolle in der Weltpolitik zurückzuerobern, also eine Restaurierung der Idee der "Pax Americana". Es handele sich dabei um eine abgeschlossene Struktur der Gemeinschaft der kapitalistischen Länder, die die sozialistischen Länder ausschließe, es sei denn, sie würden dem Sozialismus absagen. Doch richte sich die "Weltgemeinschaft" daneben auch gegen die eigenen Verbündeten der USA. - Zwar habe die wissenschaftlich-technische Revolution tatsächlich objektive Möglichkeiten dafür geschaffen, daß die Menschen aller Länder und Kontinente einander näher kämen. Doch wird die Einheit der Menschheit als Ergebnis eines geschichtlichen Prozesses erwartet, der durch Klassenkampf und Revolution schließlich zur klassenlosen kommunistischen Gesellschaft führen werde.

Weltgemeinschaft, das ist das Thema nicht erst der letzten 10 oder 15 Jahre. Nahezu schon zwei Jahrhunderte ist der Begriff selbst alt und noch viel weiter zurück hat es schon immer Utopien einer die ganze bewohnte Welt (=Oikoumene) umfassenden Menschheitsfamilie gegeben.

Es sollte deutlich geworden sein, daß sowohl die Terminologie als auch die Vorstellungsinhalte mehr oder weniger divergieren, je von welchem Standpunkt und welcher Position aus dieses Thema aufgegriffen wird. Ob nun aber Weltgemeinschaft, Weltgesellschaft, Schicksalsgemeinschaft, Weltbruderschaft, Weltordnung, Weltstaat und Weltregierung gesagt wird, und von wen auch immer, um eines wissen alle, daß die wachsende Interdependenz der Völker nach einer Lösung in Weltmaßstab verlangt, wie immer diese gedacht ist. Es ist ein Prozeß, an dessen allerersten Anfängen wir stehen.

Es ist unmöglich, den Prozeß der Entstehung einer Weltgemeinschaft in statisch-ontologischen Kategorien auszudrücken. Für das Verständnis der Einheit der Welt kann letztlich nur die Anthropologie den Schlüssel liefern, werden mit ihr schließlich auch für Strukturfragen entscheidende Vorbedingungen geklärt. Die Einheit der Menschheit in der Vielfalt und Unterschiedenheit ist nur in Werden erfassbar, das die seinen Fortschritt bedingenden Gesetze übersteigt und verwandelt, mithin nur in einem offenen Prozeß.

Das Bemühen um die Schaffung einer Weltgemeinschaft ist untrennbar verbunden mit der Suche nach den Bedingungen des Weltfriedens.

Christlicher Glaube findet den letzten Zugang zum Sinn des Lebens und der Geschichte in Christus. Er weiß um die ständigen Widersprüche, in die die Geschichte auch auf der höchsten Stufe menschlicher Leistung verstrickt ist; er weiß aber auch um die ständige Offenbarung einer göttlichen Gnade und stellt sich deswegen auf die Seite der Unterdrückten und Entrechteten. Was bleibt, ist die Frage, wie dieses Wissen für das Bemühen um die Erreichung einer Weltgemeinschaft mit den verschiedensten Menschen in den unterschiedlichsten Situationen und von auseinandergehendsten politischen und religiösen Anschauungen je in der konkreten Existenz zum Wohl des Ganzen fruchtbar gemacht werden kann.

Anmerkungen

- 1 = A. Deißmann, Die Stockholmer Kirchenkonferenz. Vorgeschichte, Dienst und Arbeit der Weltkonferenz für Praktisches Christentum, Berlin 1926, S. 123
- 2 = Reinhold Niebuhr, Die Kinder des Lichts und die Kinder der Finsternis. Eine Rechtfertigung der Demokratie und eine Kritik ihrer herkömmlichen Verteidigung, München 1947, S. 121
- 3 = "Nachdem die westliche Expansion einmal zum Halten gebracht wurde, bedeutet die Art und Weise, wie der Westen den Ruf, für neue Gesellschaftsformen in der außerwestlichen Welt mitzukämpfen, gefolgt ist, in der Tat ein bemerkenswertes Zeugnis für jenes Zusammengehörigkeitsgefühl". - M.M. Thomas, Die Welt, in der wir Christus predigen. In: In sechs Kontinenten. Dokumente der Weltnmissionskonferenz Mexiko 1963, Stuttgart 1964, S. 29
- 4 = H. P. Schmidt, Schalom. Die hebräisch-christliche Provokation. In: Weltfrieden und Revolution, herausgeg. von Bahr, Hans-Eckehard, Hamburg 1968, S. 206
- 5 = O. C. Thomas in: Attitudes Toward other Religions. Some christian Interpretations, London 1969.
- 6 = C. Ordnung: Was meinen wir, wenn wir heute von "Weltgemeinschaft" reden? Ökumenisches Institut Berlin 12. 11. 70 (maschinenschriftl. vervielfältigt)
- 7 = Hervorhebung in Originaltext, Einheit 1969, S. 94

- 8 = J. Smolik in: Weltliche und Kirchliche Katholizität in:
Ökumenische Rundschau, Stuttgart 12 (1970), 2 (April 1970),
S. 148 - 157
- 9 = van der Bent in: Kirche und Menschheit - eine dynamische
Einheit in: idoc-international, Rom 1971 Dokumentation 11
- 10 = vgl. das Dokument "Säkularer Ökumenismus", Ausgearbeitet
vom Institut für Ökumenische Forschung Strasbourg, Frank-
reich, Strasbourg 1970
(maschinenschriftl. vervielfältigt)

D O K U M E N T A T I O N

Vom 11. - 24. 5. 1974 tagte die 3. Vollversammlung der Gesantafrikanischen Kirchenkonferenz (AACC) in Lusaka/Zambia. Die Konferenz war durchzogen von dem Streben, Eigenständigkeit und Selbstbestimmung der afrikanischen Kirchen im Alltag des christlichen Lebens zu gestalten. Die überragende Persönlichkeit des Staatspräsidenten von Zambia, Kenneth Kaunda, sowie der einflußreiche Generalsekretär Canon Burgess Carr, haben in den Hauptvorträgen die Grundlinien der Afrikanisierung aufgezeigt und nachhaltige Impulse gegeben. Unter den Tagungsberichten wird Geist und Meinung der Teilnehmer wohl am deutlichsten wiedergespiegelt in den Bericht der Arbeitsgruppe 3, der eine aktuelle Standortbestimmung der afrikanischen Kirchen ist. Die Papiere wurden uns freundlicherweise von den Beobachter des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR auf der Konferenz in Lusaka, Herrn Landessuperintendent Pentz/Wismar, zur Verfügung gestellt.

DIENST FÜR SOZIALE GERECHTIGKEIT

Einleitung

Es ist das unveräußerbare Recht eines jeden Menschen, in einer Welt des Friedens, der Freiheit und sozialen Gerechtigkeit zu leben und zu arbeiten. Das unabhängige Afrika hat in den letzten zehn Jahren viele Schritte vorwärts getan, die davon Zeugnis ablegen, wie der Mensch sich entwickelt, wenn er frei ist, seiner eigenen Bestimmung zu folgen.

Aber Afrika kann nicht - und muß in der Tat nicht - eine Beute der gefährlichen Illusion werden, daß alles in Ordnung ist, wenn die politische Befreiung und ein bedeutender sozialer und wirtschaftlicher Fortschritt erreicht wurde. Afrika hat eine Verpflichtung für die Zukunft, und je nachdem, wie es diese erfüllt, wird es einen hervorragenden und dauerhaften Platz erlangen oder zur Mittelnäbigkeit verdammt sein.

Die Verpflichtung erfordert größere gemeinsame Anstrengungen, um die eigene Identität zu erlangen und die Kräfte abzuschütteln, die es entzweien. Das setzt voraus, daß Afrika einer

Abzugs-Nr. 0073

Aggression wirksam entgegentreten kann, wann immer und wo immer diese seinen Frieden und die Sicherheit bedroht. Doch darf Afrika, während es sich um Koexistenz aller Staaten bemüht, auf keinen Fall vergessen, daß friedliche Koexistenz nicht Versöhnung mit der Ungerechtigkeit bedeutet.

Bei all diesen haben die Kirchen wahrscheinlich eine höchst bedeutungsvolle Rolle zu spielen. Ganz gewiß sollten sie ihren Einfluß geltend machen, wenn menschliche Toleranz versagt und die Menschen der Macht des Stammesegoismus¹, des Rassismus und der wirtschaftlichen Unsicherheit ermöglichen, sie zu trennen und einander zu entfremden.

Wiederum aber kann sich nur eine selbstbewußte Kirche, die auf ihre Identität vertraut und eine sichere wirtschaftliche Grundlage hat, um des Dienstes an den Menschen willen, behaupten. Um die Rolle der Kirchen auf dem Gebiet der sozialen Gerechtigkeit wirksamer zu gestalten, schlagen wir folgende Empfehlungen der Versammlung zur Annahme vor.

A Über die Selbstbestimmung

Selbstvertrauen enthält zwei Vorstellungen, die des "Selbst" und die der Eigenständigkeit.

Selbst - Die Afrikanische Kirche, die Christus als ihren Grund hat, kann ihre Pflichten und Verantwortlichkeiten nicht wahrnehmen, wenn sie sich nicht mit ihrem Afrikanischen Hintergrund identifiziert.

Eigenständigkeit - Die Afrikanische Kirche hat genügend Hilfsmittel und Möglichkeiten zu entwickeln, um auf eigenen Füßen zu stehen.

Dieser Gedanke muß unter drei Überschriften diskutiert werden: Evangelisation - Wirtschaft - Mitarbeiter.

Es ist höchste Zeit, daß die Kirche Afrikas sich selbst kennenlernt und sich und ihre Beziehung zu Jesus Christus erkennt. Bei der Evangelisation sollte sie vollen Gebrauch von allen lokalen Möglichkeiten machen und sich ganz mit ihrem afrikanischen Hintergrund identifizieren. Dabei muß sie ohne Zögern alles, was nicht mit den Worten Jesu im Evangelium übereinstimmt, zurückweisen. Der Evangelist selbst muß von seiner Sendung überzeugt und sich klar darüber sein, daß es bei dieser Sendung um die Erfüllung des ganzen Menschen durch Christus geht.

Um eine wirksame Evangelisation durchzuführen, muß die Kirche in Afrika Selbständigkeit in Finanz- und Mitarbeiterfragen erreichen. In bezug auf die Finanzen können die örtlichen Kirchengemeinden ihre Position durch Zehntenabgaben, Opfer, Schenkungen, Gaben und Stiftungen verbessern.

...
Um den Typ des kirchlichen Mitarbeiters zu bekommen, der für eine Evangelisation mit diesem Konzept der Selbständigkeit benötigt wird, muß die Kirche von Afrika die Bedingungen des Dienstes und der Ausbildung der kirchlichen Mitarbeiter verändern. Die Ausbildung soll neben den regulären theologischen Fächern berufliche Fertigkeiten wie Bauen, Ackerbau, Rechnungsführung umfassen.

Unsere Jugend sollte ermutigt werden, sich für den Dienst der Kirche zu entscheiden; die Laien, sich mehr an der Evangelisationsarbeit zu beteiligen; und die Frauen, in der kirchlichen Arbeit

eine größere Rolle zu spielen.

Empfehlungen:

1. Bei Evangelisation sollte im Blick auf die Selbständigkeit voller Gebrauch von dem afrikanischen Hintergrund gemacht werden, wobei alles das, was nicht in Übereinstimmung mit den Befehlen unseres Herrn Jesus Christus in den Evangelien ist, zurückgewiesen wird.
2. Die Kirche in Afrika sollte alle ihre örtlichen Quellen ausschöpfen, um ihre Aufgaben bei der Evangelisation zu erfüllen.
3. Die Kirche in Afrika sollte sich an Unternehmungen beteiligen, die Einkommen abwerfen, wie Land und Eigentumsentwicklung, Anteile und Aktien, die von Darlehen aus afrikanischen Quellen finanziert werden können, ehe ausländische Hilfe gesucht wird.
4. Die Ausbildung der kirchlichen Mitarbeiter sollte daraufhin orientiert werden, daß berufsmäßige Fertigkeiten in die Ausbildung eingeschlossen werden.
5. Jugend, Laien und Frauen sollten zu einer stärkeren Beteiligung an der kirchlichen Arbeit ermutigt werden.

B Befreiungsbewegungen

Unsere Menschen müssen aus der Gefangenschaft durch Apathie, Unwissen und Furcht befreit werden. Jeder auf der Versammlung sollte sich fragen: Welche Rolle spielt meine Kirche bei der Bewußtseinsbildung über den Befreiungskampf?

Volle politische Selbstbestimmung der Menschen in Südafrika, Namibia, Zimbabwe, Angola und Mozambique und in den Teilen von Guinea Bissau, die noch unter portugiesischer Herrschaft sind, kann nur durch gemeinsame Anstrengungen bei der Bekämpfung des Rassismus in diesen Ländern und überall auf dem Kontinent erreicht werden. Wir erklären unsere Solidarität mit den Befreiungsbewegungen in diesen Ländern und rufen alle Christen in und außerhalb unseres Kontinentes auf, mit der politischen, ökonomischen, militärischen und sonstigen Unterstützung der Unterdrückung in diesen Ländern aufzuhören, da diese Unterdrückung die Erfüllung von Gottes Plan für volle Freiheit und Gerechtigkeit aller Menschen behindert.

Empfehlungen:

1. Befreiungskampf

Die AACC beginnt mit einer regelmäßigen Veröffentlichung eines Informations-Bulletins, das sich mit den Befreiungsfragen in Afrika befaßt und zur Verteilung an die Kirchen bestimmt ist.

2. Die Mitgliedskirchen der AACC organisieren nationale Komitees über Befreiung, die die Kirchen unterstützen sollen

- a) in Empfang von Informationen über christliche Bewegungen wie WCC, AACC, WSCF und andere Forschungszentren, die an solchen Programmen beteiligt sind,
- b) bei Programmen, die das Bewußtsein der Christen über die Beziehung zwischen Heil und Befreiung stärken und bei denen versucht wird, gangbare Wege für die Unterstützung der Befreiungsbewegungen in Afrika zu finden.
- c) bei der Ermutigung von Aktionsgruppen, die Fragen der Befreiung interpretieren und Unterstützung in Form von Kleidern, Medi-

- kanenten, Werkzeugen und Erziehungsmaterial beschaffen.
- d) Die AACC sollte während ihrer Versammlung eine Sammlung durchführen, die zur Unterstützung der Befreiungsbewegungen bestimmt ist. Zu diesem Zweck sollte ein Fond gestiftet werden.
- e) Als eine Demonstration der Solidarität und Verpflichtung gegen die Befreiungsbewegungen sollten alle Mitglieder der Versammlung eine Mahlzeit zu einem selbst festgesetzten Preis kau-
fen. Das so zusammengebrachte Geld sollte für die Befreiungsbe-
wegungen bestimmt sein.
- f) Die AACC sollte ein Telegramm an General Spinola senden und ihn auffordern, das Recht auf Unabhängigkeit der Portugiesischen Kolonien in Afrika anzuerkennen und einen baldigen Termin für Verhandlungen mit den entsprechenden Bewegungen festzusetzen.
- g) Die AACC sollte ein Telegramm an den Vatikan senden, in dem die Position des Exekutivkomitees über das Konkordat und über die Übereinkunft über die Mission zwischen Portugal und den Va-
tikan bekräftigt wird.
- h) Programme der Befreiungsbewegungen, Filme und Veröffentlichungen sollten den lokalen Gemeinden als ein Teil eines kirchlichen Erziehungsprogramms zugänglich gemacht werden.
- i) Die Delegierten der Versammlung aus afrikanischen Ländern, die ihre Position zu der neuen Regierung in Portugal im Gegen-
über zu den Befreiungsbewegungen noch nicht veröffentlicht ha-
ben, sollten an ihre Regierungen herantreten, sie nach ihren Standpunkt fragen und diesen veröffentlichen.

II. Über Investitionen und einen Handelsstop mit Südafrika

In Anbetracht dessen, daß fremde Investitionen in Südafrika, Rhodesien, und den portugiesischen Kolonien die Herrschaft der weißen Minorität stärken und verlängern, gegen die die Befreiungsbewegungen kämpfen, beschließt die 3. Vollversammlung:

1. voll und ganz den Aufruf zum Rückzug fremder Investitionen aus den Ländern Südafrika, Namibia, Zimbabwe, Angola, Mozambique und die portugiesischen Teile von Guinea Bissau und zum Handelsstop mit diesen Ländern zu unterstützen,
2. zu empfehlen, daß das AACC Sekretariat ein Programm entwickelt. Dies soll den Mitgliedskirchen helfen, in ihrer nationalen Situation den Ruf der Kirchen nach Rückzug aus Investitionen und Handel zu erfüllen. Dies können die Kirchen erreichen, indem sie ihre nationalen Regierungen beeinflussen, etwas gegen die Gesellschaften und Agenturen zu unternehmen, die sowohl im eigenen Land als auch in den oben erwähnten Ländern arbeiten.
3. das Sekretariat zu drängen, ein Stabsmitglied zu ernennen, das für dies Programm und für die Verbindung zu den Befreiungsbewegungen verantwortlich ist und mit dem Programm des WCC zur Bekämpfung des Rassismus und anderen Organisationen, die ähnliche Programme vorhaben, zusammenarbeiten.
4. die Mitgliedskirchen des AACC aufzufordern, von ihren Missionspartnern in den atlantischen Ländern herauszufinden, was sie unternommen haben, um den Ruf der Kirchen nach Bekämpfung des Rassismus zu erfüllen.

III. Naher Osten

1. Die Kirche sollte den grundlegenden Unterschied zwischen Judentum als Religion des jüdischen Volkes und Zionismus als politischer Ideologie mit Siedler-Kolonialismus und rassistischer Diskriminierung als politische Grundlage herausstellen und klären. Christen sollten den Zionismus bekämpfen wie auch jede andere Form der Diskriminierung von Juden und Arabern.
2. Von den Kirchen sollten alle erdenklichen Anstrengungen gemacht werden, um die Beschlüsse der UN-Vollversammlung und des Sicherheitsrates in bezug auf die Wiederherstellung eines gerechten Friedens in Nahen Osten durchzuführen.

C. ...

D. Schwierigkeiten der Afrikanisierung

I. Die Schwierigkeiten für die Kirche in Afrika heute bestehen darin, die Haltung und das Bewußtsein zu ändern, durch die Afrikaner gezwungen werden, sich in unafrikanischer Weise auszudrücken und eine Verbindung zwischen dem Evangelium und den Afrikanersein mißlingen läßt.

Indigenisation (Einheimischmachung) hat sich mit Äußerlichkeiten befaßt. Afrikanisierung befreit den Afrikaner, so daß er den Forderungen gerecht werden kann, die der christliche Glaube während seines Lebens innerhalb des afrikanischen Kontextes an ihn stellt. Er kann ihn in Beziehung setzen zu den verschiedenen Fragen, die ihn bedrängen, und so kann der Glaube wirklich wachsen. Wahre internationale Gesinnung muß in lokalen geistlichen Denkformen ausgedrückt werden, die als Belebung der örtlichen Situation anerkannt werden. Nur auf diese Weise kann ökumenische oder internationale Zusammenarbeit und Zusammenleben echt, bedeutungsvoll und für alle gut werden.

II. Hindernisse für die Afrikanisierung

Eines der Hindernisse für die Afrikanisierung der afrikanischen Kirche heute ist die Machtfrage. Obwohl in der Mehrzahl der Fälle die Führerschaft der Kirche in einheimischen Händen zu sein scheint, liegt die wahre Macht an anderer Stelle. Die Kirche wird manipuliert in Afrika durch die Kontrolle der Finanzen, Programme, Projekte, der Grundsatzentscheidungen und sogar der Kirchenzucht und ihrer Anwendungen. Dies Problem besteht solange, wie die Kirche in Afrika von fremden Unterstützungen abhängig ist, um ihr Leben zu fristen.

Ein Hindernis noch ist die Gegenwart von Missionaren und fremden Mitarbeitern, die von dem Programm der Afrikanisierung abhalten. Der Einfluß der Missionare in Afrika, mit all den Assoziationen aus der Vergangenheit, muß als das gesehen, was es auch bei besten Absichten ist: eine unerwünschte Hemmung, eine Gegenaktion gegen das Wachsen und den Erfolg afrikanischer Vorstellungen, Werte und Ausdrucksmöglichkeiten.

Die organisatorischen und administrativen Strukturen der afrikanischen Kirche, die von draußen übernommen wurden, sind ein Hindernis für die Afrikanisierung dadurch, daß sie die Theologie der Kirche und die afrikanischen Konzepte beeinflussen. Dadurch ersticken sie die Möglichkeit, einen gemeinsamen Ausdruck der christlichen Erfahrung in der afrik. Situation zu entwickeln.

Abzugs-Nr. 0073

III. Der Ruf nach einem Moratorium

Die afrikanische Kirche ist als ein Teil der afrikanischen Gesellschaft zum Befreiungskampf des afrikan. Volkes gerufen. Die afrikan. Kirche muß als Teil der Weltgesellschaft auch an den erlösenden Werk Christi in unserer Welt teilnehmen. Aber es muß ein afrikan. Beitrag sein. Der Beitrag der afrikanischen Kirche kann jedoch nur in unserer Welt angemessen gestaltet werden, wenn die Kirche wirklich befreit und wahrhaft national ist. Um diese Befreiung zu erreichen, muß die Kirche die finanzielle und personelle Unterstützung stoppen - die sie auf Grund ihrer Beziehungen zu den nördlichen Kontinenten oder zu weißen Minoritäten in Afrika hat. Nur dann kann die Kirche sich in ihrer Mission für Afrika und als ein Teil der ökumenischen Welt behaupten.

So schlagen wir ein Moratorium in Bezug auf den Empfang von Geld und Mitarbeitern vor. Es wird dies das beste Mittel sein, der afrikanischen Kirche die Möglichkeit zu geben, ihre Sendung im afrikanischen Kontext zu erfüllen. Ebenso wird es unsere Regierungen und Menschen dazu zwingen, Lösungen für die wirtschaftliche und soziale Abhängigkeit zu suchen. Was bedeutet das für die Struktur und die Programme der Kirchen heute? Was bedeutet es für die Beziehungen zu fremden Missionsgesellschaften und für die Struktur dieser Körperschaften und der sendenden Kirchen? Wie kann es in der Situation unserer einzelnen Kirchen verwirklicht werden? Wie betrifft es die Struktur der AACC selbst? Es besteht kein Zweifel darüber, daß der Ruf nach einem Moratorium in vielen Kreisen in In- und Ausland mißverstanden wird und ihm Widerstand entgegentritt. Aber wir empfehlen diesen Vorschlag den Kirchen Afrikas als das einzig wirksame Mittel, wir selbst zu werden und ein geachtetes Glied der einen allgemeinen Kirche zu bleiben.

Das völlige Aufhören des Geld- und Mitarbeiterempfanges wird sicher die Strukturen und Programme vieler unserer Kirchen berühren. Viele Kirchenführer werden aufhören, berufsmäßige Kollektensammler in fremden Ländern zu werden und frei dafür werden, ihre wahre Rolle als die einzunehmen, die in den Kirchen zu Hause evangelisieren und die Menschen stärken. Sicher läßt die Wahl dieses Vorschlags viele bestehenden Strukturen zerbröckeln. Wenn sie es tun, dann sei Gott Dank. Sie sollten nicht den ersten Platz einnehmen. Außerdem würde es theologisch richtig sein, denn für die Erlösung muß man sterben und wiedergeboren werden. Was entstehen würde, würde afrikanisch sein und bleiben. Ein Moratorium in Geld und Mitarbeitern würde notwendigerweise den Zug zur Einigkeit bei den Kirchen in Afrika verstärken.

Sollte das Moratorium Missionsgesellschaften zerfallen lassen, dann hätte die afrikanische Kirche einen Dienst geleistet. Sie hätte das Volk Gottes in der nördlichen Hemisphäre von einer falschen Sicht des Auftrags der Kirche für die Welt befreit. Es ist jedoch offensichtlich, daß die sendenden Körperschaften danach suchen werden, sich in anderer Weise zu betätigen. Es ist daher wichtig, daß eine sorgfältige Strategie für die Durchführung des Moratoriums ausgearbeitet wird. Wir bitten die AACC, sich mit den Mitgliedskirchen in Verbindung zu setzen und eine jeder Situation entsprechende Strategie zu entwickeln.

Wenn eine Strategie Erfolg haben soll, muß sie die Entwicklung des Bewußtseins an der Basis der afrikanischen Kirchen einschließen. Nur dann wird die Kirche bewußt eigene Strukturen, Ordnungen und Programme auf der Basis afrikanischer Werte und Prioritäten entwickeln.

IV. Das ökumenische Personalaustauschprogramm (ESP)

Nachdem sie für ein Moratorium in bezug auf Finanzen und Mitarbeiter von außerhalb eingetreten ist, findet es die Gruppe unmöglich, den Kirchen von Afrika die Teilnahme an dem weltweiten ökumenischen Personalaustauschprogramm zu empfehlen. Die Argumente gegen die ESP-(Ecumenical Sharing of Personnel) Vorlage des WCC in dieser Frage, auch wie sie 1974 in Tagayitay auf den neuesten Stand gebracht wurden, sind folgende:

- a) der Ruf nach Afrikanisierung entsteht aus dem Gefühl einer kulturellen Bedrohung durch Mitarbeiter und Mittel von außerhalb. ESP will dies fortsetzen und die Möglichkeiten der Afrikanisierung zunichte machen. Die Erklärung von Kampala, daß wir "unser Erbe für ein Linsengericht verkaufen", ist noch passand.
- b) Teilnahme an ESP, wenn sie korrekt und auf gleicher Grundlage erfolgt, würde bedeuten, daß Menschen mit Talenten und Erfahrungen zu einer Zeit aus dem Land abgezogen würden, da sie gerade für den Erfolg der Afrikanisierung besonders notwendig sind.
- c) Es besteht die Sorge, daß dadurch in Ausland ein Rassismus entsteht unter den Menschen und sogar bei den christlichen Organisationen. Dieser Rassismus hat zur Folge, daß Afrikaner außerhalb ihres Landes in Positionen gebracht werden, in denen ihren Fähigkeiten, ihrer Ausbildung und ihren Möglichkeiten nicht Rechnung getragen wird und daher bei ihnen Frustration und Leerlauf hervorgerufen wird.
- d) Es herrscht ebenso die Furcht, daß Afrikaner in solchen ökumenischen Mitarbeiteraustausch denselben Mächten, Ansichten, Werten und Einflüssen ausgesetzt wären, die den Ruf nach einem Moratorium entstehen ließen. So kehren sie zu ihren Heimatkontinent zurück mit veränderten Wertvorstellungen und Verständnis und werden zu einem Hindernis bei der Afrikanisierung.

Jedoch empfiehlt die Untergruppe den Austausch von Mitarbeitern innerhalb des Kontinents, vorausgesetzt, daß solcher Austausch keine finanzielle Unterstützung von außerhalb bedeutet, sondern durch die afrikanische Kirche selbst aufgebracht wird. Nur so kann Erziehung, Bewußtmachung und schließlich die Afrikanisierung selbst erreicht werden.

V. Die Notwendigkeit der Afrikanisierung, wie sie in dem Ruf nach einem Moratorium zusammengefaßt ist, ist eine Herausforderung an die AACC selbst. Wir rufen die Versammlung auf, durch ihre Politik, ihr Planen und die Strukturen Afrika mit einer Verwaltung der AACC zu beschenken, die wirklich afrikanisch und nicht von Unterstützungen zur Aufrechterhaltung von außerhalb abhängig ist. Gerade hier müssen wir beginnen, wenn unsere Kirchen den Ruf nach einem Moratorium ernst nehmen sollen, den wir als eine natürliche Entwicklung in dem Leben der Kirche verstehen, die Gott durch Jesus Christus erlöst hat.

E Stammesegoismus (Tribalismus)

Die Kräfte des Stammesegoismus haben positive und negative Elemente. Es ist nicht möglich, die Institution des Stammes zu

ganz zu verurteilen, wenn man bedenkt, daß er natürlichen Ursprungs ist. Vielleicht sollte ein Unterschied gemacht werden zwischen Stamm oder Stammeszugehörigkeit und Stammesegoismus. Der Stamm ist die Form, in der die Menschen geprägt werden und er gewährt das Gefühl, daß man zur Gesellschaft dazu gehört. In dieser Beziehung hat der Stamm oder wie die entsprechende Institution genannt sein mag, einen positiven Beitrag zur menschlichen Entwicklung zu leisten. Andererseits ist der Stammesegoismus eine negative und schmerzliche Sache, weil dabei die Stammeszugehörigkeit in heftigen Gegensatz zu den weiteren Vorstellungen über den Menschen tritt und gefährliche Reibungen und Gegensätze hervorruft. Stammesegoismus muß daher als eine unannehmbare Modifizierung der Stammeszugehörigkeit angesehen werden. Das Wort (Tribalism) wird in Afrika mit Mißbehagen betrachtet, weil es meistens in negativer Weise dazu verwendet wird, Primitivität zu bezeichnen. Es wird benutzt, um die Vorstellung von der Minderwertigkeit des Afrikaners und somit von seiner Unterlegenheit unter anderen zu verbreiten. Aus diesem Grund lehnen die Afrikaner das Wort ab und haben seinen Gebrauch in Frage gestellt. Es ist interessant, daß das Wort nicht gebraucht wird, um die Menschen der Völker anderer Kontinente zu kennzeichnen. Andere bessere Begriffe werden angewendet. Die Frage ist dann: Sollte das abwertende Wort "Stamm" mit seinen Untertönen weiterhin in Gebrauch bleiben?

Gründe für den Stammesegoismus

Es gibt viele Gründe für ihn. Der tragischste ist der, der durch die unterentwickelte Vorstellung vom Menschen charakterisiert wird. Der Stamm hat die Funktion, das Kind mit der Nahrung zu versorgen, die dafür wichtig ist, ihn aufzuziehen und ihn in die Welt als einen Menschen in vollen Sinn zu entlassen. Aber wenn der Stamm den Menschen in Beschlag nimmt, macht er ihn zu einem Stammesangehörigen statt zu einem wirklichen Menschen, besonders wenn weitere Horizonte des Menschseins ihm zugänglich wären. Dabei gibt es einen damit zusammenhängenden Widerstand gegen Änderungen. Wenn ein Mensch sich daran gewöhnt hat, auf eine bestimmte Weise zu leben, wird er sich dagegen sträuben, sich einer größeren Gemeinschaft einzugliedern. Denn solche Möglichkeiten sind von schnellen Veränderungen begleitet, so daß er sich verloren oder bedroht fühlt. Rasche soziale Wandlungen treffen daher auf Widerstand in der modernen Welt. Ein Mensch, der an Sicherheit in einem kleinen Kreis gewöhnt ist, kann es versäumen, Möglichkeiten eines erweiterten Lebenskreises zu erkennen und zu erlangen. Dabei wird er die Grenzen seines Lebens selbst enger ziehen und auf sich häufende Gelegenheiten nur zögernd Antwort geben.

Gier nach politischer oder wirtschaftlicher Macht führt den Menschen oft dazu, in Stammesgefühle zurückzufallen. Sie sollen helfen, einen schnellen Weg zum Erfolg zu finden. Das trifft heute besonders bei den politischen und wirtschaftlichen Organisationen zu, die in unseren Gesellschaften vorherrschend sind. Diese Tendenz zeigt sich in den Erstarren ganzer Gemeinschaften entlang den Stammesgrenzen. Dabei wird die größere Einheit untergraben, ohne die feste Strukturen eines geordneten Lebens nicht möglich sind. Das Entstehen der modernen Staaten in Afrika hat verschiedene Gemeinschaften zusammengeworfen und dabei die Struk-

turen für eine Koexistenz zerstört. Unglücklicherweise kann eine nationale Gemeinschaft nicht mit einem politischen Zauberstab erschaffen werden, und nationale Strukturen, die fähig sind, das Zerstörte zu ersetzen, kommen auch nicht so schnell zustande. Das Ergebnis ist Erbitterung und der Verlust des Zusammenlebens bei vielen ein Zurückgleiten in das Stammesdenken.

Entschlüsse:

1. Der weitere Gebrauch des Wortes Stamm um afrikanische ethnische Gruppen zu beschreiben, sollte unterlassen werden. Gemeinschaften sollten nach ihrer Sprache oder ethnische Gruppen in Schrift und Rede unterschieden werden und nicht durch abwertende Bezeichnungen. Es sollten vom WCC durch seine Mitgliedskirchen Schritte unternommen werden, die afrikanischen Regierungen und die mit ihnen verbundenen Gesellschaften zu überzeugen, daß sie solche Bezeichnungen aus den offiziellen Formularen und Dokumenten entfernen sollen.
2. Die Kirche ist mit der Aufgabe betraut, neue Gesichtspunkte eines weiteren und immer wachsenden Miteinanders des Menschen mit Gott zu erschließen. Als solche sollte die Kirche diese weitere und größere Gemeinschaft unter den Menschen leben, in der die verschiedenen Arten zu leben dazu dienen, alle zu bereichern und nicht zu behindern.
3. Darüber hinaus sollten die Kirchen sich ernsthaft bei der Aufgabe engagieren, die Menschen dazu zu bringen, die Machtgier zurückzudämmen und ihren Sinn zu weiten, um jeden Menschen, wo auch immer, anzuerkennen und anzunehmen.
4. AACC sollte Programme starten, das Stammesbewußtsein zu verändern. Das könnte umfassen:
 - 4.1 Das Lernen anderer Sprachen als die Muttersprache
 - 4.2 Jugendaustauschprogramme
 - 4.3 gemeinsame Aktivitäten in der Kirche und der Gesellschaft, die Gruppen zur Zusammenarbeit zusammenbringen.
 - 4.4 Vorbereitung auf soziale Veränderung
 - 4.5 Erziehung zum Menschsein

(Vorläufige Übersetzung, angefertigt im Ökumenischen Institut)

AUS ZEITSCHRIFTEN

Überblick über die Zeitschrift Evangelische Theologie, München
34 (1974) No. 1, Januar/Februar 1974

Warum schwarze Theologie?

In New York setzten sich 1971 F. Herzog, C. E. Lincoln, H. O. Edwards, P. L. Lehmann und H. Gollwitzer mit James H. Cone und einigen weiteren Vertretern einer schwarzen Theologie zu gemeinsamen Gesprächen zusammen. Es war einer der ersten derartigen Versuche. Die Aufsätze aller genannten Autoren sind in der zu besprechenden Nummer der Evangelischen Theologie abgedruckt.

Die schwarze Theologie ficht nicht unsere theologischen Methoden, Traditionen und Systeme an sich an, sondern ihren Sitz und ihre Funktion in Leben der heutigen Gesellschaft. J. H. Cone, ein Vertreter der nordamerikanischen schwarzen Theologie, geht davon aus, daß der Inhalt der Christlichen Botschaft die Befreiung ist.

"Die Befreiungsbetonung führt uns nicht nur ins Herzstück der biblischen Botschaft, sondern ermöglicht es uns auch, Wichtiges zur schwarzen Revolution in den USA zu sagen. Die Befreiungsthematik setzt Black Power mit dem Evangelium in Verbindung und erweist die meist unausgesprochene Voraussetzung, daß Christus weiß ist oder daß Christ-sein heißt, wir Schwarzen sollten den anderen die Backe hinhalten, als unwahr - ..."

"Schwarz" steht hier für alle Unterdrückten und Mißhandelten. Schwarze Revolution heißt, daß der Schlüssel eines neuen Existenzverständnisses für die Unterdrückten nicht mehr die Geschichte ihrer Unterdrücker ist, heißt somit auch Befreiung der gesamten bisher von Weißen regierten Gesellschaft. Die Frage nach Gewalt und Versöhnung besitzt für Schwarze in dieser Form keine Relevanz. Soll sie überhaupt gestellt werden, dann aus der rechten Perspektive.

"Gewaltanwendung ist nicht nur, was Schwarze Weißen antun, wenn sie als Opfer der erstarrten Strukturen ihre Existenz verändern wollen. Gewaltanwendung ist auch, was Weiße vollbracht haben, als sie eine Gesellschaft 'für Weiße allein' (for whites only) schufen, und was sie tun, um diese Gesellschaft zu erhalten."

Das Evangelium von Jesus Christus aber bedeutet Freiheit, Befreiung des unterdrückten Menschen durch Gottes Fleischwerdung in eben diesen Jesus. So kann Cone auch sagen:

"In einer Gesellschaft, wo Weiß mit den Guten gleichgesetzt wird und Schwarz mit den Bösen, verlangt wirkliches Menschsein und wirkliches Gottsein uneingeschränkte Identifizierung mit Schwarzsein. Gottes Erwählung der Unterdrückten bedeutet, daß Schwarze die Macht des Richtens über die gewaltigen Weißen erhalten".

Versöhntwerden heißt dasselbe wie Befreitwerden, heißt, das Geschöpf in den Stand zu versetzen, seine göttliche Bestimmung erfüllen zu können. Für die Beziehungen von Schwarzen zu Weißen bedeutet dies dann:

"Mit Weißen versöhnt zu werden, heißt ihre unterdrückende Macht zu verändern, sie auf ein menschliches Niveau zu bringen, damit sie endlich anderen Menschen auf gleicher Basis begegnen können."

In Erwiderungen stimmen zunächst alle mit Cone's Behauptung überein, daß das Evangelium Befreiung ist - Befreiung, die durch die Gegenwart Gottes in Jesus Christus bestimmt ist. Dennoch werden kritische Anfragen an ihn gerichtet, die alle einen Mittelpunkt haben: die Beziehung zwischen Gottes Gegenwart in Jesus und dem Kampf der Unterdrückten um geschichtliche Freiheit.

1. Ist die Moral der gewaltsamen schwarzen Revolution nicht auf den Flugsand einer ad-hoc-Ethik gegründet, die die Gültigkeit von Grundsätzen (principles) überhaupt verneint? (C. E. Lincoln)
2. Sollen die "weißen Mächte und Gewalten" wirklich entmachtigt werden oder lediglich geöffnet, damit der Schwarze in gerechteren Maße an den unrechtmäßig erworbenen Profit teilhaben kann? (H. O. Edwards)
3. Bedarf es, um zu einem neuen Menschenbild zu gelangen, nicht nur der Stärkung des schwarzen Bewußtseins, sondern auch einer Neuordnung der Gesellschaft? (F. Herzog)

Außer in den USA wird schwarze Theologie auch in Südafrika betrieben. Vgl. dazu Th. Sundermeier, Christus der schwarze Befreier. In: Impulse/Februar 1974, S. 24 - 26. In beiden Bereichen muß sie als eine "geistliche Waffe in den Händen unterdrückter Menschen" angesehen werden. Andererseits möchte sie je in ihrer Bezogenheit auf die Situation verstanden werden. Ist sie in Südafrika weitaus biblizistisch geprägt und im innerkirchlichen Raum verankert, so bemüht sie sich in den USA mehr, zu gesamtgesellschaftlich säkularen Fragen Antworten zu finden.

Slenzka, Reinhard
Ostkirche und Ökumene auf den Weg nach Djakarta.

Ökumenische Rundschau 23 (1974) 2, S. 163 - 180

Der Artikel versucht eine Darstellung und Beurteilung der Kritik, die in letzter Zeit von Seiten der Orthodoxen Kirche an Ökumenischen Rat geübt wurde. Er stützt sich dabei auf drei Dokumente: "Enzyklika der Bischofssynode der Orthodoxen Kirche in Amerika über christliche Einheit und Ökumene" von März 1973; "Botschaft des Patriarchen Pimen von Moskau und Ganz-Rußland an den Zentrallausschuß des Ökumenischen Rates der Kirchen" von August 1973; "Erklärung des Ökumenischen Patriarchats zum 25jährigen Bestehen des Ökumenischen Rates der Kirchen" von August 1973.

Allen Erklärungen ist gemeinsam, daß sie von Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates kommen, die der neueren Entwicklung innerhalb der Ökumenischen Bewegung fragend gegenüber stehen. Drei Vorwürfe werden erhoben: Relativismus - Säkularismus - falsche Vorstellungen über kirchliche Vereinigung. "Ganz direkt wird die Frage gestellt, ob in dieser Entwicklung nicht das ursprüngliche Ziel der ökumenischen Arbeit durch andere Ziele verstellt oder gar ersetzt wurde".

Diese Erklärungen sind darüber hinaus sowohl ein Symptom für Auseinandersetzungen innerhalb der orthodoxen Kirche, wo die Zugehörigkeit zur Ökumene von vielen auch grundsätzlich in Frage gestellt wird, als auch für Einwände, die auch in anderen christlichen Gemeinschaften gegen die Ökumene da sind. Es gilt daher für die Ökumene, weiterhin die ekklesiologische Problematik, das Verhältnis von Kirche und Welt und das Verständnis des Reiches Gottes gemeinsam mit denen, die ihre Fragen anmelden, zu bedenken.

"Was in der ökumenischen Bewegung und um sie herum in den einzelnen Kirchen heute als Spannung aufbricht, enthält aber in Wirklichkeit eine außerordentliche Gelegenheit, das ökumenische Gespräch dort zu führen, wo die Wege in der christlichen Praxis sich zu trennen scheinen und wo nur die Gemeinschaft auf den tragenden Grund sie zusammenhalten oder wieder zusammenführen kann. Wenn es zu dieser durch das ganze christliche Leben bestimmenden 'Unkehr' nicht kommt, werden neue Zertrennungen auf den Wege zur Einheit unvermeidlich sein."

In diesem Jahr wird eine Zentraltagung in der Verantwortung des gesamten Ökumenisch-missionarischen Amtes durchgeführt, zu der wir Sie schon herzlich einladen. Das Thema soll sein:

"Befreiung zu missionarischer Existenz"

(Versuch einer Standortbestimmung vor der 5. Vollversammlung des Ökumenischen Rates in Djakarta)

Die Tagung wird vom 25. - 27. 11. 74 in Haus der Berliner Mission durchgeführt. Bitte merken Sie sich diesen Termin vor. Eine spezielle Einladung erfolgt später.

Gossner-Mission in der DDR.

1058 Berlin, 13. Juni 1974

Göhrener Str. 11



Verehrte Freunde!

Anbei überreiche ich Ihnen die Materialien der letzten Tagung der Mitarbeiterkonferenz der Gossner-Mission in der DDR vom Oktober 1973.

Die Konferenz hat sich in besonderer Weise mit den Fragen der Teamdienste in Regionen und Gemeinden beschäftigt und dazu Berichte und Vorträge angehört und sie hat sich mit Fragen des Verhältnisses zu den Nichtchristen und damit des Umganges mit Nichtchristen befaßt.

In den Materialien finden Sie die Vorträge und ein Zwischen-Protokoll.

Wir würden uns freuen, wenn wir von Ihnen ein Echo erhalten könnten.

Mit guten Wünschen und
freundlichen Grüßen
bin ich

Ihr

Barbara Hauschild

Der Nichtchrist -

unser Zeitgenosse

Materialien der Jahrestagung der Mitarbeiter-
Konferenz der Gossner-Mission in der DDR
vom 12. - 14. Oktober 1973

Zum Inhalt:

1. Vortrag Joachim Koppehl: "Resignation trotz neuer Modelle"
2. Protokoll Bruno Schottstädt: Zusammenfassung der Arbeitsberichte und Gespräch am 1. Arbeitstag
3. Andacht Hans-Jochen Welk: Beitrag zur Mitarbeiterkonferenz
- verstanden als biblische Besinnung
4. Thesen: "Der Nichtchrist - unser Zeitgenosse"
5. Martin Richter: Gedanken zur Herbsttagung 1973 und Szenen der Jungen Gemeinde in Lübbenau
6. Andacht Martin Richter: Biblische Besinnung am Sonntagmorgen (14.10.1973)

RESIGNATION TROTZ NEUER MODELLE

Referat auf der Gossner-Mitarbeiterkonferenz 1973

gehalten von Joachim Koppehl, Friedland

Meine eigene Vorgeschichte zu diesem Auftritt in der Mitarbeiterkonferenz; mich über das Thema "Resignation trotz neuer Modelle" reflektierend auszulassen, macht mir selbst deutlich - um mich medizinisch auszudrücken - daß der Bazillus "Resignation trotz neuer Modelle" in mir drinsteckt. Es soll keine Effekthascherei und auch kein taktischer Vorbau zum Auffangen von Kritik sein, wenn ich selbstanalytisch feststelle: Ich rede als ein Betroffener zu Ihnen. Ich habe selbst an neuen Modellen mitgearbeitet und bekenne mich zu ihnen und bin weiterhin bereit, neue Modelle zu probieren. Stichworte hierfür sind: Katechetische Neuorientierung, bruderschaftliche Leitung in Kirchenkreis, Gemeindegemeinschaften und Gemeindeaufbau im weitesten Sinn.

Trotz neuer Modelle habe ich an mir selbst Resignation erfahren und weiß, wie sie krank machen kann. Mir ist das eigentlich erst bewußt geworden, als Bruno Schottstädt mir einen Brief geschrieben hat. Da heißt es: "Wir bitten Dich hiermit, einen Bericht aus der Gemeindegemeinschaft bzw. der Arbeit des Kirchenkreises zu geben und dabei das besondere Augenmerk auf das Verhältnis zu den Nichtchristen zu legen. Wir möchten gern, daß Nichtchristen und Andersdenkenden in unseren Gemeinden Verständnis entgegenkommt, sie Raum finden, sich zu artikulieren und wir unsererseits in rechter Partnerschaft mit ihnen arbeiten."

Ich habe Bruno Schottstädt daraufhin geschrieben:

"Es betrübt mich und das ist wohl auch unsere eigene Not, daß wir den Kommunikationsweg zu den "Nichtchristen" verloren haben. ... Ich habe Deinen Brief zum Gegenstand der Diskussion unserer letzten Teamsitzung gemacht und berichte also von dieser Gruppe her. Wie wurde diskutiert?: "Kontakt zu Nichtchristen haben wir bei Beerdigungen als Zuhörer" - "Versucht man, mit einer Gruppe von Nichtchristen und Christen über ein Arbeitsproblem zu reden, dann bekommen die Nichtchristen den Rat des Kreises auf den Hals" - "In einem Landkirchenkreis ist alles durchsichtig, man kennt sich in den Dörfern zu genau" - "Wo sind gesprächsfähige Nichtchristen, die auf kirchlichem Boden Gespräche mit Christen suchen". - Ich habe in meinem Brief dann abschließend geschrieben: "Mich bekümmert diese Fehlanzeige, und ich weiß auch wirklich nicht, woher ich Faktenmaterial für einen solchen Beitrag bekommen soll. Bloß klug daherreden, das will ich nicht. Und um zu sagen, bei uns findet im Kirchenkreis in den Gemeinden kein eingeladenes Gespräch zwischen Christen und Nichtchristen und Andersdenkenden statt, dazu brauche ich ja wohl nicht nach Berlin zu fahren. Aber vielleicht kann man gemeinsam ergründen, warum das so ist und was getan werden kann, um gesprächsfähige Gruppen in den Gemeinden aufzubauen. Im Grunde ist das der große Konkurs, und wir sind die Konkursverwalter. Eine missionarische Gemeinde sind wir schon lange nicht mehr, schon gar nicht, wenn man passen muß bei einem solchen Thema: Gespräch mit den Nichtchristen."

Also in diesem Brief ist ja genug Resignation drin. Wie kommt das eigentlich, daß wir trotz neuer Modelle, trotz Aktivitäten, trotz linker Weltbetrachtung anfällig sind für den Bazillus Resignation?

Um das wirklich objektiv zu ergründen, müßte man soziologische Untersuchungen anstellen. Ich erlaube mir den Hinweis, ob man nicht der AST einen Forschungsauftrag geben sollte, an diesem Thema zu arbeiten. Ich kann nur aus meiner begrenzten Sicht und sozusagen in der Selbstanalyse ein paar Gedanken beisteuern, um unser gemeinsames Gespräch einzuleiten. Ich möchte Ihnen drei Thesen anbieten:

1. These: Resignation trotz neuer Modelle - weil die Arbeit an und mit neuen Modellen das gesellschaftliche Bewußtsein von Kirche nicht zu verändern vermochte.

Ich bin nicht in der Lage, diese These durch soziologische Fakten zu beweisen. Das müßte untersucht werden, wodurch das gesellschaftliche Bewußtsein von Kirche bestimmt ist, welches Bewußtsein die Gesellschaft von Kirche hat, welche Faktoren es erhalten und verhindern, daß es sich verändert. Ich habe lediglich die schmale agrarstrukturierte Erlebnis- und Erfahrungsbasis, die mich vermuten läßt, daß das vorhandene und ausgebildete gesellschaftliche Bewußtsein von Kirche ein entscheidendes Hindernis bei der Entfaltung neuer Modelle darstellt. Es ist natürlich klar, daß die Frage nach dem gesellschaftlichen Bewußtsein von Kirche sofort auch die Frage nach dem gesellschaftlichen Sein von Kirche hervorruft. Das müßte alles bedacht werden. Mir geht es um eine erste Feststellung: Ich mache die Erfahrung, daß neue Modelle unser Dasein nicht so bestimmen, daß eine spürbare Bewußtseinsveränderung von ihnen ausgeht. Das gesellschaftliche Bewußtsein wird vielmehr von den traditionellen kirchlichen Seinsdarstellungen weiterhin bestimmt. Hier liegt ein Grund zur Resignation.

Ich möchte das noch ein bißchen einfacher sagen und zu beschreiben versuchen. Als Gemeindepfarrer erlebe ich täglich, wie ich von Menschen umgeben bin, die scheinbar viel sicherer wissen, was Kirche ist und wie Kirche zu sein hat. Im Grunde genommen sind es noch sehr stabile Jugenderinnerungen volkskirchlicher Prägung. Ich will das nicht negativ abtun, denn unsere Kirche lebt von dem Geld dieser Christen. Und es wäre auch ein Unrecht, die Erwartungen jener Christen als verstaubte museale Fossilien zu bewerten. Man sieht in der Kirche einen Ort und einen Raum, von dem der Mensch Ruhe und Geborgenheit erwartet. Es wäre auch falsch, dem zu unterstellen, daß das so eine Art Weltflucht sei. Das ist alles viel komplizierter und differenzierter. Diese Menschen sind ausgelaugt von gesellschaftlicher Beanspruchung, von Überbeanspruchung. Sie verkraften es nicht mehr, wenn ihnen eine Kirche entgegentritt, die sie mit den Mitteln des Evangeliums und damit mit dem Aufruf, was alles noch für die Welt getan werden muß, zu neuen Aktivitäten mobilisieren will. Und hier werden nun aus der Tradition Erinnerungen wach, daß ja früher kirchliches und gesellschaftliches Bewußtsein fast zusammengingen - zumindest erscheint es so im Rückblick. Es war nicht so anstrengend, zur Kirche zu gehören. Und diese Anstrengung teilt sich so mit, daß viele Christen im Raum der Kirche eben nicht Ruhe und Geborgenheit finden, sondern Anforderungen und Aufforderungen. Und hier stellt sich für mich ein Problem: Wie kann Kirche Ruhe vermitteln, ohne schlafmützig zu wirken? Wie kann sie den innerlich hochgespannten Menschen entspannen, ohne ihm seine Spannkraft zu rauben und einzuschläfern? Wer sich hier wie der Elefant im Porzellanladen bewegt, wird zum Verursacher tödlicher Resignation.

Aber da ist nun noch ein anderer Aspekt. Man wird nicht übersehen können, daß Erwartungen und Vorstellungen von Kirche im außerkirchlichen Bereich bei vielen Menschen so beschrieben werden kann: Was nützt mir denn noch die Kirche, was stellt sie denn dar? Ich will jetzt nicht untersuchen, was es für gute Begründungen für eine solche Meinung und Vorstellung gibt. Es gilt einfach zur Kenntnis zu nehmen, daß sich die Kirche in einer Gesellschaft an der Kirche resignierter Menschen befindet. Und es ist ja nicht nur positiv zu bewerten, daß diese Resignation ausgerechnet dann ein wenig die Ohren spitzt, wenn unser verehrter Bischof des Görlitzer Kirchengebietes hin und wieder eine Sonntagsrede hält. Was bedeutet es also für gesellschaftlich überbeanspruchte Christen, die durch ihre Kirche nicht unbedingt noch mehr beansprucht werden wollen und können, in einer Umwelt zu leben, die von der Kirche zum größten Teil nichts mehr erwartet. Und weil die Umwelt nichts mehr erwartet und damit ihre Resignation gegenüber Kirche bleibt, hat sie auch kein Interesse, Neues hinzuzulernen von dem, was es auch in der Kirche gibt. So pflegt diese Umwelt ihr traditionelles Verständnis von Kirche und baut damit an einem gesellschaftlichen Bewußtsein von Kirche, das negative Rückwirkungen auf die schüchternen Versuche neuer Modelle von Kirche hat.

2. These: Resignation trotz neuer Modelle - weil es an engagierter Begleitung und an kontinuierlicher Weiterführung mangelt.

Ich möchte bei den schüchternen Versuchen neuer Modelle innerhalb der kirchlichen Arbeit wieder anknüpfen. Wer die Gossner-Arbeit kennt und auch die Arbeit anderer Gruppen, der wird nicht bestreiten wollen und in Abrede stellen können, daß man sich nichts einfallen ließe. Daran liegt es offenbar nicht, neue Ideen und Gedanken auszusprechen und Konzepte zu machen. Und es wird auch nicht daran liegen, daß man immer wieder Menschen findet, die sich daran begeistern und solche Gedanken und Ideen aufnehmen. Und trotzdem fällt es mir schwer, anzugeben, wo wirklich ein Durchbruch erfolgt ist. Aber dieses Urteil will ich nicht verallgemeinern, sondern es durchaus differenziert gelten lassen. Und doch geben nicht nur Beobachtungen, sondern auch lautstarke Artikulationen Anlaß, sich mit jenem Einwand auseinanderzusetzen, daß die neuen Modelle nicht ausreichend abgedeckt sind mit engagierter Begleitung und kontinuierlicher Weiterführung. Um das ein wenig humorvoll zu beschreiben, könnte man folgendes Bild einführen: Die Gossner-Glucke legt ihre Eier, und sie hat natürlich auch einen guten Hahn, so daß die Eier durchaus in Ordnung sind, aber was dann mit den Eiern passiert, ob sie ausgebrütet werden, oder zu Spiegeleiern werden oder woanders reingemischt werden, das steht auf einem anderen Blatt. Und was dann ausgebrütet wird, das sieht gar nicht so schlecht aus, aber wie geht es dann weiter? Wir haben das oft genug gehört, daß sich Gossner als Impulsgeber versteht, und das ist auch nötig. Und um hier die Sache nicht zu vereinseitigen, möchte ich das gleiche auf mich beziehen in der Arbeit unseres Kirchenkreises. Für mobile Naturen ist das ja etwas Erfreuliches, die eigene Umwelt durch Impulse in Atem zu halten. Nur - und hier wird bei allem Humor und bei aller selbstkritischen Flachserie die Sache ernst - Impulse reichen nicht aus, um Veränderungen herbeizuführen, die auf lange Sicht einen Zustand herbeiführen können, daß man sagen kann: Wir sind einen halben Meter weitergekommen. Als Beispiele mögen

hier zwei Sachbeiträge genannt werden: Katechetische Neuorientierung und Bruderschaftliche Leitung. Von einigen Ausnahmen abgesehen wird an diesen beiden Bereichen deutlich, daß engagierte Begleitung und kontinuierliche Weiterführung Mangelware ist. Und hier liegt nun ein Herd neuer potenziierter Resignation. Denn bei allen Modellen und bei aller Experimentierfreudigkeit kommt geradezu gesetzmäßig der Augenblick, wo man sich mit seinem Modell oder mit seinem Experiment in der Talsohle befindet. Das ist durchaus normal - aber wenn das Experiment dann in der Talsohle begraben wird, dann kann man nur noch mit Matth. 12,43 feststellen:

"So ist der Mann am Ende schlimmer dran als am Anfang."

Und nun ist das gewiß nicht nur ein Gossner-Problem, sondern man wird es in geringerer oder größerer Intensität in vielen Kirchenkreisen finden: Engagierte Begleitung und kontinuierliche Weiterführung. Woran liegt es, daß wir hier ein Minus feststellen müssen? Ist es Arbeitsüberlastung? Sicher sind einzelne überfordert, sich für eine ständige Begleitung freizuhalten. Das macht aber deutlich, daß unsere Modelle von personell unterbesetzten Trägergruppen geführt werden. Aber dahinter wird noch ein anderes Problem sichtbar, das zwei Aspekte hat. Einmal habe ich den Eindruck, daß jede Gruppe, die ein Modell verantwortet, unter einem quälenden Erfolgszwang steht. Es liegen Erfahrungen vor, und das hängt mit meiner 1. These wiederum zusammen, daß wenn kurzfristige Erfolge ausbleiben, mehr ins Rutschen kommt als einem Experiment angelastet werden darf. Denn die Modelle sind nicht eingebettet in eine erwartungsoptimistische Umwelt, sondern man hat eher den Eindruck, daß man von einer Zuschauerkulisse umgeben ist, die ihre Pfiffe loswerden will oder abwandert und sich dann selbst bestätigt: Das haben wir ja gleich gesagt, daß das nichts wird.

Erfolgszwang, um sich den nötigen Raum für Modelle zu schaffen, das ist unsere Situation. Andere, die immer so weitermachen, haben den freien Raum scheinbar bis in die Ewigkeit gepachtet. Und der andere Aspekt liegt darin, daß die neuen Modelle mehr oder weniger von oben nach unten entstehen und durchgeführt werden. Sie erwachsen zu wenig aus der Basis und sind darum nicht genug gruppenorientiert. Es ist die alte Geschichte, daß man Veränderungen nicht durch einige wenige Experten durchführen kann, sondern immer nur durch die Betroffenen und mit den Betroffenen. Anders können Lernprozesse nicht in Bewegung gebracht werden. So besteht das negative Resultat immer wieder darin: die Trägergruppen halten nicht durch und werden dann selbst zu Krankheitsherden neuer Resignation.

In diesem Zusammenhang erlaube ich mir, auf ein Buch zu verweisen von Paulo Freire "Pädagogik der Unterdrückten". Obwohl dieses Buch aus der brasilianischen Situation entstanden ist, lohnt es sich an Hand dieses Buches, unsere Situation zu durchdenken. Am Anfang seiner Pädagogik steht ein Schock, die Entdeckung der Kultur des Schweigens. Und er analysiert:

"Die Kultur des Schweigens der lateinamerikanischen Bevölkerung ist immer schon eine Folge der Unterdrückung. Es ist nicht die Apathie der Massen, die zur Herrschaft der Eliten führt, sondern es ist die Herrschaft der Eliten, die die Massen apathisch macht. Die innere Unterwerfung vor der Übermacht der Macht führt dazu, daß die Unterdrückten sich selbst so sehen, wie die Unterdrücker sie sehen, nämlich als 'nichtig', daß alles, was sie erfahren, eine immer neue Bestätigung dieser ihrer Nichtigkeit wird."

"Wo Lehrer, die einer dialogischen Erziehung verpflichtet sind, auf das apathische Schweigen der Lernenden stoßen, da gibt es

nur einen Weg, sagt der Brasilianer: Man muß dieses Schweigen selbst zum ersten Problem, zum ersten Lerngegenstand machen." Ich zitiere diese Passage deshalb, weil ich vermute, daß wir gut beraten wären, die Verbindungslinien zu entdecken zwischen der Kultur des Schweigens in einer analphabetischen Gesellschaft und der Resignation in einer veralphabetisierten Gesellschaft unserer couleur.

Ich komme zu einer dritten und letzten These, in der ich bereits Gesagtes aufnehmen will, aber noch einen anderen Akzent setzen möchte.

3. These: Resignation trotz neuer Modelle - weil vielfach durch Verkauf und Ausprobieren neuer Modelle der Mangel und die Kraftlosigkeit theologisch zu denken, zu entwerfen und zu gestalten verschleiert wird.

In einem Rundgespräch mit Theologen habe ich versucht, ein paar Meinungen zu sammeln, worin denn die Ursachen jener 'Resignation - trotz neuer Modelle' bestehen könnten. Und da lautete ein Votum: Die neuen Modelle haben den Mangel, daß sie nicht theologisch tief genug durchdacht sind. Ich kann es mir nicht so einfach machen und eine solche Behauptung vom Tisch fegen. Soweit ich an dem Prozeß des Entwerfens neuer Modelle beteiligt war, kann ich nur sagen, daß man sich bemüht hat, von einem theologischen Grundkonzept zu gestalten. Und doch ist an dieser Rede etwas dran. Jedes Nachdenken über neue Modelle führt unweigerlich in eine tiefe theologische Problematik, und es kommt schon auf die Zusammensetzung einer Gruppe an, ob am Ende mehr verunsichert als aufgebaut wurde. Es bleibt eine offene Frage, ob nicht vieles, was sich als neues Modell präsentiert, 'charismatische Einfälle der Verlegenheit' sind als gewachsene Modelle aus der Kraft theologischen Denkens. Es müßte also dieses im einzelnen nachgeprüft werden, ob nicht auch unsere Modelle in den Kirchenkreisen oder aus der Gossner-Arbeit den Mangel haben, daß sie nicht tief genug theologisch durchdacht sind. Und damit hängt die andere Frage zusammen, ob nicht wir selbst an bestimmten Ecken in unserer theologischen Qualifizierung stehen geblieben und nicht weitergekommen sind. Und auch das ist in einer doppelten Hinsicht zu analysieren: Einerseits, inwieweit uns die kirchenbetriebliche Situation am theologischen Denken hindert und andererseits inwieweit das theologische Angebot attraktiv und herausfordernd genug ist, sich in eine theologische Qualifizierung einzulassen.

Aber ich möchte auf meine These zurückkommen, die ich etwas differenzierter formuliert habe als das erwähnte Votum. Es geht um zwei Punkte: Der Hauptpunkt ist, wieviel Kraft unser theologisches Denken heute noch entbindet. Und der andere Punkt, inwieweit durch das Jagen nach und das Übernehmen von neuen Modellen der Mangel an theologischer Denkarbeit verschleiert wird.

Wenn man sich einmal klar macht, daß enttäuschende Einzelergebnisse, Erfahrungen augenblicklicher Erfolglosigkeit zu allen Zeiten dem einzelnen widerfahren sind, dann wird man daraus nicht ableiten können, daß damit an sich schon erklärt ist, warum viele die Flinte ins Korn werfen und resignieren. Der allzu schnelle Umschlag in Resignation scheint doch heute unter uns damit zusammenzuhängen, daß umfassende theologische Denkmodelle mit einer viele Menschen umfassenden Perspektive immer mehr verblassen. Welche zukunftsbestimmenden Kräfte sind noch in unseren theologischen Formeln enthalten, mit denen wir umgehen, die wir interpretieren und

bewußt oder unbewußt als Unterbau unserer christlichen Existenz bei uns tragen? Solche Formeln, die wirklichkeitsbestimmend wurden, hat es ja gegeben, wie Rechtfertigung aus dem Glauben, Nächstenliebe, das Reich Gottes auf Erden und heute für manch einen, Diaspora. Haben wir noch die theologische Kraft, neue Einsichten in Formeln zu verdichten, um mit ihnen zu leben und Wirklichkeit zu gestalten? Es ist nur logisch, wenn neue Modelle ohne theologischen Unterbau bei denen, die sie herstellen und bei denen, die sie ausprobieren am Ende Resignation hervorbringen muß. Sicher kann man auch durch neue Modelle eine zeitlang theologische Substanzlosigkeit verschleiern, aber das Erwachen ist dann um so deprimierender.

Ich breche hier ab, meine These weiter zu beschreiben und überlasse das dem Gespräch.

Am Schluß möchte ich noch einmal auf meine eingangs erwähnten Bedenken eingehen, hier überhaupt etwas zu sagen. Ich habe Verständnis dafür, wenn meine Ausführungen den Grad des Unbefriedigtseins verstärken, aber "Resignation" und "Ursachen von Resignation" kann schon von der Sache her nicht befriedigen. Nur sehe ich mich auch nicht in der Lage, ohne dieses gesagt zu haben, in einen Denkprozeß zur Überwindung von Resignation einzutreten. Dazu ist das Gespräch und die Erfahrungsmitteilung anderer notwendig. Ich glaube nicht, daß Resignation dadurch überwunden wird, wenn man sich durch realitätsüberspringende Ideologien und Visionen anreichern läßt. Wir werden uns einzuüben haben in realitätsgerechte Einschätzungen unserer eigenen Möglichkeiten, wir werden uns einigen können über erreichbare Ziele gemeinsamen Engagements. Wir werden darüberhinaus die Ermahnung, Geduld miteinander und in Umgang mit neuen Modellen füreinander zu haben und den Hinweis, daß der Himmel über uns offen ist, nicht als kaschierte Resignation, sondern als notwendige Ermutigung zu verstehen haben, um auf unserem Weg einen Schritt weiterzukommen.

Protokoll

Arbeitstag der Mitarbeiterkonferenz am 12. Oktober 1973

Peter Paul berichtet über die Arbeit in Leuna. Er schildert vor allen Dingen die Zusammenarbeit mit Nichtchristen in den verschiedenen Ausschüssen und Gruppen im Ort. "Wir müssen raus aus der Rolle des Hauptamtlichen und müssen lernen, normal mit allen Menschen zusammenzuleben." Paul spricht die Erwachsenentaufe an und fragt, ob sie notwendig wird für eine Gemeinde in nichtchristlicher Umwelt. Und er fragt, wie wir Ehen beschreiben, in denen ein Partner nicht mehr zur Kirche gehört. Auch hier ist der Nichtchrist unser Partner. Paul geht im besonderen auf Kirchenaustritte ein und fragt nach der Partnerschaft zu solchen, die sich nun als Nichtchristen erklären. Die Gemeinde muß in diesem Prozeß lernen, offene Gemeinde zu bleiben.

Schottstädt verliest als Bericht von Mewes einige Partien aus einem Brief von ihm: "Das Thema der Gossner-Tagung ist zeitgemäß, aber vor Ort noch nicht im Blickfeld. Die wenigen Laien sind meist so in den Beruf eingespannt, daß für sie die Kirche am Rande existiert, und die Pfarrer werden immer mehr zu Heerführern ohne Heer. Im Arbeitsstil können sie sich selten umstellen, da ja die verödeten Kirchen noch betreut und verwaltet werden müssen. Das Basteln am Gottesdienst kann auch zum Hobby werden. Liturgie-Flickerei beschäftigt groß und klein. Die gesellschaftlichen Dimensionen kommen zwar in den Blickwinkel, stehen aber im Spannungsfeld von Eisenach und Dresden (Synoden des Bundes).

Dein Artikel über die KEK-Kommission (gemeint ist Schottstädts Aufsatz) war recht gut, ebenso der über Wichern in der Potsdamer Kirche. Aber wer nimmt das schon zur Kenntnis? Man kann nur mit wenigen darüber sprechen. Was Freude macht, ist das Ausrichten des Dienstes auf die Region. Zusammenschluß kleiner Gemeinden. Die schwarzen Brüder widersetzen sich kräftig, und sogar ein guter Mann wie H.H. muß eingestehen: "Machtmittel Pfarrern gegenüber, die immer tun, was sie wollen, gibt es nicht." So blockiert einer den anderen - brüderlich, versteht sich. Manchmal habe ich den Eindruck, die Konvente sind Hochburgen der Unverbindlichkeit. Solange nicht ein Mehr an Verbindlichkeit zwischen Pfarrern und Laien praktiziert wird, kommen wir aus der Unfruchtbarkeit nicht heraus

Zechner und Heyroth berichten aus Halle-Neustadt. Hier gibt es keine Resignation in der Gemeinde. Es gibt einen Mitarbeiterkreis, der auf Gruppenarbeit orientiert ist. Römer 12 ist dabei das Leitbild. Die Gemeinde versucht ein bedingungsloses Offen sein, und der Gottesdienst ist der Ort der Versammlung der Gesamtgemeinde. Es ist nicht immer gelungen, Gemeindegliedern klarzumachen, was es heißt, mündige Christen zu sein. Die Gemeindeführung besteht aus 10 Laien und 2 Theologen. Es gibt 4 Sachgruppen und Hauskreise. Die Sachgruppen arbeiten auch ohne Pfarrer. Die Gemeindeführung arbeitet mit Vorsitzendem,

Sekretär und Schriftführer und versteht sich als Arbeitsgruppe in der Gemeinde. Der wichtigste Punkt ist das Gespräch zwischen den Gemeindegliedern und den Hauptamtlichen in der Gemeinde. Und für die Gruppe ist es von Wichtigkeit, daß sie gemeinsam das Erfolgserlebnis hat. Der Einzelne partizipiert am Gruppengeschehen. Die Familie gehört gestaffelt in die Gruppe, und jeder Einzelne macht den Versuch, sich auch von der Gruppe abgrenzen zu lassen. Die Gruppenarbeit ist eine Chance. Immer wieder neu muß die Gruppe eine detaillierte Arbeitsverteilung beschließen und die Charismen der Einzelnen zum Tragen kommen lassen. 5 Jahre lang sollte es keinen Wechsel in der Zusammenarbeit geben. Diese Zeit sollte man durchhalten. Was die Ergebnisse des Experimentes angeht, so ist festzustellen, daß auch negative-Ergebnisse Ergebnisse sind. In Halle-Neustadt ist die Vorentscheidung in der Gruppe gefallen: Alle Leute, die hinzuziehen, werden besucht. Otto Freyer berichtet von Hoyerswerda-Neustadt. Auch dort herrscht die Resignation nicht vor. Aber im Blick auf die Kirchenleitung gibt es sie. Es gibt sehr viele Rentner und Pietisten in der Altstadt von Hoyerswerda, d.h. man kann von der Altstadt her keine Besuche in der Neustadt durchführen. Die Mitarbeiter der Neustadt müssen allein ihre Dienste tun. Alle, die in der Neustadt wohnen und wegziehen müssen, haben Angst vor neuen Ortsgemeinden, in die sie kommen könnten. Das Erfolgserlebnis in der Neustadt: gute Gespräche und gegenseitige Hilfe. Der Nichtchrist kommt täglich vor, besonders im Umgang der einzelnen Glieder mit anderen.

Nach der Diskussion ergeben sich folgende Hauptpunkte, die auch in Zukunft Beachtung finden sollten:

Die Teilnehmer der Jahrestagung fragen, was hilft für unsere Bewußtseinsbildung? - Es hilft, wenn Menschen umziehen und wenn sie die veränderten Produktionsverhältnisse als Basis für ihre Existenz annehmen. Es hilft zu neuem Bewußtsein, wenn wir als normale Menschen unter anderen leben (und nicht dauernd als Amtspersonen), wenn wir Engagierte begleiten und wenn wir für uns persönlich den Sozialismus als Impuls verstehen.

Was hilft zu neuem Arbeiten in der Gemeinde?

Kontinuierliches Weitermachen. Vom Erfolgszwang abgehen, auch gegen den Wunsch der Kirchenleitung und nicht mehr umfassende theologische Denkmodelle erstellen wollen, sondern viel-mehr Erzählen lernen und theologische Aktionen reflektieren.

Was gehört zum Gruppenbewußtsein und zur Gruppenpraxis?

Die Gruppe ist immer mehr als die Summe der einzelnen. Zur Gruppe heute gehören von Anfang an auch Nichttheologen. Alle "Rebellen" müssen in Verbindlichkeit arbeiten, und Pfarrer sollten gesellschaftsbezogen denken und leben. Sie sollten aufhören, Gesellschaft zu vermissen.

Wir sind Teil der Gesamtkirche. Wir vermissen auch nicht die Kirche, aber zwingen uns, mit der Kirche bewußt in der

Öffentlichkeit zu stehen. Eine Gettoisierung lehnen wir ab. Wir behaupten uns nicht mit Gesetzen und Ordnungen, sondern versuchen es immer wieder neu vom Glauben her. Vom Glauben her nehmen wir teil an dem Schicksal aller Unterdrückten und mühen uns, unser Verständnis vom Glauben her so zum Ausdruck zu bringen, daß Unterdrückte in der Welt nicht unterstützt werden.

Wie können wir uns in Kirche und Theologie mitengagieren?

Der Marxismus ist zu studieren. Wer zu besseren Entscheidungen kommen will, muß zu vertiefter Mitarbeit kommen und bereit sein, mit Hilfe des historischen und dialektischen Materialismus die Geschichte zu verstehen. Die Zukunft ist gemeinsam zu gestalten, und nur wer Zukunft gestalten will, lebt wider die Resignation.

Dieses sind Hauptpunkte des Arbeitsgesprächs nach dem Vortrag von Koppehl und nach den Berichten von Paul, Mewes, Zechner, Heyroth und Freyer.

gez. Bruno Scholtstädt

Beitrag zur Mitarbeiterkonferenz der Gossner-Mission in der DDR
am 13.10.73 - Verstanden als biblische Besinnung

Was uns umtreibt und bewegt, ist das Ringen von Christen, das Kommen unseres Herrn Jesus Christus darzustellen und zu bezeugen.

Wir lesen heute dazu gemeinsam Matth. 24 und 25.

Im Blick auf den Tempel, auf Bestehendes, auf fest Gegründetes verweisen in Nachfolge Gerufene und erwarten, Antwort zu finden. Gleich wie wir uns hier und heute am Tage der Konferenz durch die Wahl unseres Themas "Der Nichtchrist - unser Zeitgenosse" Fragen nach dem Tun und dessen Verständnis, so auch damals: "Sehet ihr nicht das alles?" mündet als Frage an uns in eine Untauglichkeitserklärung, aus der mit Bestimmtheit die Zusage folgt, daß alles immer wieder zerbrochen wird, daß es nicht so bleibt, wie es sich darstellt. Damit wird die Dynamik angedeutet, die dem gesamten Text entstrahlt und in die wir selbst gefordert werden. Fragen nach Zielen und Verantwortungspunkten, nach wie?, was? und wann? sind auch heute unsere Unsicherheiten. In der Verantwortung all unserer Unsicherheiten ergoht die Ermahnung und der Hinweis; das Kommen wird ein in Nöten und Menschlichkeit erbauendes Neues sein, in dem sofort die Notwendigkeit liegt, innerlich und äußerlich den Menschen weiterzutreiben, weiterzurführen, daß er darüber hinaus noch Besseres schafft. Das Ende, welches hier geschaut wird, kann nicht geschehen, ohne den Blick total auf alle Völker, auf jeden von uns zu richten. Das Ende von Not, Ungerechtigkeit und Kreuz wird auf dem Wege des Glaubens, in Liebe und durch Geduld sich eröffnen.

Die Schrecknisse unserer Tage werden verkürzt werden, weil Menschen da sind, die sich stets neu rufen lassen, die die Welt mit den Augen der Unterdrückten sehen. Ihre Schau des Endes ist eine Schau dessen oder auch des Vertrauens und des Glaubens an eine Verheißung, was der Mensch - jeder Mensch - sein sollte. Annahme der Verheißung bedeutet für sie, sich stellen einer verbindlichen Forderung.

Gleichnishaft wird uns dieses Kommen als ein Prozeß gezeichnet am Beispiel des Blitzes und der Entwicklung der Blattbildung am Feigenbaum. Nichts Statisches wird hier beschrieben, sondern eine Aktivität, die mit unsagbaren Wehen behaftet ist. So wird dann auch überzuleiten sein zu den Gleichnissen von den törichten Jungfrauen und dem anvertrauten Zentner, aus denen ein "Nein" spricht zu allem, was Untätigkeit bedeutet, was eben auch dazu angetan ist, das Menschen unterdrückt, zerstört, ganz gleich, ob es sich um Indochina oder Gesellschaftsformen handelt. Es ist nicht ein Nein, das bremst und hemmt, das alle menschlichen Bemühungen schlechthin verneint, sondern das vorwärts und aufwärts zum "Ja" weist und somit revolutionäre Kraft in sich trägt. Wir werden erfaßt in der Verantwortung für unsere Brüder, für die Gesellschaft, die uns mit ihnen verbindet, für die Arbeitsgestaltungen, in denen wir füreinander und miteinander da sind. Wir erleben die Rechtfertigung nicht als Erklärung, sondern als ein immer wiederkehrendes Ereignis unseres menschlichen Kampfes. So steht alles vor einem positiven Hintergrund unter der Aufgabe, die jeden zum Dienst am Nächsten und an der Gesellschaft weist.

Dieses "Ja" darf kein zögerndes "Ja" zu Bestehendem, sondern muß ein "Ja" sein, was um ein Näherkommen an jenes ewige "Ja", das Bild des Menschen in Gottes Willen, in gestaltender Kraft ringt.

So weist uns das Gleichnis von den Jungfrauen und dem Zentner nicht auf die allgemeine gut bürgerliche Geschäftigkeit, die unser Gewohnheitschristentum kennzeichnet mit all seinen falschen Moralbegriffen, die gesellschaftsbedingt sind und mit dem Sinn der Gesellschaft wachsen, sondern leitet über zu der Zielvorstellung, daß wir nicht zu scheiden haben, sondern geschieden werden durch das Gericht.

Der Richter nennt die Geißeln unseres Mobschseins beim Namen: Hunger, Durst, Ausgestoßensein, Nacktheit, Krankheit, Gefangenschaft.

Durch Absichtserklärungen und guten Willen allein ist nichts ausgerichtet. Die Beseitigung dieser Geißeln verlangt von uns die Identität mit denen, die gewillt sind, die Ursachen des Unrechts zu beseitigen.

Über allem total erhebt sich dies Urteil:

Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.

Es ist dem Menschen heute und jetzt nicht gegeben, das Vollendete zu bauen. Er versinkt aber sofort in gesellschaftliche Unfruchtbarkeit und zerstörende Unmenschlichkeit, wenn er das Ringen um Gerechtigkeit in der Gesellschaft nicht mehr in sich trägt und in die Gesellschaft hineinträgt. Dies wollen wir bedenken, wenn wir sprechen und zu Entscheidungen gerufen sind. Was wir heute auch erleben, sollten wir als religiöse Verklärung von Recht und Ordnung sehen lernen. Recht und Ordnung ist, wenn es meine Ordnung ist, die mein Recht schützt und meinem Recht erlaubt, dich zu zwingen, meinen Gott zu dienen, der den geheiligten Namen "Dollar" trägt.

Das erste Gebot lautet: Ich bin der Herr dein Gott, du sollst nicht andere Götter haben neben mir.

Das Ansehen dieses Gottes sinkt, man kann es den internationalen Börsentafeln, den Gesetzestafeln dieses Gottes ablesen. Der heidnische Unglaube, der ihm die Referenz versagt, sollte in Vietnam gebrochen werden. Diesem Gott muß heute das Blutopfer dargebracht werden, bestehend aus chilenischen Arbeitern, Studenten, Indios und Bauern, Sozialisten und Kommunisten. Die innere Aggression des faschistischen Militärs ist eine Herausforderung an die gesamte zivilisierte Menschheit. Ihr Sturz ist eine Frage der internationalen Moral.

Die Wechselfälcher von Washington und New York und die Kursmakler mit den blutbeschniemenen Schlächterhänden stehen vor dem Tribunal der Völker.

Die Abrechnung wird furchtbar werden. Niemand wird ihr Anwalt sein. Der Stern aber, der über den Namen Salvador Allendes und Pablo Nerudas leuchtet, ist das aufgehende Himmelslicht unserer Epoche.

Was ihr nicht getan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan.

gez. Hans-Joachim Welk

"Der Nichtchrist - unser Zeitgenosse"

Vorgetragen von der Berlin-Gruppe der Gossner-Mission
in der DDR am 13.10.1973 in der Tagung der Mitarbeiter-
konferenz in Berlin

- 1 a) Unter dem Sammelbegriff Nichtchristen sind nicht nur Marxisten subsummiert, sondern auch die sog. praktischen Materialisten, die "Grauzone", die sich zwischen Christentum und Marxismus befindet und mit deren Vertretern wir täglich konfrontiert werden.
- 1 b) Wenn von Christen die Rede sein wird, so nur in ganz allgemeinem Sinne, ohne im einzelnen zwischen Kirchenchristen, Randchristen, Engagierten oder Nicht-engagierten zu differenzieren.
- 1 c) Das Bild des Christen im Bewußtsein des Nichtchristen nachzuzeichnen, hat nur dann Sinn, wenn man von subjektiven Erfahrungen abstrahiert. Jedoch bleibt der weltanschaulich-politische Standort der Verfasser erkennbar.
- 2 a) Für Nichtchristen sind Christen zumeist Überbleibsel einer alten, überholten Gesellschaft und gelten als Bewahrer von bürgerlichen Traditionen, weil sie auf einer Lebensweise beharren, die verhindert, sich mit den gesellschaftlichen Veränderungen aktiv auseinanderzusetzen. Nichtchristen verurteilen bzw. schätzen (je nach Standort) eine solche Lebensweise, da sie ein apolitisches, ja z.T. sogar antisozialistisches Verhalten hervorbringt.
- 2 b) Statt sich zu bemühen, Natur, Geschichte und Gesellschaft zu begreifen und zu verändern, flüchten Christen in kultische Handlungen und leere Mitmenschlichkeit, indem sie, die äußere Not des Menschen verkennend, auf die Seele und das Jenseits verweisen und glauben, die gesellschaftlichen Probleme allein mit Nächstenliebe lösen zu können.
- 2 c) Das mystische Weltbild und die Abkapselung des Christentums in der sozialistischen Gesellschaft ziehen einen Teil Nichtchristen an, die an bestimmten gesellschaftlichen Entwicklungen und deren Rationalismus verzweifeln.
- 2 d) Christen werden nicht nach ihren Reden, sondern nach ihren Taten beurteilt. Man ist von ihnen enttäuscht, da sie den hohen ethischen Anforderungen und der von ihnen erwarteten größeren Bereitschaft zum zwischenmenschlichen Gespräch nicht gewachsen sind.
- 3 a) Dieses Bild vom Christen im Bewußtsein des Nichtchristen ist auch historisch gewachsen und hatte bzw. hat z.T. auch seine Berechtigung als Reaktion auf das Bündnis von Thron und Altar sowie auf die gesamte Unterdrückung des Emanzipationsprozesses des Menschen überhaupt.

- 3 b) Auch heute reagiert die offizielle Kirche immer noch als "Repräsentationskirche" gegenüber der nichtkirchlichen Umwelt. Die verschiedenen Weisen der Reaktion reichen von antikommunistischer Aggressivität und Verteufelung über weltanschauliches Konkurrenzdenken bis zur Resignation.
4. Dies bewußt negativ gesetzte Bild vom Christen ist in seiner Negativität u.E. Herausforderung, christliche Existenz zu einem wirklichen Leben in der Welt werden zu lassen, für das uns Jesus befreit hat.
- 5 a) Die gegenwärtige Theologie, die dem Zeitgeist nicht rein ablehnend gegenübersteht oder ihn nur als Vehikel für ihr System mißbraucht, hat sich notwendigerweise mit der bürgerlichen Aufklärung, der klassischen deutschen Philosophie (Hegel) und z.T. sogar mit der Marx'schen Religionskritik auseinandergesetzt, ohne jedoch den Marxismus insgesamt schon zu reflektieren und für sich aufzuarbeiten. Dies steht noch aus, könnte aber über den rein theoretischen Dialog hinaus praktische Konsequenzen für Christen im Sozialismus haben.
- 5 b) Eine solche Theologie müßte das Begriffspaar Sendung und Bekennen wieder neu für uns interpretieren.
- 6 a) Für unser Thema bedeutet das: Den Nichtchristen weder als "anonymen Christen" für uns zu vereinnahmen noch eine rein praktizistische Kooperation zu suchen, sondern im alltäglichen Dialog den Nichtchristen kennen und verstehen zu lernen, ohne die Unterschiede zu verwischen und einem Zeugnis aus dem Wege zu gehen.
- 6 b) In der christlichen Gemeinde sollte der Nichtchrist, sei es im Gespräch, im gemeinsamen Nachdenken oder Gebet, nicht die Rolle des verlorenen Schafes zugeteilt bekommen, sondern wie das Gleichnis vom barmherzigen Samariter für die Juden und Pharisäer eine Herausforderung war, so sei Denken und Handeln des Nichtchristen für uns Herausforderung, unseren Glauben und unser Tun zu prüfen.
- 6 c) Deshalb sollte die christliche Gemeinde auch immer neue Begegnungen und Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit Nichtchristen auch in ihren Versammlungen und Gottesdiensten suchen, um dem Auftrag Jesu in der Gesellschaft gerecht zu werden.

Gedanken zur Herbsttagung 1973 der Mitarbeiter-
konferenz der Gossner-Mission in der DDR

Bei einer ersten Auswertung fand der Sonabendnachmittag besonders starke Kritik. Für mich bedeutete er die stärkste Anregung.

Wir hörten kurze Hörspiel-Szenen von der Jungen Gemeinde Lübbenau, die Situationen aus dem täglichen Leben darstellten. Nun wurde die Aufgabe gestellt. Vier Gruppen sollten sich je eine Szene auswählen und so überarbeiten (verändern oder fortsetzen), daß darin ein Christ beteiligt ist, der entweder einer der Teilnehmer ist oder der dazutritt.

Ich habe mich sehr über das Ergebnis gewundert: Die Gruppen haben die Aufgabe nicht angenommen und gelöst. Wie kommt es, daß man eine Aufgabe stellt und kaum jemand bereit ist, sich zu bemühen, diese nach den gegebenen Regeln zu erfüllen? Es lag sicher zum überwiegenden Teil an der inneren Schwierigkeit: Wir wissen nicht, wie wir uns als Christ in einer solchen Situation bewähren sollen. Wir haben es nicht geübt und uns nicht gegenseitig herausgefordert, unseren Glauben und unsere christliche Liebe in den heutigen alltäglichen Situationen in unserer Gesellschaft zu erproben. Wir haben zwar gerade bei der Gossner-Mission viel darüber geredet, geschrieben, diskutiert, aber nur eine solche Aufgabe, die einige Jugendliche uns vorgeschlagen haben, schaffen wir nicht und können von keinen Erfahrungen her etwas beitragen. Dies fand ich erschütternd.

Erfreulich registrierte ich, daß wir in allen Gruppen so ehrlich (honest to God) vor uns und vor Gott sind, daß wir uns und den anderen nichts vorgemacht haben, auch nicht mit großen Worten Vorschläge brachten, wie ein Christ eigentlich hier handeln sollte. Ich denke, diese Ehrlichkeit ist ein Ansatzpunkt, der uns aber dazu drängen muß, weiterzukommen. Es ist ganz klar geworden, daß wir Pastoren allein nicht weiterkommen und wohl auch, daß die anderen unsere biblische Arbeit brauchen, die die nötigen Hinweise gibt. Wir müssen zusammenbleiben und uns gegenseitig helfen; denn wir haben bei "Gossners" lange genug gelehrt, daß das Bild von Hirt und Herde nicht mehr paßt. Vielmehr ziehen wir immer wieder das Bild vom Licht und Salz heran.

Danach müßte meiner Meinung nach eine solche Szene, in der ein Christ dabei ist, eben "gesalzen" sein. Wie wird denn eine Alltagssituation scharf, so daß das Wahre, die Güte oder die Bosheit schärfer zu erkennen ist und damit zum Handeln, zum Ändern reizt? Oder wie wird eine solche Begegnung erleuchtet, daß man erkennt, wohin sie führen kann, wie man sie überwindet oder wie froh man werden kann? Liegt hier eine Aufgabe der Gossner-Mission und speziell der Mitarbeiterkonferenz, daß wir uns an der Bibel üben, geschärfte Sinne für das Leben in unserer Gesellschaft zu gewinnen, damit wir nicht mehr dem "dummen Salz" oder dem "Licht unter dem Scheffel" gleichen? Ich glaube, daß die Menschen darauf warten; und die Kirche hat eine solche Mission nötig!

Am Freitagabend hatte ich die Aufgabe gestellt, aus Buntpapier einfache Formen auszuschneiden, zu wiederholen und daraus dann ein Bild zu kleben.

Mancher hielt diesen Abend für einseitig, nicht zum Thema gehörig. Ich hatte dabei die Absicht, in der oben genannten Richtung die Sinne zu schärfen, damit wir in der Bibel

wie im täglichen Leben Formen, Wiederholungen und
positionen beobachten und dann vielleicht verschönern
oder erleuchten, um eine bessere Lösung herbeizuführen.
Achten Sie auf die Künstler und spielen Sie selbst mit
Farben und Formen, mit Wörtern und Tönen.
Das könnte uns fähiger machen, auch in den alltäglichen
Dingen und in dem anderen, der neben uns spielt oder
gestaltet, mehr zu finden und womöglich das Eine
(oder den Einen, Einzigen).

gez. Martin Richter

Szene: Glücklich / froh - sein

4 Sprecher:

1. Na, Horst, gratuliere!

Horst: Danke

2. Gratuliere!

3. Gratuliere!

Horst: Danke!

1. Da mußt Du aber ne richtige Runde schmeißen -
für so'ne Auszeichnung!

Horst: Keine Sorge! Kommt noch!

2. Wie war's denn gestern eigentlich? Hat der Chef
ne große Rede gehalten?

Horst: Hat er. War ganz gut. Eine richtige Feier.
Sogar Musik war da.

2. Und hinterher? Noch gefeiert?

Horst: War nicht so schlimm.

3. Wieviel Mäuse hängen denn nu wirklich dran?

1. Was machst du mit dem ganzen Kies?
Da wird wohl aus deiner Laube eine Luxusvilla?

Horst: Es geht doch nicht bloß ums Geld dabei.

Bei dir geht's wohl bloß ums Geld?

Du kennst wohl bloß Geld?

Szene: Froh sein

2 Sprecherinnen (Auf dem Bahnsteig)

1. Ach, guten Tag, Frau Klaus!

2. Guten Tag, Frau Weber!

1. Wissen sie, ob hier der Zug nach Cottbus abfährt?

2. Ja, ja - Bahnsteig 2 - so stand's angeschrieben.

1. Ich habe gar nicht nachgesehen. Eine Rennerei ist das immer. Ich muß noch ins Konsument - Geld abliefern. Jetzt endlich bekommen wir unsere Wohnzimmermöbel. Fahren sie auch mit?

2. Nein, nein! Ich warte hier auf meinen Mann und unsern Ralfi.

1. Ja? Das ist ja fein. - Darf ihr Ralf wieder einmal nach Hause? Wann müssen sie ihn denn wieder zurück (ins Krankenhaus) bringen?

2. Gar nicht! Ralf kommt ganz heim. Die Sache ist in Ordnung.

1. Wirklich?

2. Wir hoffen es, jedenfalls sagen's die Ärzte. Die Operation ist nicht mehr nötig. Die Spritzen und Tabletten haben doch angeschlagen. Heute wird er entlassen. Mein Mann hat sich extra Urlaub genommen, um ihn abzuholen.

1. Und Ralf ist ganz in Ordnung?

2. Ja - wir hatten ja schon solche Angst, aber der Professor sagt, daß höchstwahrscheinlich nichts zurückbleibt. In einem halben Jahr sollen wir ihn noch einmal vorstellen.

1. Wielange doktorn sie denn schon mit Ralf?

2. Na, bemerkt haben wir es, da war er noch nicht zwei. Dann waren wir ja bei allen möglichen Ärzten. Und jetzt; na ja, anderthalb Jahre praktisch war er im Krankenhaus.

1. Wie steht es denn mit der Schule?

2. Wir lassen ihn ein Jahr zurückstellen. Aber wissen sie, das ist das wenigste. Die Hauptsache, daß er überhaupt kann. Das war ja unsere große Sorge.

1. Ja, das verstehe ich! - Das ist wirklich schön.

2. Wir sind ja so froh!

Szene: Glücklich / froh - sein

2 Sprecher

Marschieren

Gruppe halt!

Zur Schützenkette ausschwärmen! Vorwärts!

Stellung!

Bis auf meine Höhe gleiten vorwärts!

 Bißchen schneller, wenns geht!

 Meyer, Arsch runter!

 Kern! Gleiten! Nicht kriechen!

Auf! Zurück! Das Ganze von vorn!

Stellung!

Gleiten vorwärts!

 Schneller, schneller!

 Schmidtchen - Anschluß halten!

 Zack, zack!

Auf! Zurück! Nochmal! Ihr werdet schon noch begreifen!

Stellung! Bis auf meine Höhe vorwärts gleiten!

 Na wird's?

 Meyer, wir machen hinterher Nachhilfe.

 Viel zu lahmarschig alle!

Auf! Alles zurück!

Stellung!

 Ton zurück
 geflüstert ganz nah.

2. Sprecher: Scheiße in der Pampe!
 Dem muß das doch Spaß machen.

Bis auf meine Höhe gleiten vorwärts!

Spielszene: Resignation

1 Frau, 2 Männer

Schreibmaschinengeräusch

Klopfen

Er: Tag

Sie:(schreibend) Tag

Er: Ich will bloß fragen, ob die (wird unterbrochen)

Sie: Moment bitte. Bin gleich fertig. Das hier muß heute noch raus.

(Tippen)

Sie: Was wollten sie, bitte?

Er: Ich wollte bloß fragen, ob die Lieferung morgen noch erfolgt?

Sie: Das weiß ich nicht. Da müßten sie den 'Chef fragen.

Er: Kann ich jetzt rein?

Sie: Ja, der will doch gleich Feierabend machen.

(Er klopft)

Chef: Herein!

(Tür auf - Chef: Ja. bitte, was gibt's? (Tür zu)

Sie: (Ausspannen)

Unterschrift - Verteiler - so.

Hierher noch den Stempel

-(Tür auf und zu, dabei:)

Er: Danke schön Alles o.k.! Schönes Wochenende.

Sie: Danke, gleichfalls.

(Für sich)

So, Stempelchen.

Mensch! Auch das noch. Zum Kotzen!

Den Falschen. Und das zum Feierabend.

Szene: Resignation

5 Sprecher - 1 Meister, 4 Kollegen

Meister: (kommt) Na, Kollegen, woll'n wir mal wieder.
Die Farbe habt ihr ja da.

1: Ja, ja, nicht so hastig.

Meister: Frühstück ist ja schon eine halbe Stunde vorbei,
und ihr sitzt immer noch hier.

2: Da werden wir wohl müssen

Meister: Ihr wißt ja, die Halle muß endlich fertig werden.
Es hängt ja bloß noch an uns.

3: Det kenn'n wir. Wurde uns schon mal erzählt.
Soll'n wir das Dings auch noch ein drittes Mal
pinseln?

Meister: Wird ja bezahlt.

4: Darum geht's ja gar nicht.

1: Soll'n wir uns nun wieder die Beine aus dem
Arsch reißen wie damals? Da haben wir Überstunden
gemacht, haben ~~tr~~angeklotzt wie die Doofen. Und
dann der Regen, da haut's mit dem Dach nicht hin,
und die Schmiere läuft überall 'runter.

Meister: Sollte ja dicht sein, so wie's war. Mit
solch einem Guß konnte doch keiner rechnen.

3: Scheinen ja hier in der Sahara zu leben, wo's nie
regnet!

Meister: Regt euch doch nicht so auf!
War ja nicht euer Fehler.

4: Ist doch sinnlos!

1: Ausbaden müssen wir aber den Mist. War doch schon
oft so.

Meister: Los, kommt jetzt!

2: Nützt doch nischt, wenn wir uns aufregen.

Szene: Verflochtenheit

Sprecher: 1 Mann, 1 Frau (zu Hause vor dem Fernseher)

(Hintergrund): laute Musik

Sie: Eugen! Laß mal das Fernsehen! Hör mir doch mal zu!

Er: Wenn unbedingt sein muß, (Pause - Musik leiser)
Was gibt's denn?

Sie: Hast du eigentlich schon mal daran gedacht, daß wir bald Weihnachten haben? Was sollen wir uns denn schenken?

Er: Weihnachten?? - Tatsächlich! Zt, zt, zt.
Die Zeit vergeht, unglaublich.

Sie: Deshalb wissen wir immer noch nicht, was wir uns schenken sollen.

Er: Wie war's denn voriges Jahr?

Sie: Ich hatte den Hosenanzug und du den Ledermantel.

Er: Richtig. - Mhm - Wie wär's denn mit dem neuen Wagen? Man wundert sich schon darüber, daß wir noch einen Trabant haben.

Sie: Mit dem Wartburg sind wir aber erst in 2 Jahren dran.

Sie: Na ja, da gäbe es schon Mittel und Wege. Aber wie steht's denn mit dir? Wie wär's denn mit so einer Spülmaschine?

Sie: Das kann doch nicht dein Ernst sein? Als du mir damals die Küchenmaschine brachtest, da haben sie alle komisch geguckt. Mit Haushaltsartikeln macht man doch heute keinen Eindruck.

Er: Na schön, aber was denn dann?

Sie: Weißt du was? - Schenk mir doch eine Auslandsreise.
14 Tage über Weihnachten und Neujahr.

Er: Tut mir leid, ich habe am 2. Januar die Tagung. Da muß ich da sein.

Sie: Wer spricht denn von dir? Ich werde eben allein fahren. Das wird sich sehr gut machen, wenn du zu Silvester bei Dr. Lebeguts bist und sagen kannst: "Meine Frau ist zur Zeit in der Hohen Tatra oder so". Und weißt du was? Ich werde dann von irgendwo da unten anrufen. Du, das macht sich prima. Ich meine, das hinterläßt einen hervorragenden Eindruck. Ferngespräch von meiner Frau aus dem Ausland. Ich werde mit dir am Telefon flirten, damit die nicht etwa denken, bei uns stimmt's nicht in der Ehe.

Er: Na gut, aber jetzt hab ich immer noch nichts für mich.

Sie: Laß uns erst einmal meine Reise buchen. Für dich fällt uns dann schon noch etwas Wirkungsvolles ein.

(Musik lauter)

Szene: Verflochtenheit - 2 Sprecher

1. Na, hat's geklappt?

2. (Sehr niedergeschlagen) Nee.

1. Gemein! Hier - hau dir erst einmal eine in die Fresse/Schnauze!

2. Danke.

1. Was hat er denn gesagt?

2. Es geht nicht, daß wir beide gleichzeitig wegkönnen. Ich hab ihm alles aufgezählt, daß ihr wieder euren alten Ferienplatz habt, daß noch ein Platz frei ist und daß wir alle zusammen fahren wollen dieses Jahr.

1. Aber.- er macht nicht mit.

2. Nein. Zwei Gelernte auf einmal kann er nicht weglassen, sagt er. Jetzt bei dem Wetter erst recht nicht. Bleibt ja dann auch nur Gerhard. Und was wird mit der Bereitschaft? Ausgeschlossen. Dein Urlaub ist schon ausgemacht, hat er gesagt, aber ich kann unmöglich in der Zeit weggehen.

1. Das ist schuftig. Ich hatte mir das schon so schön ausgedacht. - Unsere ganze Truppe mal zusammen - ha! ... Der hat nur Angst, daß er selber mal ran muß, der feine Max. Deshalb läßt er dich nicht weg.

2. Nichts zu machen.

1. Doch! Ich hab ne Idee!

2. Was?

1. Du wirst einfach krank.

2. Das merkt der doch.

1. Ach, bis dahin hat er längst vergessen, daß du ihn gefragt hast, bei dem Gedächtnis! Du wirst krank und kommst nach.

2. A b e r

1. Enen Krankenschein für dich organisieren wir schon. Du mußt nur zu dem Doktor gehen, wo Inge ist in der Sprechstunde. Das klappt bestimmt. Nachgesehen hat auch noch keiner. Eine Woche kannst du gut weg. Kein Mensch merkt etwas.

2. Meinst du?

1. Klar; Mensch. Die Tage sind doch einen kleinen Schwindel wert. Du kannst ja nachkommen und auch einen Tag eher fahren. Das haut doch hin!

2. Ich weiß nicht.

1. Komm. Markiere bloß keine Gewissensbisse. Wenn dich der Alte nicht wegläßt, hat er es nicht anders verdient.

2. Wir müßten aber dichthalten. Fotos könnt ich auch keine machen.

1. Na ja, da könnte man noch drüber wegkommen.

2. Aber ich müßte die ganze Zeit dran denken, daß ich eigentlich keinen Urlaub habe. Ich kann's nicht machen.

1. Quatsch! Kein Mensch merkt etwas!

2. Ich möchte aber den Laden hier los sein, wenn ich Urlaub mache, verstehst du? Ich müßte doch ständig denken: alles Schwindel.

1. Das sind wieder einmal deine typischen Grundsätze, mein Guter. Damit kommst du nicht weiter.
 2. Und Gerhard lassen wir auch sitzen. Der hat dann die Arbeit und die ganze Bereitschaft auf dem Hals.
 1. Tot wird der sich auch nicht dabei machen.
 2. Du, sag mal, wenn's umgekehrt wäre. Ich hab den Urlaubsplatz, und du solltest so hinkommen. Würdest du es machen?
 1. So ist es ja nicht.
 2. Aber wenn's so wäre? Würdest du es machen?
 1. Ich ??
 2. Ehrlich!?
 1. --- Ich weiß nicht.
-

Szene zu: Was ängstet unsere Zeitgenossen?

(Ort: Poliklinik) Schwester, 2 Kollegen

Schwester: Herr Schmidt, Herr Adler! Bitte ins Verbandszimmer.

Meinel: Auf Wiedersehen, Schwester.

Schwester: Auf Wiedersehen, Herr Meinel.

1. Tag, Fritz!

Meinel: Tag, was machst du denn hier, auch krank?

1. nich so, aber bestellt.

Meinel: Was hast du denn?

1. Haut eben nicht mehr hin. Magen, Kreislauf, dauernd noch die Kopfschmerzen dazu.

Meinel: Laß dich doch mal krankschreiben!

1. Das nützt doch nichts. Der Arzt sagt, ich soll aus den Schichten raus.

Meinel: Hast du ja auch lange genug gemacht.

1. Ja, aber was soll ich denn machen?
Den Schein für die Anlage hab ich ja, aber sonst nisch.

Meinel: Der Betrieb, der muß dich unterbringen.

1. Das schon, aber was? Und wie sieht's mit den Piepén aus? Unsere Kleene kriegt auch noch ein Kind. Das hat sie so aufgelesen. Da müssen wir auch noch zuschustern.

Meinel: Du, morgen abend werde ich dich mal besuchen.

1. Nu ja, Gott wird schon weiterhelfen.

In unserer Konferenz ging es um Christen und Nichtchristen. Uns allen gefiel diese Unterscheidung nicht, denn wir können nicht schwarz-weiß malen. Wir wissen, daß wir nicht weiß sind und erleben, daß die anderen nicht schwarz sind, das Leben unter uns spielt sich in vielen Grautönen ab. In den Wochen in Buckow, in denen wir unter Anleitung eines Kunstmalers zeichnen, malen und Bilder ansehen, haben wir begriffen, wie schön diese grauen Schattierungen sind und wie sich darin alle Farben finden und überraschende Wirkungen entstehen. Wir können nicht einmal sagen, daß die Christen auf die Seite der helleren und die anderen zu den dunkleren Grautönen gehören. Obwohl wir uns so wenig unterscheiden und mit den anderen solidarisch sein wollen, gibt es die Zäune und Hindernisse, die uns zu schaffen machen. Es wurde in unseren Gesprächen ein paarmal vom Getto gesprochen und in den Gemeinden wird dieses Bild oft abschreckend vor Augen gestellt. Vielleicht geht es uns ähnlich wie dem früheren Journalisten Theodor Herzl in Wien. Er wollte ein Europäer sein, dem die jüdische Herkunft nichts bedeutete, alles aber die Kultur Europas und seiner ganzen Zeit. Doch als er über den Prozeß gegen den Offizier Dreyfuß in Paris berichten wollte, der ungerecht verurteilt wurde, da erfuhr er, daß er mit diesem anderen Juden verbunden war und zu ihm gehörte, nicht aber zu den Franzosen, die sich gegen den einen stellten. Er konnte nun und wollte auch nicht mehr sein Jude-Sein zurückstellen.

Oft ist es geschehen, daß Juden, die in der Gesellschaft mitarbeiten wollten, mit Gewalt in das Getto getrieben wurden und nicht einfach Menschen wie die anderen sein durften. Vor solch einer Gettoexistenz warnen wir uns gegenseitig und empfinden sie als eine Bedrohung. Darum spricht man heute häufig bei uns vom Getto. Ich kann das gut verstehen und stimme dem zu. Aber es ist doch nicht richtig und hilft nicht, wenn man hier wieder nur schwarz-weiß malt. Es kommt auch bei diesem Vergleich auf die Grautöne an. Diese möchte ich herauskehren und darzustellen versuchen. Also möchte ich dem bekannten Bild vom Getto neue Töne hinzufügen. Dabei bin ich mir bewußt, daß es eine brisante Angelegenheit ist, gerade heute, Mitte Oktober 1973, in der DDR einen Bereich des Judentums näher vor die Augen zu führen. Aber auch im heutigen Konflikt kann es keine Gerechtigkeit geben, wenn die Grautöne übersehen werden, auch da gibt es kein eindeutiges schwarz oder weiß!

Ich spreche aber jetzt vom alten Getto im Europa der früheren Jahrhunderte. Auch in Afrika und Asien gab es ähnliche Judenviertel.

Das bekannte Bild vom Getto will ich nicht weiter ausführen. Es war das Judenviertel, in das die Juden gedrängt wurden, wo ihnen nur beschränkte Rechte gewährt wurden. Sie lebten in einer sehr eigenen, von den anderen verachteten und abgetrennten Welt. Diese bekannte Vorstellung ist die der Bürger einer mittelalterlichen Stadt. Dort lebten die Bauern und Handwerker und gingen ihrem ehrlichen Gewerbe nach, dort entwickelten sich andere Gewerbe, da führte man am Hof das herrschaftliche Leben, und die geistlichen Würdenträger achteten darauf, daß der Grundsatz "Cuius regio ejus religio" - wessen Herrschaft, dessen Religion (müssen alle haben) - eingehalten wurde. So reichte der Gesichtskreis der Bürger nicht weiter als die Herrschaft ihres Fürsten ging. Was außerhalb war, war fremd, feindlich, gefährlich, womöglich böse.

Die Juden im Getto kannten den Fürsten auch und seine Grenzen. Er erschien ihnen so klein, wie er wirklich war. Denn sie hatten oft Besuch aus anderen Judengemeinden, da erfuhren sie von deren Freuden und besonders auch von deren Gefahren. Sie bildeten eine

weltweite Familie. Im Getto sprach man über die Synagogen in Spanien und in Rußland, in Ägypten und im hohen Norden. So wußten sie, daß es andere Fürsten gab, andere, die schlimmer waren als der ihre, die anders regierten als er, die andere Gesetze hatten und andere Wirtschaftsformen. Daher hatten sie auch mehr Phantasie für das, was gerecht ist und was die Menschen nötig hatten. Und sie hatten größere Maßstäbe, mit denen sie die Lebensbedingungen hier und woanders messen konnten.

Im Getto wurden die Kulturgüter Israels und der Araber, der Römer und Griechen, der Katholiken und Protestanten mit großem Interesse beachtet und weitergegeben. Nicht alle wissen, daß das griechische Erbe, das unsere europäische Kultur so befruchtet, wie auch die Zahlen und damit die Mathematik über die Araber durch die Juden zu uns gelangt ist. Einer der bedeutendsten Namen ist Maimonides. Ausgerechnet aus dem Getto wurden die Wissenschaften, die Künste und der Handel belebt und gefördert. Im Getto kannte man die Freuden und Leiden der Stadt, die Bürger in ihrem Können und in ihren Schwächen. Aber in der Stadt wußte man nichts über das, was dort im Getto vorging, da genügten einem sonderbare Vorurteile.

Im Getto wurden die Traditionen sehr genau und treu überliefert und gepflegt und verarbeitet. Aber ebensosehr war man aufgeschlossen für Umbrüche und Neues. Tradition und Revolution brannten dort schon heftig, als man in der Stadt noch schlief und nicht ahnte, was Vergangenheit und Zukunft für sie bedeuteten. Was für geistige Kämpfe zwischen Orthodoxie und Aufklärung in allen Richtungen hielten die Juden im Getto geistig lebendig!

Bei alledem empfanden sie die Enge, in die sie gezwungen worden waren, sehr bedrückend und strebten immer wieder hinaus. Wir nennen dies Emanzipation. Sie wollten die Rechte der Bürger ebenso genießen, um mit ihnen auch die Verantwortung zu tragen und der Gerechtigkeit und dem Wohlstand aller Menschen zu dienen. Immer wieder einmal gelang es ihnen eine zeitlang oder in einer Gegend und immer wieder wurden sie zurückgeworfen in die Enge ihres Gettos. Und doch, ob sie nun frei mitwirken konnten oder aus der Enge heraus in der Stadt anwesend waren, Europa ist ohne die Juden - die Juden aus den Gettos - und die Kirche ohne die Synagoge nicht denkbar. Auf allen Gebieten unserer Kultur hat der Geist aus dem Judenviertel reiche Früchte gebracht, ob es die Künste sind, die Wissenschaften oder der Handel, selbst unsere Theologie und die Glaubensgeschichte der christlichen Gemeinden haben unzählbare und unwägbare Impulse oder Anregungen von dort erhalten. Ich kann das hier nicht im einzelnen auführen, wollte Sie auch nur aufmerksam machen, damit sie selbst solche Beobachtungen machen und sammeln können.

Was diese Darstellung in den mannigfaltigen Farben, wobei die dunklen schon bekannten durchaus dazugehören, nun bei einem Vergleich für uns austrägt, das möchte und kann ich nicht in eine Lehre fassen, das müssen wir selbst finden, dafür sind wir auch selbst verantwortlich. Gewiß ist es heute bei uns ganz anders als damals. Unsere Phantasie sollte nur angeregt werden, um diese, unsere neue Situation auch zu meistern und uns nicht vor dem Gespenst "Getto" in Angst und Resignation treiben zu lassen.

Wenn ich nun zwei Psalmen lese, so stellen Sie sich vor, daß diese im Getto gelesen wurden, gelesen von denen, die die Tradition pflegten, wie von denen, die nach anderen Stimmen hörten, von den Aufgeklärten und den Revolutionären, von denen, die zuhause blieben und denen, die weiterziehen mußten.

Psalm 120 und Psalm 119, 145-152

Psalm 120:

Hilferuf gegen Verleumder

Ein Wallfahrtslied. Ich rufe zu dem HERRN in meiner Not,
und er erhört mich. HERR, errette mich von den Lügen-
mäulern, von den falschen Zungen.

Was soll er dir antun, du falsche Zunge, und was dir
noch geben? Scharfe Pfeile eines Starken und feurige Kohlen!

Weh mir, daß ich weilen muß unter Meschech; ich muß wohnen
bei den Zelten Kedar! Es wird meiner Seele lang, zu wohnen
bei denen, die den Frieden hassen. Ich halte Frieden; aber
wenn ich rede, so fangen sie Streit an.

Zum Schluß lese ich ein Gedicht einer polnischen Jüdin, 1944

Ich bin schon so reif geworden

Ich bin schon so reif geworden durch Qual und Leid -
Gott selber sogar
kann sich anvertrauen meiner Hand
daß ich ihn sicher geleit
in jenes Land.

Meine Sehnsucht hat schon alle Wege ausgebessert,
mein Herz hat von neuem aufgestellt
alle Brücken, die so lang zerschellt.
Wir werden uns nicht mehr verirren
mein Tritt nicht mehr
und meine Zähr,
nicht du, mein Herr.

Wir wollen heimkehren
zu meiner Mutter Tür
und küssen den Staub von ihrer Schwelle
und halten so lang die Klinke in der Hand
bis wir ihren ruhigen Atem hören
von jener Seite der Wand.

Wer wird als erster öffnen die Tür?
Wer blieb im alten Hause mir?
Und wird ein Zweigl von dem Baum
durch die blauende Scheibe
anklopfen mit Kinderhand
an meiner Mutter Traum:
s ist wer gekommen da aus fernem Land...

Sag warum zögerst du, mein Gott?
Ich hab heut nacht dort alle Wege ausgebessert
und jede Brücke aufgestellt
hin zu dem stillen Haus -
hast du vielleicht gar Furcht, Gott,
zurückzugehn in diese Welt?

(Rachel H. Korn)

Anmerkung: Der Historiker wird an diesen Ausführungen viel zu
kritisieren haben. Selbstverständlich haben nicht
allezeit und überall die Juden nur in abgeschlossenen
Gettos gelebt.
Ich wäre dankbar für Hinweise, die diese Darstellung
bestätigen und ausführen oder sie in Frage stellen.

GOSSNER EVANGELICAL LUTHERAN CHURCH

(Regd. under Societies Registration act XXI of 1860)

ACTING PRAMUKH ADHYAKSH : REV. DR. N. MINZ



HEAD OFFICE

G. E. L. Church, Ranchi

Bihar/India

Phone : 23358

No. 219/74/KSS-78

Ranchi Dated 7th June, 1974.

To

Pastor Bruno Schortstadt.
Director, Gossner Mission Berlin.

Dear Brother Bruno,

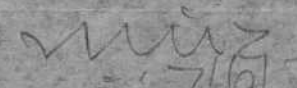
Our KSS minute of 26-30th June 1973 item No.23 bears the resolution that one Pastor is to be sent from the Gossner Church to GDR for special training. Moreover it further says that one Pastor or teacher be invited to teach in Gossner Theological College from GDR.

In pursuance of this resolution may I request you to kindly take this matter up in your Church Council and inform us when would you be able to invite one Pastor from our Church for a special training, most probably in urban industrial mission. It will help the KSS to take a definite decision after getting a formal invitation from your side.

We are working for inviting a Pastor a teacher to come to Ranchi to teach in our Gossner Theological college from GDR. The College Council is meeting on the 27th of June and the KSS on the 28th+29th. In these meetings this matter will be taken up and then a formal invitation to this effect will be sent to you. Hope you will be able to comply with our request.

Yisusahay to you, your family and friends of the Gossner Church in the GDR. I am extremely sorry that due to unfavourable situation in the Gossner Church I had postpone my visit to GDR. I hope that in some future time I shall be able to visit GDR. May the Lord Jesus Christ lead and His Church in GDR and equip her to be better witnesses to His name.

Yours in Christ,


(Rev. Dr. N. Minz)
Acting Pramukh Adhyaksh,
GEL Church Ranchi.

cc. 1. Director Pastor M. Seeberg,
Gossner Mission, Berlin.

2. Dr. Y.W.Ji.
Asia Secretary,
CCC/LWF Geneva.

**EVANG. LUTH.
KIRCHENGEMEINDE
RAHLSTEDT-OST**

Herrn Missionsdirektor
Pastor Martin Seeberg

2 HAMBURG 73, DEN 9. Mai 1974
HEGENECK 2 Mo/Da
TELEFON 6724300

1 Berlin 41
Handjerystr. 19/20

Zur Ablage	
Aktenplan-Nr.	422
Datum	28.6.
Handzeichen	8

Lieber Bruder Seeberg!

Wie ich Ihnen in unserem gestrigen Telefonat, als Sie in Mainz waren, mitteilte, möchte das Ehepaar

Willy Helm, Bad Liebenstein/Thüringen,
Klara-Zetkin-Str. 14 I., Tel. 2050

in die BRD übersiedeln. Es ist ihr Wunsch, vorher mit Ihnen in Kontakt zu treten. Das Ehepaar Helm ist bereit, nach Ost-Berlin zu kommen, wenn Ort und Zeitpunkt der Begegnung abgesprochen werden. Als Kennwort bei der Begegnung sollte die gemeinsame Heimatstadt Breslau erwähnt werden.

Das Ehepaar Helm wird in der kommenden Woche wieder zu Hause erreichbar sein.

Ich bin Ihnen dankbar für die angebotene Hilfe und verbleibe

mit freundlichen Grüßen

Willy Helm

"Der Nichtchrist -- unser Zeitgenosse"

Vorgetragen von der Berlin-Gruppe der Gossner-Mission
in der DDR am 13.10.1973 in der Tagung der Mitarbeiter-
konferenz in Berlin

- 1 a) Unter dem Sammelbegriff Nichtchristen sind nicht nur Marxisten subsummiert, sondern auch die sog. praktischen Materialisten, die "Grauzone", die sich zwischen Christentum und Marxismus befindet und mit deren Vertretern wir täglich konfrontiert werden.
- 1 b) Wenn von Christen die Rede sein wird, so nur in ganz allgemeinem Sinne, ohne im einzelnen zwischen Kirchenchristen, Randchristen, Engagierten oder Nicht-engagierten zu differenzieren.
- 1 c) Das Bild des Christen im Bewußtsein des Nichtchristen nachzuzeichnen, hat nur dann Sinn, wenn man von subjektiven Erfahrungen abstrahiert. Jedoch bleibt der weltanschaulich-politische Standort der Verfasser erkennbar.
- 2 a) Für Nichtchristen sind Christen zumeist Überbleibsel einer alten, überholten Gesellschaft und gelten als Bewahrer von bürgerlichen Traditionen, weil sie auf einer Lebensweise beharren, die verhindert, sich mit den gesellschaftlichen Veränderungen aktiv auseinanderzusetzen. Nichtchristen verurteilen bzw. schätzen (je nach Standort) eine solche Lebensweise, da sie ein apolitisches, ja z.T. sogar antisozialistisches Verhalten hervorbringt.
- 2 b) Statt sich zu bemühen, Natur, Geschichte und Gesellschaft zu begreifen und zu verändern, flüchten Christen in kultische Handlungen und leere Mitmenschlichkeit, indem sie, die äußere Not des Menschen verkennend, auf die Seele und das Jenseits verweisen und glauben, die gesellschaftlichen Probleme allein mit Nächstenliebe lösen zu können.
- 2 c) Das mystische Weltbild und die Abkapselung des Christentums in der sozialistischen Gesellschaft ziehen einen Teil Nichtchristen an, die an bestimmten gesellschaftlichen Entwicklungen und deren Rationalismus verzweifeln.
- 2 d) Christen werden nicht nach ihren Reden, sondern nach ihren Taten beurteilt. Man ist von ihnen enttäuscht, da sie den hohen ethischen Anforderungen und der von ihnen erwarteten größeren Bereitschaft zum zwischenmenschlichen Gespräch nicht gewachsen sind.
- 3 a) Dieses Bild vom Christen im Bewußtsein des Nichtchristen ist auch historisch gewachsen und hatte bzw. hat z.T. auch seine Berechtigung als Reaktion auf das Bündnis von Thron und Altar sowie auf die gesamte Unterdrückung des Emanzipationsprozesses des Menschen überhaupt.

- 3 b) Auch heute reagiert die offizielle Kirche immer noch als "Repräsentationskirche" gegenüber der nichtkirchlichen Umwelt. Die verschiedenen Weisen der Reaktion reichen von antikommunistischer Aggressivität und Verteufelung über weltanschauliches Konkurrenzdenken bis zur Resignation.
4. Dies bewußt negativ gesetzte Bild vom Christen ist in seiner Negativität u.E. Herausforderung, christliche Existenz zu einem wirklichen Leben in der Welt werden zu lassen, für das uns Jesus befreit hat.
- 5 a) Die gegenwärtige Theologie, die dem Zeitgeist nicht rein ablehnend gegenübersteht oder ihn nur als Vehikel für ihr System mißbraucht, hat sich notwendigerweise mit der bürgerlichen Aufklärung, der klassischen deutschen Philosophie (Hegel) und z.T. sogar mit der Marx'schen Religionskritik auseinandergesetzt, ohne jedoch den Marxismus insgesamt schon zu reflektieren und für sich aufzuarbeiten. Dies steht noch aus, könnte aber über den rein theoretischen Dialog hinaus praktische Konsequenzen für Christen im Sozialismus haben.
- 5 b) Eine solche Theologie müßte das Begriffspaar Sendung und Bekennen wieder neu für uns interpretieren.
- 6 a) Für unser Thema bedeutet das: Den Nichtchristen weder als "anonymen Christen" für uns zu vereinnahmen noch eine rein praktizistische Kooperation zu suchen, sondern im alltäglichen Dialog den Nichtchristen kennen und verstehen zu lernen, ohne die Unterschiede zu verwischen und einem Zeugnis aus dem Wege zu gehen.
- 6 b) In der christlichen Gemeinde sollte der Nichtchrist, sei es im Gespräch, im gemeinsamen Nachdenken oder Gebet, nicht die Rolle des verlorenen Schafes zugeteilt bekommen, sondern wie das Gleichnis vom barmherzigen Samariter für die Juden und Pharisäer eine Herausforderung war, so sei Denken und Handeln des Nichtchristen für uns Herausforderung, unseren Glauben und unser Tun zu prüfen.
- 6 c) Deshalb sollte die christliche Gemeinde auch immer neue Begegnungen und Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit Nichtchristen auch in ihren Versammlungen und Gottesdiensten suchen, um dem Auftrag Jesu in der Gesellschaft gerecht zu werden.

Gedanken zur Selbstbesinnung der Berlin - Gruppe
der Gossner-Mission in der DDR

Die Berlin-Gruppe der Gossner-Mission in der DDR versucht, als eine oekumenische Gruppe eine offene Gemeinde zu werden (siehe die Thesen zur offenen Gemeinde, die vor einem Jahr formuliert wurden); sie besteht seit ca. 10 Jahren, hat sich aber in den letzten 2 Jahren in besonderer Weise an die Arbeit gemacht, sie veranstaltet monatlich einen Gottesdienst - in relativ offener Form - mit gemeinsamem Herrenmahl, Gespräch und gemeinsamem Essen, unterhält kleine Arbeitsgruppen - meist auf Zeit - (z.B. hat eine Gruppe beiliegende Thesen "Der Nichtchrist - unser Zeitgenosse" erarbeitet) und versucht mit ca. 10 - 15 Personen eine Art verbindliches Miteinander. Die Gruppe setzt sich aus solchen zusammen, die aus verschiedenen Berufen kommen - Bibliothekare, Ärzte, kaufmännische Angestellte, Lehrer, Juristen, Ingenieure und Facharbeiter.

Die konfessionelle Zusammensetzung: einige entstammen der Katholischen Kirche, andere evangelischen Landeskirchen, dritte den Freikirchen und wieder andere haben keinen konfessionell geprägten Hintergrund, sie sind vielmehr in glaubensloser Familienwirklichkeit groß geworden. Die meisten sind zwischen 25 und 45 Jahre alt.

Im Folgenden gibt die Gruppe Antwort auf die Frage, die in der oekumenischen Bewegung aufgekommen ist: "Die Hoffnung, die in uns ist". Die Gruppe versteht die Anfrage als eine Herausforderung zur Selbstbesinnung.

Der Glaube des einzelnen - angefochten, in Frage gestellt und doch immer wieder verzweifelt gesucht und versucht - wird erst lebendig in der Gemeinschaft, in unseren ständigen Gesprächsbemühungen. Sei dieses Gespräch auch noch so schweifend, mehr tastend als treffend, ist es doch Objekt unserer Hoffnung.

Uns Rechenschaft über diese Hoffnung zu geben, bedeutet, Rechenschaft zu geben über den gemeinsamen Weg der Gruppe, über unser Arbeiten und Sprechen in der offenen Gemeinde.

Unsere Probleme und Nöte sind die aller Menschen in unserer sozialistischen Gesellschaft, nur daß wir sie im Glauben besprechen können, das heißt, daß wir sie mit dem Versöhnungsdienst Jesu Christi und unserer Nachfolge in Zusammenhang zu bringen versuchen.

Unsere Ungeduld (auch miteinander) erklärt sich aus dem Ziel, dem Versuch, tatsächlich Gemeinde Jesu Christi zu sein.

Unsere Angst ist es, hinter diesen Forderungen und dem Voranschreiten des anderen zurückzubleiben, oder ohne den anderen allein weit voraus zu sein.

Unser Zorn gilt einer Kirche, der wir unsere theologische Hilflosigkeit verdanken, die uns an den maßgeblichen Entscheidungen über unsere christliche Existenz im Sozialismus nicht oder wenig beteiligt und die sich vor allem und aus allen rettet anstatt dienend und leidend zu lernen.

Unsere politischen Aktivitäten, die jeder am Dienst in der Gesellschaft unternimmt, haben ihre solidarische Basis in der Gruppe. Bei allen politischen Engagement erliegen wir jedoch häufig zwei Versuchungen: Einmal aus Opportunismus immer einen Kompromiß zu finden, dergestalt, daß man politischen Tageslösungen vorbehaltlos zustimmt und nur noch kümmerlich christliche Restbestände etwa in der Rede von der Nächstenliebe festhält. (Für Christen sind Erscheinungen wie Leistungsdruck, Isolierung von Gruppen, Jugendkriminalität, Ehescheidung usw. nicht einfach Phänomene der Übergangsgesellschaft vom Kapitalismus zum Kommunismus, sondern Prozesse, in denen sich menschliches Leid dokumentiert, das zu Solidarität und Überwindung aufruft.)

Zum Zweiten resignieren wir schnell angesichts gesellschaftlicher Widersprüche, zelebrieren unsere offensichtliche Ohnmacht, ohne durch politisch sachliches Denken, Bereitschaft zum Risiko und zur Verantwortung die harte Schale von Instanzen und Institutionen zu durchdringen.

Christliche Existenz ist für uns keine widerspruchslos harmonische, leidfreie, sie war es nie, sie ist Pro-Existenz für die anderen. Dies unverbittert auch als Hoffende und Leidende durchzuhalten und vor Resignation und Anti-Affekten zu bewahren, nehmen wir uns immer aufs neue vor.

Berlin, am 20. Mai 1974

Nov. Dells, 20. 1. 79

Lieber Maria,

einen Brief aus Dells. Auch

23. (Sonntag) felt mein Flugzeug
wie modern und dann hoffentlich gleich
viel besser. Ich wollte eigentlich schon
früher zu Hause sein, als ich jetzt eine
unbestimmte Zeit auf der Reise.
Ich bin jetzt am Sonntag.

Hast du mal David bei einer Hilfe
und gute Nachrichten in R. und
so ist, dass ich mal mal zusammen
kommen könnten. Und ich hoffe, dass
ich mal gute Zeit in R. und
kannst du sagen, wie es mir
geht. Ich würde dir bedanken!

In Durgapur, Calcutta und Nagpur
sich so mal besuchen gehen. Eine
Arbeit in Calcutta steht sehr ver-
schieden zu sein. Dort hat auch
Freund v. Freytag und jetzt setzen
vielleicht ist es auch so, dass
denn vielleicht von uns aus möglich
sein kann. Ich werde dich bei
unseren Besuchen. - Und in Durgapur:
es ist der halbe Tag, dass
kannst du unser forsch. - Karten in
Hast du ein wenig aufgeben.

11
ist also, Minne King hat in
der Dichtung, mit R. auch ge-
sprochen. Die Odium. Aber in 2. die
nicht der ganz eine Adelman King
leben zu müssen. - Mit Rudolf
+ Rte. er & ganz gut, ist bei R.
R. unterwegs: haben und in
Sevagram (fand. Aslam) +
Pauzas, wo Minne Blave seinen
Wohnort hat. V. B. ist ganz in
den Speer fand. 2. auffanden
bei R. - Und Rudolfs Tochter
hat mich beiderm. & bei mich
nicht, wenn & auch ist Augen
fohler - die (3. V. King) den
Niedrigen Gantalt haben könnte
zu Tage als um die fohler - die
Wen, ihnen könnte man
Rustoff kommen. - Rte
heißet! Und so vielmal
geprüft kein Bienen.
Witte Fritz Hedero, Paul J.
+ Familie King, auch Rte.
(kann es nicht)

Unterwegs in Asien

Notizen aus meinem Reisetagebuch / v. Bruno Schottstädt

16. Januar 1974 (Moskauer Zeit 21 Uhr)

Es ist ein harter Arbeitstag, der erste Tag einer Reise nach Asien. Jetzt sitze ich in der phantastisch ausgestatteten IL 62 und fliege ab Moskau in Richtung Nordosten, das Flugziel ist Tokio. Dort soll ich zusammen mit Pfarrer Helmut Orphal den Nationalen Christenrat von Japan besuchen. Insbesondere möchte man uns mit den Fragen von Kirche und Gesellschaft, mit der Arbeit der christlichen Gemeinde in den Großstädten Japans und mit konkreten Friedensdiensten der Kirchen bekannt machen. Wir sind sehr gespannt.

Die Japanreise sollte erst nach einem Indienbesuch kommen, jetzt aber ist es umgekehrt: das indische Einreisevisum, mit dem wir schon am 30.12. in Ranchi, am Hauptsitz der Gossner-Kirche in Indien sein sollten, war bis zu unserer Abreise in Berlin noch nicht da. Wir besitzen aber eine Art Vorvisum.

Wir sind ganz vergnügt, obwohl wir nun schon fast 14 Stunden auf den Beinen sind und für die Nacht erwarten wir einen ausruhenden Schlaf. Dies wird schon darum möglich sein, weil die Maschine nur zu einem Drittel besetzt ist.

In den letzten Tagen in Berlin hatten wir Zeit, uns noch mit Fragen der japanischen Geschichte, dem Shintoismus, dem Buddhismus in Japan und der Moderne des Landes anhand von Literatur zu beschäftigen. Schön, daß es so war, wir konnten uns ein wenig in die asiatische Ruhe einstimmen. Und natürlich versuchten wir die Kirchen zu verstehen. Aber was wird uns wirklich erwarten? Welche Menschen werden wir sehen? Was werden sie von uns wissen? Werden wir von ihnen lernen können? Was? Wie wird das Gespräch zwischen den Christen in sozialistischen Ländern und Asien stärker in Gang kommen können? Werden wir dazu helfen dürfen? - Fragen über Fragen. Und wie werden wir sprachlich zurecht kommen? Dazu: werden wir mit unseren Gastgebern zusammen Hiroshima besuchen können?

Im Moment fliegt unsere Maschine ganz ruhig über das große Sowjetland dahin. In der Kabine wird es warm. Auf dem Moskauer Flughafen waren bestimmt über 20° Minus. Da war es schön, daß wir uns während der Wartezeit "innerlich" ein wenig erwärmen konnten. Und eine große Hilfe für unsere Erwärmung ist uns ein Gesprächspartner gewesen, der aus Karl-Marx-Stadt stammt und

Techniker im Außendienst nach Australien über Japan fliegt. Wir konnten im Gespräch lernen, wie wichtig es ist, im Rahmen der Technik nicht nur auf dem Laufenden zu sein, sondern wirklich qualifizierte Arbeit zu liefern. Und in Sachen Büromaschinen hat die DDR eine gute Tradition - auf jeden Fall war es ein ökumenisches Gespräch: der Techniker und die Pastoren verständigten sich über ihre Dienste für andere im Ausland, tauschten internationale Erfahrungen aus und waren sich darin einig, daß jeder mit seinem persönlichen Beitrag für das Wohl aller Menschen in der DDR und in der Welt einzutreten habe.

Was einen in Moskau auf dem Flughafen noch so auffällt: vor allen Dingen junge Menschen reisen! Wir sahen viele Japaner auf dem Wege nach Westeuropa, wir sahen Amerikaner, die als Touristen in die UdSSR kamen. Und wenn junge Menschen reisen, um Menschen in fremden Ländern ohne Voreingenommenheit kennen zu lernen, wenn Menschen miteinander auf dem Wege sprechen, so ist sicher auch dadurch eine Hoffnung für den Frieden in der Welt vorhanden. Was an uns liegt, so wollen wir offen und unvoreingenommen in alle Gespräche gehen. Wir wollen unsere Augen weit auf halten, auch wenn uns Müdigkeit überfällt. Und wir wollen vor allen Dingen den Menschen anderer Kultur, anderer Religion, anderer Geschichte unser Herz zu zeigen versuchen. Wir kommen aus einem Land, in dem der Sozialismus aufgebaut wird, wir sind verantwortlich als Glieder der Gemeinde Jesu Christi dabei und wir möchten unseren Freunden ein reales Bild vom Christsein und Kirche-Sein in der sozialistischen DDR vermitteln. So wird es für uns sehr darauf ankommen, von dem zu berichten, was Wirklichkeit ist. Schon in früheren Gesprächen haben wir mit Japanern ^{zusammen} in der DDR festgestellt, daß wir über unsere Dienste in den unterschiedlichen Situationen zu erzählen haben. Solch gegenseitiges Erzählen schafft uns neue Gemeinschaft im Welthorizont. Und für uns beide gilt - in Japan und in der DDR - was mit der gestrigen Losung der Herrnhuter Brüdergemeine ausgedrückt worden ist "Ihr seid meine Zeugen, spricht der Herr" Jes. 43,10. Für uns gilt aber auch, was uns heute mit dem Psalmisten gesagt worden ist "Du Herr, segnest die Gerechten, Du deckest sie mit Gnaden, wie mit einem Schilde" (Ps. 5,13).

8.100 Km liegen vor uns. Unser 'Flugzeug soll diese in 9 Stunden und 15 Minuten schaffen und dann sind wir auch schon in Japan.

17. Januar 1974 (9 Uhr asiatischer Zeit)

Wir fliegen in den Tag hinein. Die Sonne ist gegen 8 Uhr blitzartig aufgegangen: Licht werde am Horizont! Die Uhren haben wir vorgestellt, wir sind schon ganz auf die neue Zeit eingestellt. (In Berlin ist es jetzt erst 1 Uhr nachts, wir haben 8 Stunden Unterschied). Langsam wacht alles in der Maschine auf, die Stewardess verkauft Souvenirs und gleich wird uns das Morgenfrühstück gereicht. Wie schön, daß die Maschine nur so schwach besetzt ist. Alle Passagiere konnten sich langmachen.

Während wir so bei klarem Himmel weit über den Wolken in 10.000 Meter dahinfliegen, lese ich in meinem Lösungsbüchlein. Der Tages-
text aus Sacharja 9 sagt: "Seine Herrschaft wird sein von einem Meer bis zum anderen und bis an die Enden der Erde". Und mit dem Lehrtext wird die Herrschaft des Christus besungen, der regieren wird von Ewigkeit zu Ewigkeit (Offenbarung 11, 15). Jawohl: wir sind von dem einen Meer bis zum anderen unterwegs, jedenfalls wenn wir die Landkarte anschauen. Und da ist es die Frage nach unserem Glauben im Blick auf diese von Gott geschaffene Welt, in der er seine kleine Gemeinde hat. Diese seine kleine Gemeinde läßt sich ein auf sein Kommen und rühmt ihn jetzt schon als denjenigen, der von Ewigkeit zu Ewigkeit regiert. Ein großer Glaube für die kleine Christenheit. Doch was tun wir damit? Sicher können wir nicht selbstsicher gegen alle Macht in der Zeit auftreten, wir werden sie auch nicht aus der Welt schaffen. Wir dürfen auf den Gott hoffen, der sich mit einer kleinen Gemeinde in der Welt bewegt und der sich in dem armen Jesus geoffenbart hat. Und so etwas können wir nicht allein aus guter Einsicht, wir sind Beschenkte.

Einen Moment denke ich an Familie und Freunde: Herrgott, behüte sie alle und nimm dich der Deinen an, daß sie ihren Glauben recht leben.

Die Stewardess sagt an: "In wenigen Minuten landen wir in Tokio". Dann nennt sie die Zeit, in Moskau ist es jetzt 6 Uhr früh, hier genau Mittag (12 Uhr). Schnell gehen die Paßkontrollen und wir stehen in der Halle des Flughafens in Tokio. Gerade will ich

darangehen, durch die Information nach einem Vertreter des Nationalen Christenrates rufen zu lassen, da meldet er sich auch schon. Mit ihm fahren wir durch die Stadt und essen das erste Mal japanisch. Es ist ein kleines Keller-Lokal. Die Küche ist für jeden fast zu sehen. Grüner Tee wird serviert und es gibt heiße Tücher zum Reinigen der Hände und des Gesichtes. Sehr angenehm. Dann grünen Salat, Fleisch und Reis. Die Stäbchen lernen wir zu bedienen. Da Messer und Gabel gedeckt sind, lassen wir das mit dem Stäbchen essen noch und heben es uns für das nächste Mal auf. Nach dem Essen sehen wir die Altstadt. Wir dürfen in einem Seminarhaus der Kirche Wohnung nehmen und ausruhen.

Dann empfängt uns der Generalsekretär des Nationalen Christenrates Nakajima in seinem Arbeitszimmer des wohl so wichtigen kirchlichen Zentrums. - Es gibt 1 Million Christen in Japan und 65% gehören über ihre Kirchenvertretungen zum Nationalen Christenrat. An dem Informationsgespräch nimmt auch der lutherische Professor Tokuzen teil, er berichtet, daß er 1967 an den Festlichkeiten anlässlich des 450-jährigen Jubiläums der Wittenberger Reformation teilnehmen konnte. Beide Theologen äußern sich darüber sehr befriedigt, daß wir als erste Vertreter der Kirchen in der DDR in Japan sein können und sie bringen von Anfang an zum Ausdruck, daß wir unsere Beziehungen ausbauen sollten. Das Gespräch findet bei einem langen Abendessen seine Vertiefung, wir fragen unsere Gastgeber nach kirchlicher Arbeit in der Großstadt, nach der theologischen Ausbildung, nach dem Dienst der Christen in der Gesellschaft und die Brüder fragen uns nach dem Weg der Kirche in einem sozialistischen Staat, nach besonderen Diensten z.B. durch das Ökumenisch-missionarische Amt und die Gossner-Mission in der DDR, und wir verabreden ein Studien- und Reiseprogramm, das unseren Wünschen und ihren Vorstellungen gerecht werden soll. In 12 Tagen sollen wir Sendai, Kyoto, Osaka, Hiroshima und natürlich Tokio mit einigen wichtigen Arbeiten kennen lernen. Wir werden viele neue Eindrücke haben und sicher später erst zur Aufarbeitung kommen. Und wir müssen in diesen Tagen uns ganz stark auf die

japanische Mentalität einlassen, auf ihr Verständnis von Sitte und Gewohnheit. Die Schuhe ziehen wir in unserem Wohnhaus gleich an der Treppe aus, da stehen sie in Nachbarschaft zu den Schuhen anderer Kollegen aus diesem Lande. Auf dem Teppich haben wir noch nicht gesessen, das kommt noch. Die technische Perfektheit ist großartig. Unser Fernseher hat 6 Programme. Wir können zwischen ihnen hin- und herschalten, einige haben viel Reklamesendungen.

Nach einem langen ersten Tag sind wir sehr müde. In der geheizten Wohnung werden wir sicher gut ausruhen können und haben morgen erneut viel zu erwarten.

18. Januar 1974

Ein weiterer Arbeitstag geht zu Ende. Wir mußten in der Frühe allein frühstücken gehen, ein Restaurant in unserer Nähe wurde uns genannt und die Sekretärin des Hauses hat in japanisch aufgeschrieben "europäisches Frühstück". Was wir bekamen war aber auch Frühstück aller anderen: 2 Eier auf Schinken, Toast und Marmelade und Wasser! Nach dem Frühstück besuchen wir die indische Botschaft und unsere eigene Vertretung. Wir führen Gespräche über Visafragen und mit dem DDR-Beauftragten sprechen wir über unsere Vorhaben, über Land und Leute und über die Gestaltung von Arbeitsbeziehungen zwischen engagierten Christen hier und dort. Stadtpaziergänge zeigen uns etwas vom mobilen Leben der großen Stadt Tokio, dieser 11-Millionen-Stadt. Wir hören in Gesprächen von der Sorge um ein neues Erdbeben, von den vielen Bränden, die auf Grund der Trockenheit entstehen (es hat 6 Wochenlang nicht mehr geregnet, die Feuerwehr fährt mit ihren großen Wagen durch die Stadt und mahnt mit Hilfe von Lautsprechern zu Acht- und Wachsamkeit). Wir sehen ein großes Kaufhaus, das auf einem "Heiligen Gelände" steht und einen Schrein (Tempel) direkt einrahmt. Die Religion kann sich nur so halten, indem sie auch ~~am~~ Fortschritt teilhat. Sie verdient mit allen anderen. Ähnliches hören wir auch von einigen Kirchen. Nach einem Rundgang durch die Geschäftsviertel besuchen wir eine Gaststätte und essen rohen Fisch. Herrlich! Dazu auch Fischsuppe, die uns der Wirt aus Gastfreundschaft besonders ser-

viert. Angenehm ist in allen japanischen Gaststätten: es wird kein Trinkgeld gezahlt. Dann folgt ein Besuch im Kibuki-Theater, in dem von morgens bis abends gespielt wird, dazu wird gesungen und erzählt und ein Spieler zupft auf einem Saiteninstrument. Konflikte werden dargestellt - alte Geschichten aus Zeiten des Kampfes erzählt. Wie wird der Fürst damit fertig, daß er in der Schlacht einen Menschen umgebracht hat? Und dieser Mensch war sein eigener Sohn. Das Spiel geht zwischen zwei Frauen, die klagen und anklagen, zwischen dem Kaiser und seinem Mitsstreiter auf der einen und dem Fürsten auf der anderen Seite. Wenig Handlung! Viel Gespräch! Und dazu die Stimme des Erzählers und des Saitenspielers! Nach einer Stunde fahren wir mit der U-Bahn in den Stadtteil Shinjuku und sehen das Tokioer Vergnügungsviertel. Hier wird Sex angeboten - gemäßigt, so meint unser Begleiter. Wir sehen die vielen Bars, die Spiellokale, die Cafés und Kinos, wir hören von den Lokalen für Homosexuelle und lesbische Frauen. Das Ganze wirkt nicht rummelhaft, sicher findet hier auch mancher Mensch auf seine Weise Trost. Wie wird er aber morgen damit leben können? Und war er wirklich in Gemeinschaft? Die Frage nach Gemeinschaft steht als wirklich echte Frage.

Wir fahren weiter zum Neubauviertel und sehen die vielen Hochhäuser, eines davon ist ein Hotel mit 47 Etagen. Auf der 45. befindet sich ein Restaurant, der Fahrstuhl bringt uns in Windeseile nach oben und schon haben wir in einem wenig beleuchteten großen Raum bei leichter Unterhaltungsmusik einen Tisch und schauen auf das 11-Millionen-Tokio von oben herunter. Überwältigend der Eindruck. Zwar wird angesichts der Energiekrise Strom gespart und es brennen längst nicht alle Lampen. Dennoch: soweit das Auge sehen kann - bis zur Küste - Häuser an Häuser und Autos! Das Auto gehört in die Familie. Es ist dabei so wie der Fernseher.

Unser Gesprächsthema "Gott in dieser Stadt" und "Diese Stadt auf dem Wege zu neuer Gemeinschaftsfindung". Wie können Christen dabei sein? Sind die Christen das Salz der Erde? Oder:

leben Christen am Rande dieser Welt ein freudiges Leben? Diese Fragen sollen uns auch in Zukunft nicht loslassen. Noch ist ja das Christentum in Japan so jung, hundert Jahre, und natürlich ist es durch die Mission aus Europa und Amerika ins Land gekommen. Wir fragen: wie sieht religiöse Ausrichtung in der Moderne heute aus? In der zivilen Gesetzgebung sind Religion und Staat getrennt, aber Religion als Buddhismus und Shintoismus war in die Gesellschaft integriert. Bleibt Religion ein integrierter Teil der Gesellschaft? Und sind nicht viele Handlungen im allgemeinen menschlichen Zusammenleben ritualisiert? Z.B. die Verneigung bei der Begrüßung, das Schuhe-Ausziehen beim Betreten eines Raumes, das Sich-Abschließen in seinen Wohnraum gegen die Außenwelt - durch Papierfenster - u.a.m. Es wird aber schwer sein, auf diese Fragen eine Antwort zu bekommen.

Wir erfahren von unseren Gesprächspartnern in ^{den} Kirchen, daß es in Japan nie eine Dialogsituation in Familie und Gesellschaft gegeben hat. Auch sieht man sich beim Gespräch nicht in die Augen. Dieses alles nennen einige "undeutlich" oder "verwaschen" oder "bewußt offen". Auf jeden Fall hat Verhalten und 'Gespräch seinen Sitz in der Geschichte. Keiner kommt von seiner Geschichte los. Es ist eben so gewesen! Und Gewesenes bestimmt Gegenwart und Zukunft. Wie kommt es, daß dieses Volk so einen hohen Bildungsstand hat und auf allen Gebieten der Wirtschaft und Technik führend tätig ist? Es wird sehr spezialisiert gelernt, bewußt einseitig. Und was nicht gebraucht wird, wird gar nicht erst in Angriff genommen. Mit dem muß man sich nicht auseinandersetzen. Aber was wird wirklich gebraucht? Wo liegen die Maßstäbe? Auf keinen Fall wird alles gebraucht, auch nicht in der Konsumgesellschaft und da wird uns erzählt: Japaner schmeißen viel leichter weg als Deutsche, man spricht von der sogenannten "Wegwerfgesellschaft". Und Plaste liegt neben anderem genug herum, wird auch zum Gewinnen von Land - Schütten ins Meer - benutzt, so gibt es Plaste-Land. Spät abends besuchen wir eine sogenannte Club, von dem es hier viele gibt.

Es ist ein großer Kellerraum, heiße Rhythmen erklingen und Tänzerinnen auf besonderen Flächen tanzen, in der Mitte des Saales eine Masse von jungen Leuten, die sich im Rhythmus bewegt. Wir schauen zu und erkennen dieses Haus als Ort der Kommunikation auf besondere Weise. Müde sinken wir um Mitternacht in unsere Betten.

19. Januar 1974

Früh holt uns eine Kirchensekretärin ab und bringt uns zum Bahnhof: wir fahren nach Sendai - 350 km nördlich von Tokio gelegen. In Sendai existiert eine staatliche Universität mit ca. 10.000 Studenten, daneben gibt es weitere 16 Hochschulen, insgesamt 60.000 Studenten in der Stadt. Sendai ist Verwaltungs- und Erziehungszentrum und liegt in der Nähe eines größeren Hafens. Wir fahren mit einem sogenannten Luxus-Express, die Landschaft wechselt. Vom Zug aus sehen wir Bergketten mit Schnee- und Eispitzen, Reisfelder, die ausgetrocknet daliegen. Der Zug ist ausverkauft mit Platzkarten und wer nur so mitfahren will, - der Schaffner erwischt jeden Schwarzfahrer - muß Strafe zahlen.

In Sendai werden wir erwartet. Ein Mitarbeiter des Kyodan (Vereinigte Kirche Christi in Japan) bringt uns zu unserem Hotel. Wir wohnen das erste Mal ganz japanisch. Das kleine 2,5 x 2,5 m große Zimmer hat einen Wandschrank, einen elektrischen Heizkörper, ein Fernsehgerät, einen kleinen Tisch und Sitzkissen. Wir sitzen auf der Matte und zur Begrüßung gibt es japanischen grünen Tee. Das Zimmer ist mit einer Papiertür zum Fenster hin verkleidet, so ist man in Japan ganz unter sich. Eine herrliche Deckentüfelung läßt das Auge - wenn es mal nach oben geht - ganz ausrufen.

Nach dem grünen Tee ein Kindergeburtstag! Die Wohnung des Kollegen ist klein, wir sitzen in einem Wohnzimmer und halten unsere Füße unter einen Tisch in eine Grube, in der eine elektrische Heizsonne steht. So sprechen wir über das Zeugnis der Christen in heutigen Japan. Unser theologischer Partner - ein Professor - ist Lutherspezialist. Unser Gespräch mit ihm kreist um Fragen "Entscheidung vom Glauben her für die Gesellschaft"

und dafür ist Münzer vielleicht besser zu gebrauchen als Luther. Für unseren Partner eine neue Aussage. Er wird sicher viel darüber nachdenken. Zum Abendessen sind wir bei einem alten Freund, dem Professor für Politologie Mr. Miyata. Er hat aus unserem Besuch ein Familienfest gemacht, wunderbare Mahlzeit. Stübchenessen! Und dann ein langes Gespräch, in dem wechselseitig Informationen eingeholt werden. Wir wollen wissen, wie ein Christ im politischen Bereich Japans aktiv werden kann, welches gesellschaftliche Ziel er verfolgt, ^{mit} welchen Gruppen und Kräften er arbeitet u.a.m. Er fragt uns nach der neuen Situation im Gegensatz zur BRD, nach dem Christsein in der sozialistischen Gesellschaft, nach der Zusammenarbeit mit Marxisten. Das Gespräch findet dann in einem Studentenheim, das Professor Miyata betreibt, seine Fortsetzung. Eine junge Soziologin, die gerade ihren Master vorbereitet, hat viele Fragen im Blick auf die gesellschaftliche Wirklichkeit in der DDR und nach der Arbeit "für andere" in dieser unserer Gesellschaft. Kurz vor 23 Uhr müssen wir aufbrechen, denn unser Hotel schließt um diese Zeit die Türen. Ein reicher Tag liegt wieder hinter uns. Wir liegen bald auf herrlichen japanischen Matten und finden diese Wohnmöglichkeit sehr schön. Kurz erinnern wir uns, daß es in Berlin erst 16 Uhr nachmittags ist, bei uns 24 Uhr.

20. Januar 1974

Morgens baden wir japanisch. Wir haben dafür vom Hotel Gewänder, ein Hemd und einen Bademantel. Und dann geht es in das kleine Badezimmer, in dem man sich mit einer Schüssel das heiße Wasser übergießt, den Körper seift, wieder übergießt und zum Schluß geht es in den Plastikzuber. Dann kommt auch schon das Frühstück, das wir auf dem Zimmer einnehmen: rohen Fisch, getrockneten Seetang, Reis, Ei und Wurst und Tee. Wir fühlen uns wohl. Das Mitarbeiter des Kyodan bringt uns zu einem Gottesdienst in einer kleinen Gemeinde mit Professor Saiki,

der Neutestamentler und praktischer Theologe an der Universität ist. Professor Saiki ist zugleich Pfarrer einer der dreizehn Kyodan-Gemeinden in Sendai. Über den Kyodan werden wir noch später zu sprechen kommen. Ich spüre große Spannungen in der Leitung, die Gemeinden sind aber aktiv, jährlich kommen in jeder Gemeinde in Sendai ca. 4-5 Glieder zur Taufe. So ist eine Missionstätigkeit zu spüren. Die Gemeinden sollen alle klein sein - 20 bis 200 Glieder -, keine über 200. Im Gottesdienst mit Professor Saiki sind an diesem Sonntag außer uns 15 Personen. Alle sitzen um den Tisch. Die Liturgie ist ganz einfach: es wird gesungen, Psalmen werden gebetet, das Vater-Unser und ein Text (in unserem Falle Joh. 1, 14-18) ausgelegt. Die Predigt hat offensichtlich stark lehrhaften Charakter, sie ist ein geistlicher Vortrag. Fast alle haben eine Bibel vor sich und verfolgen den Text. Nach der ersten Stunde wird gemeinsam gegessen. Inzwischen werden wir als Gäste begrüßt und Pfarrer Orphal wurde gebeten, den Segen zu sprechen. Zu Beginn des Essens ~~nicht~~ berichte ich aus der Arbeit der Gossner-Mission in der DDR und spreche vom Engagement der Christen in der Gesellschaft und von ihrem Dienst zur Erneuerung der Gemeinde. Mein Bericht wird aufgenommen und es schließen sich viele Fragen an uns an. Wieder geht es um die Gemeinde in der sozialistischen Stadt. Zu diesen Fragen sprechen wir beide. Beim Ansprechen der Arbeit der CFK erzählt Professor Saiki, daß 1972 auch der Generalsekretär Dr. Toth in dieser Gemeinde einen Besuch gemacht hat. Wir sind froh über diesen Bericht und bitten unseren Gastgeber, uns seine Wünsche wissen zu lassen. Er möchte theologische Literatur aus der DDR empfangen, Berichte aus dem kirchlichen Leben und - wenn möglich - einmal Gemeinden in der DDR besuchen.

Nach dem Essen haben wir Gelegenheit mit Professor Miata die Stadt zu besichtigen, die verschiedenen Schreine, Friedhöfe und die Universität. Viele Menschen sind mit ihrem Auto unterwegs und stehen auch vor einem Schrein, um zu beten und Opfer zu bringen. Auf den Friedhöfen bringt man den Toten

Mahlzeiten, Reis, Fisch, Apfelsinen! und Blumen! Und Studenten gehen auf die Friedhöfe und legen auf die Grabsteine kleine Steine - eine kleine Hilfe zum Bestehen des Examens. In den Gärten, die zu den Tempeln gehören, spüren wir die große Pflege. Nichts darf wild wachsen, alles wird in eine Ordnung gebracht, in ein ordentliches Verhalten. So sollen alle japanischen Gärten sein. Sie sind Ausdruck der geistigen Haltung: das ist eben so. Um diese Haltung kommen die Erfolge. Schon ist es 16 Uhr, wir müssen zum Bahnhof, unser Zug bringt uns in 4 Stunden nach Tokio zurück. Wir danken unseren Brüdern, wir danken Gott für die Gemeinschaft, die wir in Sendai erleben durften.

21. Januar 1974

"Der Untergang Japans" wird in mehreren Kinos gespielt. Es werden Bilder von der letzten großen Naturkatastrophe dargestellt. Wir kommen mit diesem Film, was die Anzeigen angeht, schwer zurecht, auch wenn man Pläne des Wiederaufbaus vorgeführt bekommt. Die Menschen scheinen auf jeden Fall immer mit Erdbeben zu rechnen und von daher erschüttert sie das vielleicht alles nicht zu sehr. Aber wer weiß es.

Auf dem Wege zur U-Bahn treffen wir einen Mann, der wie ein buddhistischer Mönch gekleidet geht. Unser japanischer Freund fragt ihn, ob er zur Religion gehöre und gar ein Priester sei. Er: Nein, ich war immer gesund und hatte mein Leben lang nie etwas mit der Religion zu tun. Nein, nein, ich bin wahrhaftig nicht religiös!! Es war ein Mann in den siebziger Jahren.

In der U-bahn und anschließend in der Stadtbahn, mit der wir in das neue Keyo-Industriegebiet fahren, sprechen wir über die japanische Mentalität. Wir spüren an uns, wie wir uns schon ganz auf Japan orientiert haben. Und wir hören immer wieder, ein Einheitsdenken und -tun gibt es kaum, jeder lebt in seinem kleinen überschaubaren Raum, in der Straße, im Beruf, in der Schule, im Club. Keiner kümmert sich um die anderen, nur in seiner Gruppe kennt er sich aus. Und was das ganze Japan angeht,

, so existiert es in der Spitze eben in drei Säulen - in der Regierung mit der Verwaltung, in der Erziehung und in der Industrie mit dem Handel. Alle drei Bereiche stehen nebeneinander. Und keiner schafft es, eine Gesamtkoordinierung zuwege zu bringen. Diese Schau der Dinge, dieses Leben, so meint unser Freund, haben ihre Geschichte im Tennoismus, der das Volk bis heute bestimmt. Und jedermann, den wir treffen berichtet uns, daß der Tennoismus stärker ins Volk zurückkehrt. Dieser Frage müssen wir in den nächsten Tagen aber noch mehr nachgehen.

In Chiba-City erwartet uns der japanische Kollege, der im neuen Industriegebiet, dem Keyo-Gürtel um die Tokioer Bucht herum, tätig ist. Er ist Pfarrer des Kyodan und hat den Auftrag, hier eine Gemeindearbeit aufzubauen. Er hat 1/2 Jahr lang als Hilfsarbeiter gearbeitet, dann war er Taxichauffeur und war auch im Betriebsbüro beschäftigt. Er wollte die Menschen am Ort besser kennen lernen. Nun leitet er das sogenannte Keyo-Kulturzentrum mit einem Kindergarten, dem ersten in der neuen Stadt. Er führt Diskussionsgruppen durch mit Themen, die die Menschen an ihren Arbeitsplätzen angehen (z.B. die soziale Frage und menschliches Zusammenleben, Kirche in der neuen Stadt, der Wandel des Lebens der Menschen in der neuen Stadt u.a.). Er reist mit Arbeitern in andere asiatische Staaten, damit diese noch stärker auf die soziale Fragestellung stoßen und natürlich hält er jeden Sonntag für seine kleine Gemeinde - die Gemeinde hat über 30 Gemeindeglieder - Gottesdienste. Eine Kirche hat er bisher nicht gebaut, möchte es auch nicht, vielmehr möchte er dazu helfen, daß Menschen in ihren Wohngebieten an der Entwicklung echt teilnehmen. Die gesellschaftlichen Fragen sind ihm wichtiger als die kirchlichen. Er gilt als führender UIM-(urbane und industrielle Mission) Pfarrer in Japan und ist an einem Kontakt mit Christen und Kirchen in der DDR sehr interessiert. Zusammen mit Buddhisten hat er Friedensseminare veranstaltet. Seine beiden Mitarbeiterinnen sind an dem Gespräch beteiligt und zeigen ein großes Interesse für alle Probleme, die angesprochen werden. Wir erfahren, daß

nicht immer positiv von den Kirchen und Christen in der DDR erzählt worden ist und man ist sehr froh, direkt Fragen stellen zu können.

"Der Mensch ist Teil der Gesellschaft", das ist ein altes asiatisches Verständnis und dieses muß neu mit Leben gefüllt werden, so spricht der Pfarrer zu uns. Nun aber ist des Menschen Aufwertung nach dem Tode - nach dem Tode spricht man den Vorstorbenen mit Gott an - abzubauen. Er muß wirklich Mensch bleiben und hier hat das Christentum seine große Chance: der Mensch ist für Mitmenschlichkeit und Verantwortung zu befreien. Und die Kirche darf nicht eine neue Religion neben anderen werden. Viel Fragen und Antworten gehen noch hin und her, theologische, politische, allgemein menschliche. Und schon fahren wir in ein Restaurant und essen wieder ganz japanisch. Das Restaurant hat ca. 15 Appartements, kleine Zimmer, ⁱⁿ denen auf der Matte um einen ~~kleinen~~ ^{flachen} Tisch gegessen wird und dort wird gegessen. Zwei bis drei Frauen bedienen uns. Beim Betreten des Esszimmers werden die Pantoffeln ausgezogen, man geht auf Strümpfen. Beim Betreten eines jeden Hauses werden immer die Schuhe ausgezogen, auch beim Betreten der Kirche, immer sitzen alle in Pantoffeln oder gehen auf Strümpfen.

Das Essen wird am Tisch auf einem Gaskocher bereitet und es wird mit Stäbchen gegessen. Daran haben wir uns nun schon gewöhnt und unsertwegen ~~haben~~ ^{könnten} Messer und Gabel abgeschafft werden. Es kommuniziert sich so leichter! Nach dem Essen setzen wir unsere Gespräche fort. Und abends spät fahren wir langsam - auf der Strecke ist wohl eine Oberleitung gebrochen gewesen - nach Tokio zurück. Draußen regnet und schneit es. Wir freuen uns darüber, denn es war in den ersten Tagen unseres Hierseins sehr trocken. Der Schnee aber ist sehr naß und etwas überfroren, die Taxis in Tokio bleiben im Schnee ~~stecken~~, stecken. Nach Mitternacht sind wir zu Hause. Wir danken erneut für diesen Tag.

22. Januar 1974

Heute besuchen wir zuerst die Telefonseelsorge, die vor 3 Jahren aufgebaut worden ist. Wir treffen einen Supervisor, in unserem Falle eine Sozialarbeiterin. Das Telefonseelsorgeamt befindet

sich in einer lutherischen Kirche und hat dort mehrere Räume. Ein Apparat ist immer besetzt, manchmal sind es drei bis vier. Wir erfahren, daß täglich ca. 80 - 100 Anrufe kommen von den unterschiedlichsten Menschen. Die Telefonseelsorge ist durch Zeitungsartikel, Inserate und das japanische Fernsehen bekannt gemacht worden. Die Statistik sagt, daß die meisten Anrufer Probleme der Familie, des Zusammenlebens zwischen Mann und Frau, der materiellen Verhältnisse, Erziehungsfragen, Selbstmord und Sex ansprechen und Rat haben wollen. Jeden Samstag arbeitet ein Arzt im Zentrum mit. Das Entscheidende scheint bei dieser Art von Seelsorge zu sein, daß sich Menschen aussprechen (freisprechen) können und kleine Hinweise bekommen. Sie können auch auf Institute, die sie behandeln können, aufmerksam gemacht werden. Die Mitarbeiterin wirkt bescheiden und sagt eher zu wenig als zu viel.

Zweitens besuchen wir heute ein Zentrum der Frauenarbeit, die die Rettung des Menschen zum Hauptinhalt hat. Wir sind sehr interessiert an dieser Art Blaues Kreuz. Eine alte Dame wird uns vorgestellt, sie ist die verantwortliche für die Friedensarbeit im Zentrum und gleichzeitig Vizepräsident des japanischen Friedenskomitees. Sie erzählt uns, daß sie 1964 bei der II. Allchristlichen Friedenskonferenz in Prag dabei war. Wir können auch von dieser Konferenz berichten. Und schon haben wir uns in unserem Thema gefunden "Friedensarbeit als Zusammenarbeit mit Nichtchristen". Unsere Vizepräsidentin berichtet von Friedensseminaren und anderen Aktivitäten für den Frieden, die sie zusammen mit Buddhisten durchgeführt hat. Da wir Hiroshima im Programm haben, sprechen wir über das Alarmzeichen "Atombombe". Und wir einigen uns: die einzige Alternative gegen den Atomkrieg und die Atomrüstung ist einzig und allein die Abrüstung und die Entwicklung von Vertrauen unter den Völkern. Wir hören von anderen Aktivitäten dieser Frauenarbeit und besuchen das Haus, in dem unverheiratete schwangere Frauen vor der Entbindung aufgenommen werden. Hier werden sie umsorgt,

in der Gesellschaft werden sie weithin bisher noch diskriminiert. Das Haus vermittelt den Frauen Entbindungsstationen und Monate nach der Entbindung auch Arbeit. Sie müssen von zu Hause zu dieser Frage berichten. Wir erzählen von IM-Häusern, in denen solche Frauen und Mädchen auch immer Aufnahme gefunden haben, sprechen aber dann davon, daß bei uns keine ~~Entnahme~~ unverheiratete Frau mehr, wenn sie ein Kind bekommt, diskriminiert wird. Die unverheiratete Mutter hat ihren festen Platz in unserer Gesellschaft und wird vom Betrieb und von der Hausgemeinschaft wie jede andere Mutter betreut. Natürlich gibt es auch Probleme, die sind aber anders als diese hier in Japan. Die Frauen schenken uns ein herrliches Tuch mit Aufdrucken von ihrem Haus und sind glücklich darüber, daß sie mit Vertretern aus einem sozialistischen Staat auf ihrem Boden haben sprechen können. Zum Schluß essen wir gemeinsam in ihrem Restaurant, das sie für die Öffentlichkeit betreiben. "Auf Wiedersehen in Berlin!"

Nachmittags besuchen wir eine Institutsarbeit in großstädtischem Bereich. Ein japanischer Bruder arbeitet mit einem zweiten in diesem Zentrum. Der Pfarrer ist Kyodan-Pfarrer. Wir erfahren von ihm, daß im Kyodan 1600 Pfarrer arbeiten bei 200 800 Gemeindegliedern. Die Gemeinden zählen ja nie mehr als 20 bis 60, manchmal 200 Glieder. Letzteres ist aber selten. Die Gemeinde, in der der Pfarrer arbeitet, betreibt einen Kindergarten mit 180 Kindern. Kindergärten sind die Arbeitsmöglichkeit, über die die Kirche mit Nichtchristen in Berührung kommt. Was uns überrascht ist, daß insgesamt in Japan ca. 1.800 amerikanische Missionare (Frauen mitgezählt) in allen ^{den} Dominationen arbeiten. An dieser Stelle merken wir die Abhängigkeit. Dies gilt besonders für die Kirchen und Gruppen, die nicht dem Nationalen Christenrat angehören, und da wird auch ganz kräftig der Einzelne auf seine Rettung angesprochen. Gerichtsworte Jesu in japanischer Schrift sind an Straßenecken und Bäumen angebracht. Diese Evangelisation ist sicher keine Hilfe. Im Kyodan ist das nicht so, auch nicht bei den Nordbaptisten aus den USA, auch nicht bei den Lutheranern, obwohl bei letzteren eine stark konservative Haltung zu spüren ist. In unserem Großstadtinstitut werden Studien angefertigt, Gemeinden und Pfarrer über die Entwicklung der Gesellschaft informiert und eine Brücke zwischen dem sozialen Auftrag der Kirche

und der Entwicklung des Landes versucht. Im Institut erfahren wir auch, daß Japan z.Zt. große Schwierigkeiten hat. Besonders deutlich treten diese auf Grund der Ölkrise hervor. Japan hat nur 16% landwirtschaftliche Nutzfläche und diese wird intensiv bearbeitet und bebaut, alles andere sind Berge, Wälder und Seen. Alle Rohstoffe und alle Nahrungsmittel - außer Reis - müssen eingeführt werden. Und die ganze japanische Industrie ist auf Öl aufgebaut. So ist z.T. eine große Verunsicherung zu spüren. Täglich wird auch das Leben teurer. In einer Woche ist z.B. der Brotpreis um 50% gestiegen. Unsere Gespräche kreisen bis spät in den Abend um die japanische Situation und um die Aufgaben der Kirchen und Christen in derselben. Auf jeden Fall muß mehr Gerechtigkeit für die Unter-previligierten herauskommen, so meinen unsere Gesprächspartner. Werden sie ihren Beitrag in rechter und echter Form leisten können? Wir hoffen für sie.

23. Januar 1974

Guten Morgen, Japan! Heute geht unser Weg zu den Theologen. Wir besuchen die lutherische Hochschule und die Hochschule des Kyodan. Zuerst ist ein Treffen mit Studenten und Professoren beider Schulen vorgesehen, in dem wir über die kirchliche Arbeit in der DDR unter dem Thema "Zeugnis und Dienst der Christen in der sozialistischen DDR" sprechen sollen. Pfarrer Orphal erläutert mehr grundsätzlich den Weg der Kirchen in der DDR und macht deutlich, was in der sozialistischen DDR auch noch für die Kirche anders ist als im alten Deutschland oder in der BRD. Ich erzähle von der Arbeit der Gossner-Mission in der DDR und vom Gemeindedienst, in denen das Engagement in der Gesellschaft ehrlich praktiziert wird und in denen gewußt wird: ohne solch ein Engagement gibt es keine Erneuerung der Gemeinde. Wir haben den Eindruck, daß uns solche Aussagen abgenommen werden. Und man möchte mehr aus der DDR wissen. Anfragen gibt es aber auch im Blick auf die sogenannte Freiheit in der Kirche und auf die Finanzfrage. Unsere Gesprächspartner haben doch offensichtlich immer wieder Berichte bekommen, die dazu führen, daß sie uns ein wenig bedauern. Auch so merken wir, daß es gut ist hier zu sein und zu berichten. Wir können einige Fragen klären.

Das Mittagessen nehmen wir mit Professor Katon und seinen Kollegen ein. Es gibt viele Fragen, die besprochen werden können. Am Nachmittag treffen wir 20 eingeladene Pastoren und kirchliche Mitarbeiter in Tokio. Der Nationale Christenrat hat zu diesem Treffen mit uns eingeladen. Hier berichten wir. Und wir zeigen, daß es die Aufgabe der Kirche in unserer Situation ist, verantwortlich für den Dienst an allen Menschen mitzuarbeiten, dies beinhaltet Friedensarbeit, Zusammenarbeit mit den Nichtchristen in allen Bereichen des Lebens und Erneuerung der Gemeinde im Gottesdienst, in der Christenlehre, in der Diakonie. Auch hier wird unser Dienst begrüßt. Die Gesprächsteilnehmer bringen zum Ausdruck, daß es an der Zeit sei, die Arbeitsbeziehungen zu Kirchen und Christen in sozialistischen Staaten zu vertiefen, sie bezeugen uns, daß sie an einer Begegnung mit der Kirche in sozialistischen Staaten echt interessiert sind. Es ist schön, so angesprochen zu werden. Am Abend sind wir Gäste des UIM-Sekretärs für Asien, der in und von Tokio aus seine Arbeit tut. Er berichtet uns über Gemeinschaftsbildung in den verschiedenen asiatischen Städten, er weiß auch zu berichten von den vielen Schwierigkeiten mit radikalen Regimes, die eine Arbeit der Kirche für die Erneuerung der Gesellschaft wenig oder gar nicht zu lassen. Und dennoch: der Weg der Kirche in die Zukunft kann nur ein Weg der Kleinarbeit für die Erneuerung von Gesellschaft und Kirche zugleich sein.

Wenn wir den vergangenen Tag überblicken so können wir feststellen: die Christen in Japan sind für das Gespräch und die Zusammenarbeit mit uns sehr offen. Hoffentlich gelingt es, dieses Gespräch in Gang zu bringen und einander als Teil der Ökumene zu begegnen. Die Chancen sind groß.

Beim Essen werden wir immer Stäbchen verwendet, eine schöne Sitte. Und das Sitzen auf dem Fußboden macht uns auch immer mehr Spaß. Wir sind nach einer Woche Japan-Aufenthalt schon ganz schön tief in die Lebensweise eingetaucht.

Nachtrag: Die lutherische Hochschule hat 60 Studenten. Die Gemeinden sind über das Land zerstreut. Insgesamt zählt die lutherische Kirche 13 000 Glieder, sie ist Mitglied des Nationalen Christenrates. Die Hochschule des Kyodan hat 80 Studenten

an ihr lehrt als praktischer Theologe Professor Kato, der unlängst die DDR besucht hat. Der Kyodan ist im Kriege entstanden, zu ihm gehören die Kirchen, die aus der unierten Tradition kommen, aber auch Presbyterianer, Kongregationalisten und Methodisten. Es ist beachtlich, daß die Methodisten zu dieser Kirche gehören. Von den evangelischen Kirchen ist der Kyodan die größte. Z.Zt. gibt es in der Kirche Spannungen, besonders in der Leitung und in der Synode. Unsere Gesprächspartner hoffen, daß diese Spannungen bald beigelegt sein können.

24. Januar 1974

Die Fahrt nach Osaka dauerte 1 Stunde und 10 Minuten. Der Nationale Christenrat hat uns für uns alles vorbereitet, Fahrkarten und Personen, die uns empfangen sollten. Professor Ito ist Soziologe und lehrt an der Universität. Er ist Mitbegründer der Ev. Akademie in Japan. Sein Deutsch ist einwandfrei. Er macht uns klar, daß Christsein außerhalb und innerhalb der Kirche Japans bedeutet. Zu viele Japaner sind von den organisierten Kirchen enttäuscht worden und erwarten nichts mehr von ihnen. "Wenn Sie Menschen in meinem Alter (geboren 1910) fragen, wie sie es mit der Kirche halten, so werden Sie hören, daß 99% der Kirche begegnet sind, auf diese oder jene Weise, aber nicht überzeugt wurden, der Kirche beizutreten."

Von den Bibelgesellschaften hatten wir schon gehört, daß die Japaner tausende von Bibeln gekauft haben. Die Bibel ist im Gespräch. Im letzten Jahr wurden über 4 Millionen von Bibeln verkauft. Neben Professor Ito empfängt uns eine Frau Strohm, die seit über 20 Jahren in Japan arbeitet. Sie lebt in einem Viertel der Ärmsten Japans, der Arbeitslosen und Prostituierten, der Gänger und Zuhälter. Frau Strohm: "Diese alle sind meine Freunde, mit ihnen und für sie muß ich leben". Sie arbeitet mit einer ökumenischen Gruppe, zu der ein französischer Franziskaner-Mönch, ein japanischer Pfarrer vom Kyodan, drei Schwestern von dem Vinzentinerorden und sie selbst gehören. Die Gruppe ist ein Hoffnungszeichen im Elendsviertel von Osaka, der 3-Millionen-Stadt, in der auch viele andere Kirchengemeinschaften ihre Arbeit tun. Von einigen dieser Gemeinschaften und Gemeinden wird die Sozialarbeit, die Frau Strohm

mit ihren Freunden leistet, als Arbeit für Babel bezeichnet. Frau Strohm aber ist sicher, daß Gott in Jesus immer in solchen Gebieten wie hier durch seine Zeugen kommen will. Wir erfahren mehr von dem Zentrum in diesem Viertel, einem Babyzentrum für 12 Kinder, das gerade errichtet worden ist. In ihm arbeiten 4 Kindergärtnerinnen. Darüber hinaus gibt es ein oekumenisches Restaurant, ein Restaurant, das der Kyodanpfarrer führt, eine Poliklinik der Vinzenterinnen und eine Kleiderstube, in der sie Sachen der Hilfsarbeiter nähen und ausbessern. Eine großartige Arbeit an der Basis. Es ist ganz wichtig, daß es solche Menschen gibt. Und politisch sind alle verhältnismäßig links, der Kyodan-Pfarrer hat eine Gewerkschaft gegründet und bemüht sich um politische Bildung der Arbeiter. Bei unserem Besuch bei Frau Strohm hören wir auch von ihrer Arbeit in der Telefonseelsorge, im Jugendgefängnis und in der Trinkerfürsorge. Alle ihre Einsätze beschreibt sie als notwendige Dienste, die getan werden müssen - ohne jedes Pathos. Beim Gang durch das Viertel sehen wir Männer, die herumlungern, einige liegen am Feuer und wärmen sich, andere spielen am Automaten oder sitzen in Gaststätten und spielen eine Art Schach. Die Familien wohnen in ganz kleinen Unterküften, sodaß die Männer meist außerhalb bleiben bei der Arbeit und beim Spiel, nur zum Schlafen kommen sie nach Hause.

Das Geschäft blüht in den Vierteln der Armen, auch das Geschäft der Prostituierten und Zuhälter oder der Männer, die in Frauenkleidern daherlaufen und kaum zu erkennen sind, höchstens am Gang. In diesen Gebieten kann einem deutlich werden, daß Christus in den armen Gebieten der Welt sein Leben begonnen hat, hier ist er gegenwärtig! Und es ist sicher eine Schande, daß das Bürgertum es verstanden hat, diesen Christus für das gemütliche Sofa "sitzfähig" zu machen. Kann Christus wieder für die Armen befreit werden? Wir sprechen sehr lange über diese Frage.

Wir gehen durch die Geschäftsstraßen nach Hause. Unser Zuhause ist ein verhältnismäßig vornehmes Hotel, in dem wir auf der 5 Etage wohnen. Beim Gang durch die Straßen der Armen - es ist 23 Uhr - sehen wir noch immer geöffnete Geschäfte. Es ist kalt und die Verkäufer sitzen vor einem kleinen Gasofen oder

eingemummt in eine Wolldecke hinter ihrer Ware. Prostituierte sind noch unterwegs und als Frauen verkleidete Männer, von denen es im Viertel immer mehr geben soll. Betrunkene torkeln vor uns her und Kinder spielen noch in den kleinen Bars in Gegenwart ihrer Eltern, die Räume, in denen Spielautomaten in Betrieb sind, sind auch jetzt noch voll. Ein merkwürdiges Bild. Wir gehen durch den Bahnhof zu unserem Hotel und tauchen erneut in eine andere Welt ein. Uns bleibt die Frage: wie hat die Kirche Christi in der Welt gegenwärtig zu sein? Auf unserem Schreibtisch im Hotel finden wir ein Neues Testament und ein Buch "Die Lehren Buddhas". Es wird dem Gast alles geboten, er kann sich, wenn er will, von allem etwas aussuchen. - Zuerst war in Japan sicher der Shintoismus, eine Naturreligion, darauf stockt sich der Buddhismus auf, dann kam auch noch etwas von der Weisheitslehre des Konfuzius und auf allem das Christentum. Von allem ist etwas aufgenommen worden, nirgends gab es einen Bruch. Und weil die Kirche in der Mission diesen Bruch wollte - aber auch nur, um im kirchlichen Leben Leute um sich zu haben, von denen man leben kann (ein Pfarrer in Japan muß 20 Gemeindeglieder haben, um leben zu können!) - , haben viele Japaner den Kirchen nicht folgen können. Und viele sind enttäuscht, weil die Kirchen kaum Sozialarbeit entwickelt haben. So werden Menschen immer wieder bei den Armen und Hilflosen stehen müssen, um die Sache Gottes etwas glaubwürdiger zu machen. Der arme Jesus kann kein Gott der Reichen gegen die Armen bleiben!

25. Januar 1974

Nach einer langen ruhigen Nacht geht es wieder in einen unruhigen Tag. Pastor Kanai vom oekumenischen Team im Slumgebiet von Osaka holt uns im Hotel ab und wir fahren mit ihm zu einer Versammlung einer UIM-Arbeitsgruppe. 10 Pastoren sind beieinander und beraten über ihren Einsatz im Armenviertel, Studenten und Laien sollen dort 20 Tage arbeiten und Erfahrungen sammeln.

Alle sollen sich wie Hilfsarbeiter bei Firmen eindingen und abends will man mit der Gruppe zusammen sitzen und Erfahrungen austauschen. Es soll erforscht werden, mit welchen politischen Gruppen zusammenzuarbeiten ist bei der Entwicklung der Menschen in diesem Viertel. Die Pastoren - vorwiegend junge - diskutieren den Zeitplan, die Bezeichnung des Einsatzes und das Budget. Noch hören wir wenig vom Inhalt. Für uns ist es wichtig, einfach dabei zu sein und das Vorbereitungsteam an der Arbeit zu sehen. Wenn Menschen für andere - für Arme - aktiv werden, ist Hoffnung da!

Der zweite Tages^{es}ordnungspunkt der Gruppe ist unser Bericht und das Gespräch mit uns. Es geht auch hier wie in allen bisherigen Gruppen: man möchte enge Arbeitsbeziehungen zu uns in der DDR haben. Einige der Anwesenden erklären uns, daß sie Mitarbeiter der CFK sind und daß ihnen an einer Einladung in die DDR sehr gelegen sei.

Am Nachmittag haben wir Zeit, etwas vom Einkaufszentrum unter dem Bahnhof in Osaka kennen zu lernen. Es wird sehr viel eingekauft, manchmal stehen die Menschen so dicht beieinander in den Geschäften, daß ein Eintreten nicht mehr möglich ist.

Am späten Nachmittag fahren wir mit einem japanischen Pfarrer nach ~~Kyoto~~ Kyoto in die Evangelische Akademie. Wir sind eingeladen zu einem Abendessen mit Professor Tanaka, Professor Ito, Pfarrer Hirata und dem Leiter der Ev. Akademie Pfarrer Morajama. Unser Abendessen mit 8 Gängen nehmen wir wieder japanisch ein, wir sitzen vor kleinen Tischen auf der Matte. Immer mehr macht uns die japanische Küche Spaß, der Gaumen hat seine große Freude. Und es wird diskutiert: Berichte von der Akademie-Arbeit, Berichte aus der DDR, CFK-Arbeit in Japan und in der DDR, CFK-Arbeit international, soziologische und theologische Einsichten. Ein buntes Allerlei. Wir spüren das große Interesse an unserer Arbeit in der DDR. Was die japanische Theologie und Kirche angeht, so vervollständigt sich langsam unser Bild. Unsere heutigen Gesprächspartner wissen uns deutlich zu machen, daß die Kirche in Japan weithin zu eng, zu traditionell und zu konfessionell geführt wird. Und die Akademie hat sich die Aufgabe gestellt, vielen Menschen mit der biblischen Botschaft zu begegnen, dazu zu helfen, daß deutlich wird, daß vom christlichen Glauben her ein wesentlicher Beitrag zur Gestaltung

menschlichen Lebens und Zusammenlebens geleistet werden kann.

26. Januar 1974

Heute soll uns die Bahn nach Hiroshima bringen - 500 km, damit sind wir dann ca. 900 km von Tokio entfernt. Wir sind der Meinung, daß wir deutlich machen müssen: Christen müssen daran mitarbeiten, daß es nie wieder zu einem Hiroshima kommt. Der 6. August 1945 ist für die ganze Welt eine Herausforderung auf den Frieden hin zu arbeiten und das Kriegshandwerk nicht mehr als erstrangig anzusehen und mehr und mehr abzuschaffen. Ehe wir uns auf den Weg nach Hiroshima machen, haben wir Gelegenheit in Kyoto noch einen Schrein und einen buddhistischen Tempel zu besichtigen. Wir sehen shintoistische Priester beim Gottesdienst und sehen Pilger, die ihre Opfer in den Opferkasten werfen. Wir hören davon, daß im Schrein Hochzeiten gefeiert werden, vorwiegend aber die Feste des Jahres.

Der buddhistische Tempel scheint ein wichtiges Kulturzentrum zu sein. Auch hier sind viele Touristen unterwegs. Eine junge Japanerin, die sehr gut deutsch spricht, erklärt uns, ihr Leben im Buddhismus und ihr Verhältnis zum Christentum. Sie weiß deutlich zu machen, daß die jungen Japaner kaum noch religiös sind, sie haben aber auch kein Interesse für die Kirchen, diese werden bei den Religionen einsortiert. Das andere ist: in Japan werden Millionen von Bibeln jährlich gekauft und Professoren gibt es an fast allen Hochschulen, die Einführungen in den christlichen Glauben vortragen.

Der Bahnhof von Kyoto ist voll von Menschen und wir haben unseren Zug nach Okayama zu finden, dort müssen wir umsteigen. Hoffentlich können wir in lateinischen Buchstaben unsere Richtung herausbekommen. Oder wir fragen einfach. Unser Zug fährt fast pünktlich und schafft 150 km in der Stunde. Wir sind schnell in Okayama, können noch eine Reismahlzeit zu uns nehmen und ein wenig ausruhen. Das Umsteigen klappt und schon rollen wir nach Hiroshima. Gegen 16,30 Uhr sind wir da. Der lutherische Pfarrer holt uns ab, ihm ist unsere Ankunft mitgeteilt worden. Dann fährt er uns sogleich zu einem Altersheim, das dem Kyodan gehört und das vor 2 Jahren gebaut

worden ist. In ihm wohnen Überlebende aus Hiroshima. Das Heim kann 45 Menschen aufnehmen, es arbeitet mit 30 Pflegekräften. Wir sind sehr angetan von dem Haus und von der Liebe, die die Pfleger ausstrahlen. Dieses Haus ist eine besondere "Sühnegrabe" der Vereinigten Kirche Christi in den USA. Christen wollten damit anzeigen: uns geht es um ein Zeichen der Liebe. Und wenn die amerikanische Regierung so viel Geld für Bombenflugzeuge ausgegeben hat, die Vietnam zerstörten, so wollten die Christen in einer anderen Richtung, eben der Richtung der Versöhnung, ihr Geld in Einsatz bringen. Hoffentlich wächst dieser Geist in den Kirchen der USA noch mehr.

Wir fahren in ein Hotel und treffen dort den lutherischen Pfarrer mit zwei Gemeindegliedern, einem Arzt, der dem Kyodan angehört, und einem katholischen Professor, der Philosophie lehrt, letzterer spricht gut deutsch und ist für unser ökumenisches Gespräch als Dolmetscher engagiert. Schön, daß ein katholischer Priester zwischen Protestanten so dient. Wir informieren uns über die Dienste der Kirche in Hiroshima, die Brüder fragen uns nach unseren Arbeiten. Und dann geht es um den Dienst für die Menschen angesichts dessen, was wir in Hiroshima 1945 erlebt haben. Der Mediziner erzählt von seinen Versuchen, die Opfer von Hiroshima besonders zu betreuen. Und wir hören noch einmal die Zahlen. Von den 500 000 Einwohnern waren nach dem Bombenabwurf über 200 000 sofort tot, weitere 100 000 sind an den Folgen gestorben. Und immer noch soll es so sein, daß plötzlich Menschen an den Folgen von 1945 sterben. Schlimm haben es die vielen Südkoreaner, die in Japan gelebt haben und die Geschädigten sind. Für sie geschieht in Korea nichts. Und unser Arzt berichtet uns, daß er bereits vier Mal in ^{Süd-}Korea war, um Aktionen der Hilfe für die Geschädigten dort einzuleiten. In Japan wird ständig für die Opfer gesammelt und man hat im Bewußtsein, daß diesen immer wieder geholfen werden muß. - Wir schließen unser Abendgespräch in dem Bewußtsein, daß Hiroshima zum Dienst für den Frieden verpflichtet und daß wir uns als Christen besonders mit denen

verbinden müssen, die mehr Sicherheit und Zusammenarbeit für die Völker wollen. Die Stadt Hiroshima ist ~~neu~~ neu aufgebaut worden und in ihr wohnen heute über 700 000 Menschen. Möchte diesen und uns das Bewußtsein werden: Wir müssen alles tun, daß mehr Frieden die Welt beherrschaft. Wir denken und sagen es: Hiroshima, deine Toten mahnen uns.

27. Januar 1974

Es ist Sonntag, 3. Sonntag nach Epiphania. Der Wochenspruch lautet: Es werden kommen vom Osten und vom Westen, vom Norden und vom Süden, die zu Tische sitzen werden im Reiche Gottes (Lukas 13,29). Wir feiern mit der kleinen lutherischen Gemeinde in Hiroshima den Gottesdienst. Der lutherische Pfarrer war im letzten Jahr Gast von Pfarrer Orphal in der Marienkirche in Berlin und versteht uns nun als Gegenbesuch. Er hält eine ganz kurze Liturgie und dann hält Pfarrer Orphal die Predigt. Drei Texte bestimmen die Predigt.

1. Der Friede des Herrn sei mit euch,
2. Freuet euch in dem Herrn allewege, der Herr ist nahe und
3. Liebt die Welt.

Pfarrer Orphal macht der Gemeinde deutlich, daß Gott die Welt meint und daß die Gemeinde den Frieden Gottes immer mit anderen zu teilen hat. Dabei ist sie zur Zusammenarbeit mit allen Kräften für den Frieden angewiesen. Und er weist auf das Geschehen in Hiroshima 1945 hin. Niemals dürfen wir zulassen, daß solche Tage wie damals wieder Wirklichkeit werden. Es ist schon etwas merkwürdiges, auf diesem Boden, auf dem schon so viele Leichen gelegen haben, nun mit Brüdern und Schwestern zusammen zu sein und den Herrn der Geschichte um den Frieden in der Welt anzurufen. - Die Gemeinde ist klein, im Gottesdienst sind ca. 30 Menschen versammelt. Ich habe Gelegenheit, im Anschluß an den Gottesdienst einen kurzen Bericht aus der Arbeit der Gossner-Mission in der DDR und des Oekumenisch-missionarischen Amtes in Berlin zu geben. Ich spreche davon, daß die Zeit

reif sei, ~~einander~~ einander offen zu begegnen und nach dem verantwortlich gelebten Christsein in unterschiedlichen Situationen zu fragen. Wir werden der Gemeinde als erste Besucher der Kirchen aus der DDR vorgestellt und es wird die Hoffnung ausgesprochen, daß bald weitere kommen möchten. Das Informationsbedürfnis ist groß. Und über das Leben der Kirchen in sozialistischen Staaten gibt es bisher ganz wenig Berichte, einige auch noch dazu antikommunistisch gefärbt. So ist es immer wieder wichtig, die Nachfolge Christi in unserer Situation möglichst konkret zu beschreiben - in den Familien, in Arbeitsgemeinschaften, Gruppendiensten, in den Gottesdienstlichen Versammlungen der Gemeinden, in Sachen Opfer. Klar wird mir in diesen Tagen, daß das gemeinsame Engagiertsein im Friedendienst eine große Brücke für die oekumenische Arbeit der Kirchen in Japan und in der DDR ist. ~~Ein Friedendienst sollte unsere gesamte Gemeindearbeit bestimmen.~~ Friedendienst sollte unsere gesamte Gemeindearbeit bestimmen. Nach dem Gottesdienst haben wir Gelegenheit, zusammen mit einem Kirchenältesten Hiroshima von den Bergen herunter zusehen. Eine wunderschöne Landschaft. Die Sonne meint es so gut, sie scheint für Hiroshima und für unsere Zukunft. Unser Übersetzer ist wie gestern unser katholischer Professor, der es ausgezeichnet versteht, uns in die japanische Wirklichkeit einzutauchen. Er erzählt mir unter anderem, daß er bereits mehrere Bücher zum Thema "Erziehung" veröffentlicht hat, dazu ca. 30-40 Traktate in Sprechform. Alle seine Schriften sind in großer Höhe aufgelegt worden - 300 - 400 000 - und sie werden von Buddhisten, Shintoisten und Christen gelesen. Und wenn Professor Koide Ferien hat, dann wandert er durch Bergdörfer, in denen keine Kirchen vorhanden sind (die katholische Kirche in ganz Japan zählt ca. 300 000 Mitglieder). Immer sind es die buddhistischen und shintoistischen Priester, die ihn aufnehmen und gern mehrere Tage umsonst bewirten. Professor Koide beschreibt diese

Aufnahme als geliebte Oekumene.

Wir besuchen die römisch-katholische Kathedrale in Hiroshima, die 1954 als Weltfriedenskirche errichtet worden ist. Wir verstehen auch hier den Auftrag dafür mitzuhelfen, daß die Welt mehr Frieden bekommt und Versöhnung der Völker stiften zu helfen. An diesem Sonntag nachmittag finden in der Kathedrale mehrere Trauungen nacheinander statt: und der Segen Gottes bleibe bei den Paaren, daß sie miteinander und mit anderen im wirklichen Frieden leben. Auf der Heimfahrt zur lutherischen Kirche. Der Pfarrer wartet auf uns und lädt uns zu einem Kaffee ein, letztes Gespräch in Hiroshima. Wir schauen vom Fenster des kleinen Cafes in die Straßen der Stadt ... und Blumen blühen. Das ist wunderbar, daß wir im Friedenspark und an vielen anderen Stellen grüne Bäume sehen können. Zuerst hatte man ja damit gerechnet, daß 70 Jahre lang kein Baum in Hiroshima mehr wachsen würde. Der Gedenkstein im Friedenspark mahnt uns, die Opfer von Hiroshima nicht zu vergessen und der Welt täglich - durch Arbeit und Gebet - zu mehr Frieden zu helfen.

23. Januar 1974

Unser letzter Tag in Japan ist gefüllt mit Abschiedsbesuchen und Gesprächen beim Nationalen Christenrat, bei der Botschaft der DDR, bei einzelnen Freunden, die in besonderer Weise den Kirchen in der DDR verbunden bleiben wollen. Wir sprechen noch einmal über das Programm, das ausgezeichnet war. Das hören wir oft von Nicht-Japanern: die japanischen Freunde können hervorragend organisieren. Es funktioniert alles. Einige meinen: Wozu und wofür es funktionieren soll, wird selten oder nie gefragt. - Mit dem Nationalen Christenrat wird es in Zukunft Arbeitskontakte geben müssen, dabei ist es wichtig, daß wir noch viel mehr als bisher japanische Geschichte und Mentalität zu begreifen versuchen.

Wir werden mit unserer Kirchenleitung sprechen müssen, damit die Arbeitskontakte wirklich gut und verantwortlich geknüpft werden. Ob es möglich sein kann, einen theologischen Lehrer aus Japan für längere Zeit in der DDR zu haben? Und umgekehrt? Wir müssen darüber sprechen. Was haben wir alles nicht gesehen in den 2 Wochen? Auf jeden Fall sind wir mit der Jugend- und Studentenarbeit nicht zusammengekommen. Das wäre zum Entwickeln des Verständnisses für die kommende Generation in Japan sicher ungemein wichtig. Und noch mehr als bisher wird von uns aus nach der Entwicklung der Frau gefragt werden müssen. Wir haben in den 12 Tagen nur einmal eine Frau gleichwertig und gesprächig mit uns bei Tisch erlebt, und diese Frau hatte Europa-Erfahrungen und versucht, Studentinnen zu helfen, sich in der Gesellschaft zu behaupten. So ist zu hoffen, daß die junge Frau in Japan sich nicht nur mehr in der Küche binden läßt.

Unser Visum für Indien ist da, wir holen es bei der indischen Botschaft in Tokio ab und freuen uns, daß unsere Weiterreise klappen kann. Wir danken unseren japanischen Freunden für die Einladung in ihre Kirchen und hoffen, daß Gott unsere Arbeitsverbindungen segne.

Auf dem einen Denkmal in Hiroshima steht in japanischer Schrift folgender Text "Schlafe gut - nie wieder Fehler wiederholen". In diesem Satz fehlt das "Ich" und das "Wir". Wir denken noch einmal an Hiroshima und sagen mit unseren japanischen Freunden zusammen: wir wollen die alten Fehler, die zu Kriegen in der Welt geführt haben, nicht wiederholen. In diesem Sinne sagen wir "Auf Wiedersehen" Japan.

29. Januar 1974 (an Bord)

Um 7,00 Uhr geht es zum Flughafen, die Maschine soll um 8,20 Uhr starten und uns nach Singapur bringen, unserer nächsten Zwischenstation. Wir hoffen, daß wir eine Nacht in Singapur übernachten dürfen und vielleicht treffen wir Vertreter von

der Christlichen Konferenz in Asien, die in Singapur ihre Exekutive stationieren will. Auf der Fahrt zum Flughafen schauen wir von der Hochstraße aus noch einmal auf einen Teil der Stadt, dieser 11-Millionen-Stadt, die ja immer noch wächst. Und wir erleben ein sehr mobiles Flughafen-Gebiet, Menschen über Menschen. Sicherheitskontrolle! Die Koffer müssen geöffnet werden, der elektrische Sucher surrt. Es geht schnell. Nach der Paßkontrolle noch einmal Sicherheitskontrolle! Sehr gut, daß die Sicherheitsbeamten für unseren Schutz arbeiten. Nun endgültig "auf Wiedersehen Japan".

30. Januar 1974

Wir fliegen wieder. Diesmal ist unser Ziel Bangkok, dann Rangun in Burma, dort hat die Fluggesellschaft "Japan Airlines" für uns Hotelplätze reserviert. Morgen können wir weiterfliegen nach Calcutta in Indien, und dann werden wir in den nächsten Tagen in Ranchi bei der Gossner-Kirche sein. Gestern sind wir zwei große Strecken geflogen: Tokio-Hongkong und Hongkong-Singapur. In Singapur mußten wir übernachten. Der Vertreter der Christlichen Konferenz in Asien, der noch in Tokio arbeitet, hat zwei Freunde in Singapur mit Telegrammen auf unser Kommen vorbereitet. So sollten wir in kurzen Abend- und Morgengesprächen auch noch einiges von der Kirche in Singapur hören. Der Stadt-Staat Singapur ist noch sehr jung, er hat sich erst 1966 gebildet und strebt wirtschaftlich stark nach oben. Wir empfinden, daß der Lebensstandard im Steigen ist. In Singapur leben über 2 Mill. Menschen, davon sind ca. 80 % chinesischer Abstammung. Für sie gibt es mehrere Zeitungen in chinesischer Schrift. Die erste Sprache im Lande ist malayisch, dann kommt englisch und erst dann chinesisch. Und es gibt auch noch eine vierte asiatische Sprache. Am Flughafen erwartet uns ein Pfarrer der presbyterianischen Kirche, der zur UIM-Gruppe in Singapur gehört. Er fährt uns in unser Hotel und läßt uns in eine chinesische Gaststätte ein. Wir speisen diesmal mit sehr

großen Stäbchen, aber auch das ist möglich. Unser Freund erzählt uns von der Arbeit der Kirchen an verschiedenen neuen Plätzen in der aufstrebenden Stadt. Überall sehen wir Hochhäuser neben kleinen, flachen, alten Bauten und wir bekommen klargemacht, daß diese alten Häuser alle durch große neue ersetzt werden.

Singapur hat keine Bodenschätze und muß alle Rohmaterialien, die es für die Produktion benötigt, einführen. Es braucht sicher auch immer wieder Fremdarbeiter, damit der Standard gehalten werden kann.

Was tun nun die 3% Christen in der Stadt? Zuerst erfahren wir, daß die Hälfte aller Christen Katholiken sind, die andere Hälfte sind alle protestantischen Denominationen - Lutheraner, Baptisten, Methodisten, Kongregationalisten, Prebyterianer, Anglikaner. Am heutigen Morgen haben wir die Theologische Schule gesehen, die ein Neubau ist und von allen protestantischen Kirchen in Singapur beschenkt wird. Unser Begleiter, der zweite Freund, ist ein Architekt, der uns durch die Stadt fährt und dieses ökumenische Ausbildungszentrum erklärt. Er hat hier eine sehr interessante Kapelle gebaut. Der Turm sind zwei aufstrebende Fingerringe - chinesische Symbole - die Leben beinhalten und das Kreuz steht inmitten. Ein Versuch, in dieser Welt diese Kreuzesbotschaft integriert darzustellen. Der Pfarrer der presbyterianischen Kirche erläutert uns die Arbeit in seinem Zentrum mit Kindergarten, Elternarbeit und Seminaren für die verschiedenen Gruppen aus den Neubaugebieten der Stadt. Es gibt natürlich auch Schwierigkeiten. Und die UIM-Gruppe ist vielleicht darum sehr schwierig dran, weil sie auf Grund des tief verstandenen biblischen Auftrages der Gemeinde sich auch gesellschaftlich progressiv betätigt hat.

Singapur soll Zentrum der Christlichen Konferenz in Asien werden, aber noch liegen vom Staat die nötigen Erklärungen dafür nicht vor. Unsere Freunde hoffen, daß die Christliche Konferenz mit ihren Büros in diese Stadt kommt, sie hoffen,

daß dadurch die Anwesenheit der Christen in Singapur noch stärker deutlich werden kann.

Leider ist es nicht möglich, viele Plätze der Stadt zu besuchen. Gestern abend sind wir gegen 22,00 Uhr ins Hotel gekommen und fanden auf den Straßen noch ein buntes Treiben. Vor allen Dingen das Marktleben. Man sitzt bis in die Nacht und handelt. In den Gesprächen mit unseren beiden Freunden aus der UIM-Arbeit geht es auch um Austausch von Einsichten und um Zusammenarbeit.

Nun sind wir gespannt auf Rangun, hier werden wir nur eine Nacht verbringen und uns ein wenig die Stadt ansehen. Gleich landen wir in Bangkok und haben Zeit, im Transitraum zu schreiben und zu meditieren. Wir denken natürlich an die Bangkok-Konferenz, vor einem Jahr, haben wir doch viel davon gehört und uns bemüht, die Ergebnisse in unsere Gemeinden zu tragen.

Ein kleiner Nachtrag im Blick auf den Flug gestern: wir flogen an Taiwan vorbei und überquerten den Südtteil von Südvietnam - 120 km von Saigon entfernt. Und wir dachten an das vietnamesische Volk, das in dem langen Krieg so viele Opfer hat bringen müssen. Wir dachten auch an die vielen politischen Gefangenen, die in Saigon immer noch in Gefängnissen sitzen. Und wir bezeugten uns unsere bleibende Solidarität für das vietnamesische Volk.

3. Februar 1974

Mehrere Tage habe ich nicht schreiben können. Wir waren fast nur unterwegs. Jetzt bin ich in der Gossner-Kirche Indiens in Ranchi und habe Gelegenheit, vergangene Tage zu bedenken. In Bangkok landeten wir gegen Mittag am 30. Januar. Wir mußten durch die Sperre, um in den Transitraum zu kommen. Dort wurden wir gleich in Empfang genommen. Wir mußten zu den "Oberen" der Sicherheitsbeamten. Und da hieß es, daß wir gar nicht in Bangkok hätten landen dürfen, die Regierung Thailands hätte Landung nicht

unpfe

erlaubt. Fünf Stunden haben wir dann unsere Pässe nicht gesehen und die Fluggesellschaft "Japan Airlines" wurde angewiesen, uns den erstbesten Flug nach Indien zu buchen. Wir durften nicht nach Rangun. Die Fluggesellschaft hatte es sich mit uns zu leicht gemacht. Nun fingen Komplikationen an. Schließlich brachte man uns nach langen Warten - wir wurden immer bewacht - in den Transitraum. Dort wieder warten. Eine halbe Stunde vor Abflug nach Delhi - wir wollten nach Kalkutta und nicht nach Delhi - bekamen wir unsere umgeschriebenen Flugtickets und unsere Pässe zurück. Dann konnten wir endlich diesen ungastlichen Ort verlassen. Die Stimmung in diesem Flughafen kam uns sehr gedrückt vor. Alles wurde von Militärs kontrolliert, und die Sicherheitsbeamten erschienen im Gespräch ganz antikommunistisch ausgerichtet. Der eine sagte mir: "In Ostdeutschland herrschen nur die Kommunisten und da darf es keine Kirchen und keine Christen geben!" Eine ganz primitiv manipulierte Bewußtseinshaltung! Wir waren froh, daß wir diesen ungastlichen Ort bald wieder verlassen konnten. Wir wurden uns aber auch darüber klar, wenn diese Kräfte mal losgelassen werden, dann können sie ganz, ganz böse sein.

Flug nach Delhi! Die japanische Kost bekommt uns noch einmal gut. Schlafen! Stärken für nächste Schritte. Gegen 21 Uhr in Delhi. Mit Hilfe eines Taxi-Chauffeurs suchen wir uns ein Quartier und finden eine billige Pension. Die Armut Indiens überfällt einen gleich in den Straßen der Hauptstadt. Kamele ziehen beladene Wagen in die Stadt, Rikshas transportieren Menschen und die kleinen Geschäfte haben alle noch geöffnet.

Nach der ersten Nacht in Delhi, am 31. Januar, frühstückten wir zusammen mit zwei belgischen Ehepaaren,

die in unserer Pension wohnten und mehrere Wochen in Nepal gewandert waren. Wir konnten mit ihnen deutsch sprechen und tauschten Erfahrungen über Erlebtes aus. Dann ging es zum Flugbüro und wir besichtigten Delhi. Ein Taxi brachte uns nach Alt-Delhi zum Roten Fort, zum Parlamentsgebäude, zum Gandhi-Memorial, zum Lakshmi-Tempel. In Alt-Delhi sahen wir, wie ein Ochse gefesselt auf dem Boden lag, ihm wurden die Hufe beschlagen. Wir sahen die vielen kleineren Läden mit heißen Getränken - Milch und indischer Tee - und wir sahen die Bettler in den Straßen, die Heiligen, die mit ihren Betteltöpfen unterwegs waren. Überall ein großes Menschengewirr. Und alle sind hier auf ihre Weise tätig und unterwegs. Hier und da wurden wir von einigen in sehr ärmlicher Kleidung angebettelt. Wir mußten leider immer hart bleiben. Denn wenn wir einem etwas geben, haben wir gleich viele um uns. Im Lakshmi-Tempel - einem wuchtigen Bauwerk - sahen wir viele Alte und Junge unterwegs. Priester im Tempel saßen auf Podesten ähnlichen Gestellen und sprachen zu den Gläubigen herunter. Pilger standen vor Statuen. Lakshmi, die Frau des Gottes VM Vishna, ist sehr schön und zeigt sich meist lächelnd. Wir erfuhren, dass der Lakshmi-Tempel von einem reichen Herrn B. in den dreißiger Jahren gebaut ist. Und damit die Buddhisten auch etwas haben, hat er gleich daneben eine kleine buddhistische Pagode gesetzt. Auch Buddha wurde besucht. Blumen umkränzten ihn - er trug frische Blumen - und er saß in großer Ruhe vor uns und lud ein zum Meditieren. Wie sollen aber Arme meditieren können?

Am Nachmittag besuchten wir den Generalsekretär des Nationalen Christenrates in Indien, Pfarrer Rolston. Er hat seit dem letzten Herbst sein Büro in Delhi und soll von hier aus die Arbeit der Kirchen ein wenig koordinieren.

Wir hatten ein erstes Gespräch mit ihm über die Beziehungen der Kirchen in Indien und in der DDR. Bei meiner Rückkehr nach Delhi nach meinem Besuch in der Gossner-Kirche und in Nagpur werden wir weitersprechen.

Bei Pfarrer Rolston trafen wir einen alten Bekannten - ~~Dohmann~~ -, der inzwischen mit einer Indianerin verheiratet ist und öffentliche Entwicklungsarbeit leistet. Er und wir sind über das Treffen erfreut.

In ganz Indien streiken z.Zt. die Arbeiter bei "Indian Airlines", sie streiken bereits seit Anfang Dezember 1973. Es gibt darum keine Flüge ins Land. Wie sollen wir nun nach Ranchi kommen? Und Pfarrer Orphal muß am Sonntag in Ranchi predigen. Einen Flug bekommen wir nicht und Platzkarten für Züge gibt es kaum. Was tun? So bekommen wir den kühnen Vorschlag: Fahrt mit einem Taxi nach Ranchi. Ein Taxi-Chauffeur wird befragt und schon sitzt dieser mit seinem 60-jährigen Vater bei uns. Wir verabreden den Preis: es sind 1300 km (eine Fahrt) zurückzulegen. Unsere Fahrt geht durch viele kleine und größere Dörfer und soll eine Studienfahrt werden. Am nächsten Tag (1.2.) um 7 Uhr ist Aufbruch. Wir fahren bis Benares (ungefähr 900 km). Alles indische Landschaft. Durchschnittsgeschwindigkeit 50-60 km/std. Mit einer halben Stunde Unterbrechung wird nur gefahren. Die beiden Fahrer - Vater und Sohn - wechseln sich ab. Uns schmerzen die Glieder vom langen Sitzen. Aber wir müssen nach Ranchi. In Benares treffen wir nachts um 1 Uhr ein. Wir suchen ein kleines Touristenhotel und kommen nach einer halben Stunde ins Bett. Das Aufstehen am nächsten Morgen wird um 6,30 Uhr verabredet, anschließend Abfahrt. Wenn wir den Tag über schauen, so können wir sagen: in allen Dörfern gleichen sich die Bilder: Hütten, in denen Menschen wohnen und handeln. Viele Menschen auf den Straßen. Ein wildes

Auto-Gehupe und Fahrrad-Geklingel. Arbeitende Kinder. Frauen kneten aus frischem Kuhmist kleine Fladen, die getrocknet und als Brennmaterial benutzt werden. Kleine Esel müssen große Lasten tragen - in Körben Steine und Mörtel, in Säcken Reis und Gemüse. Auf dem Marktplatz immer grosses Geschrei. Unsere Frage: welche Zukunft haben diese Menschen?

Beim Parken neben uns Bettler, die nicht von unserem Wagen weichen, junge Männer, mit verbildeten Händen und Beinen. Sie kratzen sich die schmutzigen Köpfe und sitzen täglich im Staub und im Dreck. Was tun? Keiner von uns darf den Indern billig Ratschläge geben wollen. Und schon gar nicht von oben herab. Aber die Frage kommt: muß Indien nicht einen ganz durchorganisierten Sozialismus bekommen? Immer wieder sollen wir auf diese und ähnliche Fragen stoßen. Am 2. Februar geht es weiter. Zuerst besuchen wir in Benares den Ganges. Wir wollen die dortigen Heiligen Stätten sehen, haben wir doch schon so viel davon gehört und gelesen. Auf dem Marktplatz herrscht ein wildes Treiben. Wir parken. Neben uns "das rollende Hotel", ein großer Bus aus der BRD. Die ~~da~~ ^{sind} ~~ihm~~ saßen unter Begleitung ~~nicht~~ unterwegs und filmen. Bettler um uns. Angemalte Heilige! In den Straßen - auch in den ganz engen - die heiligen Kühe - und ein wildes Durcheinander-Geschrie. Wir haben uns einen Führer genommen. Er schützt uns ab gegen andere aufdrängerische Händler und Bettler. Am Wagen steht ein Wächter. Wir sehen den Ganges und die in ihm badenden Menschen. Das Wasser ist schmutzig. Auf den Tempelstufen sind Verbrennungsplätze eingerichtet. Hier können die Familien ihre Toten selber verbrennen. Und die Asche kann dann in den Ganges gestreut werden. Auf dem Ganges sehen wir Fischerboote. Wir haben nicht zu viel Zeit, müssen wir doch nach Ranchi. Und wieder rollt unser Wagen.

Es geht auf Bihar, den Bundesstaat, ⁱⁿ auf dem die Gossner-Kirche ihr Gebiet hat, zu. Mittagsmahlzeit in einem

ganz kleinen indischen Gasthaus. Es gibt Reis und Curryhuhn. Vor dem Essen können wir an einem Waschbecken unsere Hände reinigen. Sehr wichtig. Dann fahren wir in die Berglandschaft von Bihar. Es macht Spaß. Und Affen kreuzen mehrmals unseren Weg. Wir sehen Aasgeier, die sich auf einen toten Hund am Straßenrand stürzen, und wir sehen viele tote Hunde am Rande der Straße liegen. Und kein Mensch kümmert sich darum. Was uns auch noch auffällt: die Kraftfahrer fahren, wenn sie aus unterschiedlicher Richtung kommen, meist gerade auf einander zu und reissen erst kurz vor dem eventuellen Zusammenstoß das Lenkrad herum. Sehr nervenaufreibend.

Wir fahren auf Ranchi zu. In Ranchi haben wir noch ein Pech. Uns führt ein LKW in die rechte Hintertür und reißt sie mit. Sie geht nicht mehr zu. Nur gut, daß ich nicht ausgestiegen bin. Dann, um 19 Uhr, auf dem Gossner-Kirchengelände Begrüßung durch den amtierenden Präsidenten, Dr. Singh. Einweisung ins Quartier. Nach gründlicher Säuberung können wir das Abendessen zu uns nehmen.

Der Sonntags-Gottesdienst am 3. Februar 1974 wird von der Gemeinde vorbereitet, wir sollen einen kleinen Empfang bekommen, d.h. uns werden Blumenketten umgehängt und die Hände gewaschen. Dann die Begrüßung mit Handschlag "Jesku sahai" (Jesus ist Helfer). Diesen Gruß werden wir noch oft hören. Blumenumkränzt ziehen wir in die Kirche ein, 400-500 Menschen sind versammelt. Dr. Singh begrüßt uns vor der Gemeinde. Ich erwidere den Gruß und erwähne unsere gemeinsame Herkunft, was die Arbeit angeht: Vater Gossner. Aus Anlaß seines 200. Geburtstages sind wir hier.

Pfarrer Orphal predigt Offbg. 21 "Die neue Stadt" ist sein Thema. Er bezeugt den Anwesenden die Liebe Gottes zur Welt und daß wir Christen Gottes Liebe in unserer Gesellschaft den Nichtchristen zu bezeugen haben. Die neue Stadt ist unser Ziel: Jerusalem. Und die neue Stadt wird schön sein, weil Gott in ihr Wohnung genommen hat.

Es ist eine mitreißende Predigt. Die Hörer hängen an den Lippen des Predigers trotz Übersetzung. Die Gemeinschaft ist großartig. Im Gottesdienst werden alle verlesen, die krank gewesen sind und die Schweres bestehen mußten. Sie kommen nach vorn in den Altarraum und bringen ein Dankopfer. Mit Gebet und Segen werden sie entlassen. Und dann kommt ein verwirrter Mann. Er möchte etwas sprechen. Er steht in Altarraum und steht stumm vor der Gemeinde. Man muß ihn nötigen, den Altarraum zu verlassen. Mit dem Vaterunser und dem Segensspruch schließt der Liturg die gottesdienstliche Versammlung. Vergessen habe ich noch: im Gottesdienst sang eine Studentengruppe einen Bajan (siehe vol. 4/1/100) "Gottes Liebe verpflichtet zum Dienst in der Welt". Dieser Bajan ist gut anzuhören. Weniger gut anzuhören sind die schleppenden Choräle. Hier spürt man den unguten Einfluß alter Missionsarbeit.

Nach dem Gottesdienst müssen wir Pfarrer Orphal verabschieden, er muß nach Delhi zurück, um am Montagabend auf dem Flughafen zu sein. Nachts geht dann seine Maschine nach Moskau und am ^{Donnerstag} Mittwoch ist er in Berlin zurück. Ich bleibe noch bis zum 23. Februar in Indien.

Am Nachmittag habe ich ein Gespräch mit Dr. Singh über mein Programm. Ich soll einige Gemeinden besuchen und hier in Ranchi vor den Studenten sprechen. Hier werde ich meinen ausgearbeiteten Vortrag halten "Gossner in seiner Zeit - wir in unserer Zeit." Vielleicht gelingt es, auf ein paar Aufgaben hinzuweisen, die auch für die Gossner-Kirche wichtig sein können.

4. Februar 1974
Am 4.2. erfahre ich von den großen Spannungen in der Gossner-Kirche. Die Kirchenleitung ist im November 73 zurückgetreten und ein besonderer Beschluß soll eine neue Konstitution vorbereiten. Bis dahin ist Dr. Singh als amtierender Präsident tätig. Er versucht, die

Adjakshe (Superintendenten oder Generalsuperintendenten) zusammen zu halten und hat heute eine Sitzung mit ihnen. Ob es ihm gelingt, der Kirche Zukunft zu schaffen? Nach der Einsetzung von Dr. Singh durch die alten Kirchleitungsmitglieder hatten zugestimmt - hatte ein Pfarrer diesen Beschluß vor einem weltlichen Gericht angefochten. Nun finden oft Sitzungen statt und man weiß noch nicht, wie lange das alles geht. Wie gut, daß wir damit hier nichts zu tun haben. Wie gut auch, daß das Leben in den Gemeinden weiter geht und nur eine ~~in~~ verhältnismäßig kleine Gruppe separatistisch arbeitet, Pastoren ordiniert und einsetzt. ~~Wann~~ Wie bei uns ist es auch hier: Pastoren sind weithin Chefs ihrer Gemeinden (positiv: Hirt!) Und sie benutzen ~~weithin~~ weithin ihre Gefolgschaft, um für sich selber etwas herauszuholen.

Bei meinem gestrigen Gespräch waren außer dem antretenden Präsidenten der Sekretär für Erziehungsarbeit, Samard, und der Adjakshe des einen Anshel, Dr. Minz, anwesend. Wir haben verabredet, daß ich am kommenden Sonntag Janshedpur, eine Industriestadt, besuche und dort predige. Außerdem soll ich Dorfgemeinden bei Khuntitoli und die Ambulanz Takarna sehen. Für den nächsten Samstag ist ein Gespräch mit leitenden Männern der Kirche vorgesehen und ein Vortrag im theologischen Seminar. Nun möchte ich weiter nach Durgapur und Kalkutta. Auf jeden Fall ist mein zweiter Besuch in Ranchi eine große Erleichterung. Und es wird einem deutlich, was die Missionare hier nicht nur positiv begonnen haben - mit Schul- und Sozialarbeit zum Beispiel, sondern was auch alles durch sie hier übertragen worden ist. Neben dem Gossner-Gelände liegt das Gebiet der Anglikanischen Kirche. Es waren auch Gossners Sendboten, die hier Missionsarbeit angefangen hatten, dann trennten sie

sich, die einen blieben unter den Leitung des Gossner-
sehen Kuratoriums, die anderen wurden anglikanische Prie-
ster. Und was am meisten zu schaffen macht ist wohl das
traditionelle lutherische Kirchenverständnis, das dazu
führt, daß viele der Christen an Sozialarbeit überhaupt
nicht interessiert sind. Es soll gepredigt, gebetet und
meditiert werden. Alles zur Rettung des Einzelnen für
Gott und heraus aus der bösen Welt! Das neue Eintreten
in diese Welt, in ihr im Geiste Gottes zu wirken und
gegenwärtig zu sein, wird erst von wenigen verstanden.
Fast kein Unterschied zu vielen Gemeinden bei uns. Und
doch müssen die Gemeinden aus diesem Kirchenverständnis
heraus. Sie kommen nur heraus, wenn sie in weltlichen
Fragen ernst mitarbeiten, in Fragen der Stadt (Urbanisa-
tion), des Friedens und der Erziehung. Immer deutlicher
geht mir hier auf, daß es wohl diese drei Punkte sind,
die wir in den Christengemeinden hier und bei uns als
Hauptpunkte herausstellen müssen. Und wir können unseren
Marxistischen Freunden zu Hause dankbar sein, daß sie
uns in diesen drei Punkten ernsthaft zur Mitarbeit her-
ausfordern. Auch die Kirchen hier werden in diesen Fra-
gen ihren Beitrag bringen müssen. Für mich ist es sehr
schade, daß ich von Südindien nichts sehen kann. Mit mei-
nem Flugticket war ich darauf vorbereitet. Dort soll man-
ches in den Kirchen anders sein. Von der Nordindischen
Kirchenunion hört man auch nicht gerade das Allerbeste.
Es scheint auch dort so zu sein, daß jeder seine Schäf-
chen durchbringen möchte zur Rettung der Kirche. Aber es
geht nicht um die Rettung der Kirche, es geht um den
Dienst in der Welt. Noch radikaler als bisher muß das
unseren Gemeinden deutlich gemacht werden. Was können
wir für die Kirchen in Indien tun? Sicher werden wir zu
überlegen haben, ob wir ihnen mit einem theologischen

Lehrer an einem Kollege helfen können, einen Lehrer, der auch in der Lage ist, Erfahrungen der Kirche in sozialistischer Gesellschaft zu vermitteln. Und für unsere Gemeinden ist es wichtig, wirklich bewußt Gemeinden in sozialistischer Gesellschaft zu sein und immer wieder neu zu werden, so tun sie auch den besten Partnerdienst für die Kirchen in Indien.

5. Februar 1974

Gestern (~~5.2.~~) war ich Gast bei Dr. Ming, dem Adiaksh, der in Ranchi wohnt und in der Umgebung seine Gemeinden hat. In seinem Gebiet arbeiten 42 Pastoren und 300 Katechisten. (Dorfprediger) - Bei ihm zu Gast waren ein Lehrer, der in der Kirchenleitung mitarbeitet, ein Evangelist und ein Pfarrer. Alle sind selbstverständlich zu Tisch geladen. Frau Ming versorgte uns. Es gab Reis, Dahi (Erbsengemüse) mit Fleisch und Tomatensalat. Gegessen wurde mit den Fingern. Wie schön, daß ich das schon vor 10 Jahren gelernt habe. Bei Tisch berichteten die Brüder über ihre Arbeit und ich erzählte ihnen ein wenig, ^{aus dem} ~~meinem~~ kirchlichen Leben zu Hause. Dr. Ming möchte auf jeden Fall in die DDR kommen. Da er im April eine Tagung des Lutherischen Weltbundes in Genf zu besuchen hat, kann er im Anschluß daran zu uns kommen. Schön war es, daß Frau Ming mit uns zu Tisch saß, das ist sonst nicht üblich und zeigt, daß hier in der Familie eine Entwicklung im Gange ist. Von den Kindern der Familie wurde ich mit Blumenketten empfangen. Am Nachmittag war ich mit den fünf Adiakshen und dem Präsidenten zusammen. Wir besprachen kurz mein Programm, unsere Zusammenarbeit und den konkreten Punkt ~~an~~ "theologischer Lehrer an Kollege aus der DDR". Alle zeigten sich sehr interessiert und möchten einen Theologen von uns für ca. 5 Jahre hier haben. Wir müssen darüber weiter sprechen mit den leitenden Brüdern und müssen sehen, daß sich der Plan realisieren läßt. Drei Themen wurden von mir angesprochen, an denen wir gemeinsam arbeiten können:

"Kirchliche Arbeit in der Stadt", "Erziehungsarbeit" und "Friedensdienst". Vielleicht gelingt, zu einem der Themen bald einen Beitrag von einem Bruder in der DDR veröffentlichen zu können. Dr. Ming⁷ verspricht einen Aufsatz zum Thema "Erziehung". Die Adiakse haben über die Leitung der Kirche weiter zu beraten. Sie tragen eine große Verantwortung und sind sich dessen bewußt.

Heute besuchte ich das St. Xavier-Institut, in dem eine Inderin arbeitet, die in einem Team in Malaisia dabei war. Ich hatte in Japan und in Singapur bereits von ihr gehört. Wir trafen Frau Sen nicht an und luden sie zum Donnerstag in ein Gespräch ein. Dozenten und Studenten des katholischen Xavier-Kolleges wollen mit uns zusammenkommen und etwas über Zeugnis und Dienst in der sozialistischen Gesellschaft hören. Ich bin gespannt. Dieses katholische Zentrum ist einmal von belgischen Missionaren gegründet worden. Jetzt haben sie viel Sozialarbeiter ausgebildet.

Schwester Ilse Martin leitet in der Gossner-Kirche eine Dispensary (ein kleines Krankenhaus mit ca. 30 Betten und 10 Notbetten). Schwester Ilse ist schon 20 Jahre im Lande und vielen unserer Gemeindeglieder in der DDR bekannt. Sie wirkt hier in Indien wie ein Doktor der Medizin. Auf ihre Diagnose kann man sich verlassen. Mit ihr zusammen fahre ich in ihrem Jeep nach Takarna, zu ihrem Zentrum. Ich sehe das Haus, die Schwestern, den leitenden Krankenpfleger und die Patienten. Alle sind fröhlich. Man spürt es ihnen ab, daß sie sich im Haus wohl behütet wissen. Wir gehen durch alle Häuser und Räume und ich erfahre, daß von Takarna aus wöchentlich 3 Außenstellen besucht werden. In allen Dispensaries sind ca. 100-130 Patienten in der Poliklinik. Hier spürt man, wozu Medizin gut ist

und wie geholfen werden kann. Möchten doch viel mehr dieser kleinen Kliniken entstehen.

6. Februar 1974

Heute vor 3 Wochen bin ich in Berlin abgeflogen. Was konnte ich schon alles sehen? Es ist Mittagszeit. Der Lehrer der Farn in Khuntitoli hat mir am Vormittag die Felder der Farn gezeigt. Alles grünt. Man hat hier viele Wassergräben angelegt und kommt bis zu drei Ernten im Jahr. Das ist großartig. In der Genossenschaft, die hier entstanden ist, arbeiten 300 Bauern als Mitglieder. Sie haben ihre Reis- und Weizenfelder rund um die Dörfer angelegt. ~~Wicht~~ Noch entscheidender für die Gemeinschaft ist, daß die Bauern gemeinsam einkaufen und verkaufen, die Erfahrungen im Düngen gemeinsam auswerten und auch gemeinsam die Felder bestellen. Der Leiter der Farn, Mister Kandulna, hat 9 Monate Reisbau in Japan studiert und hat mit seiner Leitungsgruppe Ideen, mit denen er noch mehr Land zu allen Zeiten fruchtbar machen will. Das Entscheidende dabei ist die Bewässerung. Im Gespräch mit ihm erfahre ich sein Interesse, die Landwirtschaft in der DDR. Vielleicht ist es möglich, ihn einmal zu Studienzwecken einzuladen? Die Schulen auf dem Kirchengelände in Khuntitoli sind sehr beliebt, die Oberschule und die Mittelschule. Im Wohnheim sind 30 Jungen und 20 Mädchen untergebracht, alle anderen kommen täglich aus den Dörfern. (300) - Schulen und Farn sind selbständig und erhalten von keiner Stelle mehr Zuschüsse.

Wir besuchen die hiesige Poliklinik, in der Schwester Ilse gerade tätig ist. Die ständige Verantwortung hat eine indische Schwester, die in der Klinik wohnt. Schwester Ilse untersucht gerade den 50. Patienten von 104, für die bereits Marken ausgegeben worden sind.

Polikliniken
Diese ~~Dispensaries~~ sind wirklich ein ganz wichtiges Unterfangen. Die Krankheiten, von denen wir gerade hören, : Krätze, Tbc, Zahnfäule (einem Mann wurden gerade 3 Zähne auf einmal gezogen), Unterleibskrankheiten, Leberschwellungen. Alle Patienten wirken fröhlich und dankbar.

7. Februar 1974

Der Tag ist fast vorüber. Vor mir liegt der Besuch im St. Xavier-Kollege, in dem ich mit Sozialarbeitern verabredet bin. Es soll ein Gespräch über verantwortliche Arbeit in der Stadt geführt werden. Und die Studenten wollen von mir einiges aus der DDR zu diesem Thema hören. Gestern mittag hatten mir die Studenten der Ober- und Mittelschule einen Empfang bereitet. Ich hatte zu ihnen in englischer Sprache zu sprechen, da kein Übersetzer für mich da war. Das Ganze ging besser als ich dachte. Nach Gesängen und Begrüßungsreden der Lehrer nahm ich das Wort und überbrachte Grüße von den Kirchengemeinden in der DDR. Ich erzählte ihnen ein wenig aus dem Arbeitsbereich der Gossner-Mission und erhielt einige Fragen, die ich beantworten konnte. Es gibt kaum Informationen über das kirchliche Leben in sozialistischen Staaten. So mußte ich ganz allgemein etwas sagen über das Leben bei uns und besonders über den Dienst der Christen und Kirchen.

gestiegen
Am Nachmittag fuhren wir in ein kleines Dorf mit dem Namen "Baghima". Hier hat eine Missionsarbeit angefangen und die kleine Gemeinde - es waren 80 versammelt - wollte meinen Besuch. Ich wurde mit einer großen Torgirlande empfangen, diese mußte mit unserem Wagen passiert werden. Dann Händewaschen, Blumenkränze, "Jeshu sahai". Wir gingen singend zum Kirchplatz, dort nahmen alle Gemeindeglieder in der Sonne auf Matten Platz. Es wurde gesungen und gebetet, vom Pastor der Gemeinde eine Botschaft für mich verlesen und ich durfte eine Ansprache halten, die der antierende Kirchenpräsident Dr. Singh in Hindi übersetzte. Mein Bibeltext "Wir sind alle Kinder Gottes durch den Glauben an

Jesus Christus" (Gal. 3, 26). Ich bezeugte den Gemeindegliedern, die z.T. erst in den letzten Jahren getauft worden waren, die Freiheit der Kinder Gottes, die an "Vater-sagen" besteht. Es gab Zwischenrufe eines angetrunkenen nichtchristlichen Lehrers. Das soll öfter vorkommen. Nach der Versammlung gab es Tee und Gebäck, Eier und Bananen, alles serviert in einem kleinen Lehnhaus, des schon im Ruhestand lebenden Evangelisten. Die Hühner saßen auf dem Dach des Hauses und sahen uns zu, die Hunde kläfften und bissen sich in der Nähe. Sie waren auch schon im Gottesdienst dabei. Im Dunkeln kamen wir wieder nach Khuntitoli. Dort erwartete uns bereits die ganze Gemeinde. Wir wurden zu einem Gemeindeabend abgeholt mit Trommelmusik, Tanz und Gesang. 200 Gemeindeglieder zogen mit uns in die Kirche ein. Wieder für mich Händewaschen und Blumen. "Jeshu Sahai". Dann Ansprache des Orts Pfarrers, des Kirchenpräsidenten und die meine. Mein Text: "Freuet euch in dem Herrn allewege, der Herr ist nahe" (Phil. 4.4). Große Aufmerksamkeit! Fragen! Antworten! Mit dem Singen von Bajans (geistlichen Volksliedern) wurde der Gemeindeabend beendet. Gottes Segen für die Gemeinde in Indien und in der DDR.

Am Vormittag des 7. (Donnerstag) fuhren wir über Sarnatoli nach Fhudi, dort wollten wir das technische Zentrum besuchen und mit dem Pfarrer Aind, dem ehemaligen Präsidenten der Gossner-Kirche zu Mittag essen. In Sarnatoli besichtigten wir zusammen mit dem Leiter der Farm Reis- und Weizenfelder. Der Anbau von Weizen setzt sich durch. Auch hier das Problem der Bewässerung. Es gibt einen Stausee und viele Kanäle, von denen das Wasser in die Felder geleitet wird. Diese Feldarbeit soll die Dorfbewohner zur Nachahmung anregen. Und der Leiter der Farm berichtet, daß sich auch in Sarnatoli bereits mehrere Bauern zu Kooperationen zusammengeschlossen haben. In Fhudi erwartet uns Pfarrer Aind. Das Zentrum wird

von einem Team bestehend aus Vertretern der Gossner-Kirche, der anglikanischen und der katholischen Kirche geleitet. Direktor ist Pfarrer Aind, die Facharbeit wird von dazu ausgebildeten technischen Lehrern geleistet. Fhudi bildet weiterhin Holz- und Metall-Facharbeiter aus. Es sind über 50 Lehrlinge da. Wir begrüßen sie am Arbeitsplatz. Sie haben gleich frei und können auf den Wochenmarkt gehen, so sind die Arbeitsplätze alle schon aufgeräumt (12 Uhr). Nach einem Rundgang durch das Zentrum Mittagessen mit dem Direktor und einem Abteilungsleiter, der faktisch die ganze Ausbildung in Händen hat. Pfarrer Aind erkundigt sich nach einzelnen Mitarbeitern und Freunden in der DDR. Ich bin an der Arbeit, die hier geschieht, interessiert. Ich erfahre, daß Fhudi auch Facharbeiter in die umliegenden Betriebe vermittelt. Der Abteilungsleiter ist Mohamedaner, dies zeigt die Offenheit der Arbeit an. Pfarrer Aind erzählt, daß er sonntags in der ^{neue} umgebauten Kirche predigt und daß die Gemeinde ihn in verschiedene Dienste ruft.

Am Nachmittag Rückkehr nach Ranchi. Nun geht es gleich zum dem katholischen St.Xavier-Kollege. Die oekumenische Arbeit am Ort scheint besser werden zu wollen, auf jeden Fall haben die Kirchen nicht mehr vor einander Angst.

Wie weit ist die Sozialarbeit das Bindeglied in der oekumenischen Arbeit überhaupt? Nach der Diskussion im St. Xavier-Kollege. Zwei interessante Personen waren in der Gruppe. Mit ihnen ging vor allen Dingen das Gespräch, ein Soziologie-Professor der katholischen Hochschule und eine Sozialarbeiterin - Direktorin für Gemeinschaftsorganisation in der Stadt. Gemeinschaftsorganisation scheint hier ein ganz wichtiges Gebiet zu werden. Die Meinung meiner Gesprächspartner war: die Revolution kommt. Und die armen Menschen werden sich organisieren, sie werden gemeinsam ihre Zukunft planen. Es ist merkwürdig: wir sitzen in einem großen Kirchengebäude und diskutieren und um uns herum in den Straßen

die große Armut. Ziegen und Kühe zwischen den Menschen, verqualmte Straßen, Rikshas und Marktschreier. Kleine Geschäftsbuden, offene Häuschen, in denen Feuer brennen, die die Menschen in der kalten Zeit ein wenig wärmen. Diese Menschen sollen und müssen Zukunft haben. Sie wollen ihre Zukunft. Einig sind wir - der katholische Professor, die hinduistische Sozialarbeiterin und der evangelische Pastor - uns darin, daß die Arbeit für die Gesellschaft ein wesentliches Bindeglied aller Gruppen ist und auf dem Wege werden sich alle verändern. Und diese ökumenische Arbeitsgemeinschaft in breitester Front braucht die Partnerschaft mit den Sozialisten, sie braucht auch den Erfahrungsbericht der Christen aus sozialistischen Staaten.

8. Februar 1974

Der heutige Vormittag ließ etwas freie Zeit zum Briefeschreiben und Vorbereiten. Das Gespräch mit theologischen Lehrern und Besuchern der Gossner-Kirche war möglich. Am Nachmittag versammelte sich ein Frauenkreis unter Leitung einer ehemaligen Lehrerin. Die Frauen sind in Bezirken tätig und verrichten insbesondere Gebetsdienste. Sie lassen sich von mir ausführlich über das kirchliche Leben in der DDR erzählen. Meine Ansprache soll den Frauen aber auch Mut machen, in der eigenen Umwelt Zeugen Christi zu bleiben. Wir sprechen über die Einrichtung eines ständigen Frauen-Gebetstages in der Kirche und über konkrete Gebetsanliegen.

Am Abend bin ich Gast in der Gemeinde Kanke, 8 km von Ranchi entfernt. Dr. Minz, der Adiaksh und Dr. Singh, der Präsident, begleiten mich in die Gemeinde. Es sind über 200 Gemeindeglieder versammelt, mit Gesang werde ich vor der Kirche empfangen. Dann die übliche Zeremonie: Händewaschen, Blumenketten, "Jeshu sahai". Für die Versammlung in der Kirche ist ein Programm aufgestellt worden: unter Punkt 5 bin ich mit einem Vortrag an der Reihe. Der Vortrag enthält Informationen über unser

Leben in der DDR, mit ihm bringe ich Grüße und lege einen Bibeltext aus. Die Gemeinde bekommt Gelegenheit zum Fragen. Lehrer sind im Blick auf unser Bildungssystem sehr interessiert, Pfarrer und Gemeindesekretäre fragen nach Möglichkeiten ~~des~~ kirchlichen Dienstes, ein älterer Mann möchte etwas über meine Familie wissen. Nach meinen Antworten entstehen neue Fragen. So sind wir bald 2 Stunden zusammen. Es ist kalt in der Kirche und wir müssen Schluß machen. Alle berichten, daß der Winter diesmal in Indien sehr streng sei. Wir gehen in das Haus eines Ältesten zum Abendessen. Es gibt dort Reis, Dal (Erbsengemüse), Fleisch und Tomatensalat. Nach dem Essen kommt die Gemeindeleitung ins Zimmer und betet noch einmal mit uns allen. So war auch dieser Tag wieder ein sehr runder Tag.

Die Gossner-Christen sind alle sehr einfältige Leute, sie sind in ihrer Gemeinde sehr brüderlich miteinander und so besteht Hoffnung für ihre Zukunft. Der Pastor der Gemeinde hatte in seinem Bericht auf die Verantwortung der Gemeinde im städtischen Bereich hingewiesen. In der Nähe der Gemeinde liegt die Neustadt ~~Hattia~~, in der viele Gemeindeglieder bereits arbeiten. Und die Gemeinde wird gut tun, wenn sie bald daran geht, die Fragen der neuen Stadt zu ihren Fragen zu machen, wenn sie mithilft, die Gemeinschaft der Stadt zu bilden.

9. Februar 1974

Am Vormittag bin ich im theologischen Seminar zu Gast. Ich werde - wie üblich - empfangen. Studenten stehen Spalier. Zu meinem Vortrag sind Vertreter des katholischen Seminars und des anglikanischen erschienen. So kann ich über Gossners Dienst in der katholischen und in der evangelischen Kirche sprechen. Der Leiter des Seminars, Pfarrer Tete, begrüßt mich und nach einem Bhajan darf ich das Wort nehmen. Präsident Singh

übersetzt. Ich berichte von unserer Arbeit in der DDR, erwähne die oekumenische Missionsarbeit in Städten und behandle Gossners Wirken in seiner Zeit als Herausforderung für uns Heutige. Es gibt in der Gossner-Kirche eine Gossner-Biografie aus dem Jahre 1974. Was aber Gossners Verkündigung heute noch bedeuten kann, darüber ist wenig oder gar nicht nachgedacht worden. Die Studenten sitzen auf dem Fußboden, einige schreiben mit. Nach dem Vortrag spreche ich mit zwei katholischen Professoren, sie sind an unserer Arbeit interessiert. Am Nachmittag treffen sich Pastoren und leitende Mitarbeiter der Kirche, um mit mir über den Dienst der Kirche in der Stadt zu sprechen. Teamarbeit ist noch unbekannt und das Interesse der Pfarrerschaft in neuen missionarischen Diensten ist noch nicht sehr groß. Woran liegt das? Haben die alten Missionare zu schnell die Kirche, die sich gut verwaltet, geschaffen? Und wie ist es mit dem Missions- und Kirchenverständnis überhaupt? In Hattia ist ein neues Industriezentrum entstanden und dazu eine neue Wohnstadt mit ca. 100 000 Einwohnern. In dieser Stadt leben und arbeiten auch Christen - Glieder der Marthoma-Kirche aus Südindien, der Syrisch-orthodoxen Kirche, Anglikaner, Baptisten und Gossner-Christen. Der Pastor der Gossner-Kirche ist daran gegangen, eine oekumenische Gruppe mit den anderen zu bilden. Zunächst helfen sie den Armen, denen, die durch Tod Angehörige verloren haben, die vom Lande kommen und am Rande der Stadt wohnen müssen, durch Brand Schaden erlitten haben. Und sie haben eine Schule in Gang gesetzt. Sie planen einen Kindergarten. Sie möchten mit Stadtplanern und Politikern zusammen arbeiten und mithelfen, daß die Stadt menschlich wird.

Wir sprachen auch über Fragen der Erziehung und des Friedensdienstes. Auch hier ist erkannt, daß die Sozialarbeit das Bindeglied innerhalb des oekumenischen Dienstes in der Stadt darstellt. Wir hoffen, daß Hatia einmal eine oekumenische Gemeinde bekommt. - Am Abend bin ich Gast beim Kirchenpräsidenten. Wir besprechen Fragen der Leitung der Kirche.

10. Februar 1974

Sonntag. Gottesdienst in Jamshedpur, einer Industriestadt mit 300.000 Einwohnern. Im Tata-Werk werden Lokomotiven und ~~Fluss~~ gebaut. 2 1/2 Stunden fahren wir von Ranchi aus im Auto nach Jamshedpur, pünktlich um 9,30 Uhr sind wir da. Mein Übersetzer ist wieder der Präsident, Dr. Singh. Ich halte die Predigt im Gottesdienst. Die Gemeinde ist auf dem Hof vor dem Kirchengebäude zur Begrüßung versammelt. Es gibt die übliche Zeremonie. Dann beginnt der Gottesdienst. Der Ortspfarrer hält die Liturgie. Ich predige über Hebräer 12, 1-13. Das Bild vom wandernden Gottesvolk als Leitbild der Gemeinde versuche ich den Versammelten klarzumachen. Und wir sind unterwegs umgeben von der Wolke von Zeugen. - Nach dem Gottesdienst darf ich berichten und Grüße übermitteln. Dann werde ich beschenkt. Da man und in dieser Gemeinde schon im Januar erwartet hatte, wird auch ein Geschenk für Pfarrer Orphal, dem Vorsitzenden des Kuratoriums der Gossner-Mission in der DDR, mitgegeben. Das Mittagessen nehmen wir als Gäste der Gemeinde in einem Hotel ein. Wir verabreden, daß wir dazu helfen wollen, daß Gemeindeglieder aus der DDR und Gemeindeglieder aus Jamshedpur miteinander Briefkontakt bekommen. Ich ~~erinnere~~ ^{helfe} Ingenieure sollten ~~heute~~ miteinander über ihr Christsein heute brieflich sprechen. ~~Mein Besuch in der Gossner-Kirche ist zu Ende. Morgen werde ich das Zentrum für kirchlichen Dienst in der Stadt in Durgapur besuchen.~~

Mein Besuch in der Gossner-Kirche ist zu Ende. Morgen werde ich das Zentrum für kirchlichen Dienst in der Stadt in Durgapur besuchen.

12. Februar 1974

In Durgapur. Hier in der Stadt - in Begalen - existiert ein oekumenisch-soziales industrielles Zentrum, das von vielen Kirchen getragen wird, besonders aber von der nordindischen Kirche. Die Kirche von Nordindien ist eine junge Kirchen-Union, in ihr gibt es 21 Bischöfe, Gemeindeglieder zählt sie ca. 600.000. Die Kirchen in ganz Nordindien in Bombay, Nagpur, Kalkutta, Delhi und was um die Städte herumliegt, haben sich zusammengeschlossen: Anglikaner, Methodisten, Baptisten, Kongregationalisten, Presbyterianer. Sicher ein großartiger Versuch. - Das Zentrum in Durgapur ist 1966 eröffnet worden, in ihm können sich Laien und Pfarrer für den sozialen Dienst der Kirche ausbilden lassen. Durgapur gilt aber auch als Anreger für Ortsgemeinden und ist bemüht, sich vor allen Dingen bei der Gemeinschafts-Organisation allgemein zu betätigen, z.Zt. besonders in Dörfern. In Indien ist es ja gerade umgekehrt wie in der Welt sonst: allgemein sagen wir, 70-80% der Menschen in der Welt leben in Städten und 20-30 % in Dörfern. Hier in Indien leben immer noch 80 % in Dörfern. Und dort gibt es kaum eine Dorfleitung. Wenig Schulen, keine Wasserleitungen, schlechte Straßen, kein Licht, Häuser aus Lehm gebaut und ohne Fenster u.a.m. In diesen Dörfern - bei den ärmsten Indern - arbeitet das Institut von Durgapur und leitet sogar Dorfentwickler an, eben für den Bau von Straßen, Toiletten, Waschhäusern etc. Die Menschen in Indien müssen von ganz weit her abgeholt werden. Und in diesen Dörfern sind noch mehr als 50% Analphabeten. Das Zentrum in Durgapur arbeitet aber auch mit den vielen Arbeitern in der Industrie. Hier sind große Stahlwerke gebaut worden, eine Foto- und Maschinenindustrie, die meisten Betriebe sind staatlich. Und der Staat hat in allen Betrieben Männer eingesetzt, die sich auch um die sozialen Belange der Einzelnen kümmern sollen. Die Gewerkschaften sind da. Das Durgapur-Zentrum sieht seine Aufgabe darin, Menschen zu helfen, daß sie in der

organisierten Gesellschaft zurecht kommen. Zum Beispiel: es kommen viele Arbeiter vom Lande in die Industrie. Sie können noch nicht lesen und schreiben. Sie werden es aber lernen. So müssen Kurse eingerichtet werden. Andere kommen in der Bürokratie in der Gesellschaft nicht zurecht, sie wissen nicht mit den vielen Papieren bei der Arbeitsuche umzugehen. Wieder andere wissen nicht, wie sie zu gerechterem Lohn kommen können. Viele Probleme. Kleine und große. Und Durgapur hat sich die Aufgabe gestellt, darin zurecht zu helfen. Um den Menschen nahe zu sein und um ihre Probleme besser zu verstehen, kommen alljährlich Pastoren im Vierteljahres-Kursen zusammen. Eine Zeitlang - mindestens 6 Wochen - arbeiten sie in Betrieben. Ein Versuch. Unser Begleiter, der Adhjaks der Gossner-Kirche, Dr. Minz, und der Direktor des Institutes in Durgapur, Ranteke, sind mit mir unterwegs. Wir sehen die vielen Betriebe von der Straße aus, spüren den Smok in unseren Nasen und sehen etwas von den Transportschwierigkeiten in dieser Stadt. Die Busse sind alle überfüllt, Menschen hängen auf den Trittbrettern und sitzen auf den angebrachten Leitern. Die Busse verkehren zwar, aber es gibt zu wenige. Es sind eben sehr viele Menschen unterwegs. - Rund um die Neustadt Durgapur und in der Nähe des Bahnhofs sehen wir kleine Läden, Menschen wollen von ganz kleinen Geschäften leben. Im Gespräch mit dem Leiter des oekumenischen Zentrums erfahre ich, daß der Nord-indischen Kirche eine Sache sehr zu schaffen macht, besser gesagt, sie macht allen verantwortlichen Christen zu schaffen. Die Kirche hat zu viel Landbesitz! Sie kann inmitten der großen Städte das Land teuer verkaufen, anders ist es mit den großen Feldflächen. Während viele in Indien nichts haben, hat die Kirche zu viel und weiß damit nichts für die Armen umzugehen. Den Landbesitz hat die Kirche in der Kolonialzeit erhalten und sie möchte ihn behalten. Geht das? Die Kirche predigt den armen Jesus. Sie sollte um die Solidarität zu den Armen wissen und mutig Land weggeben.

Es könnte ja der Tag kommen, wo die vielen Armen nicht mehr fragen, wem das unbekante ^{heute} Land gehört. Und sie werden es einfach nehmen. Unser indischer Gesprächspartner möchte, daß die Kirche sich von dem vielen Land befreit. Was sollen wir sagen? In meinem Kopf geht mit einem Mal vieles umher: Warum sammeln wir für diese Kirche? Warum unterstützen wir Projekte in Madras ihr, wenn sie selber nicht fähig ist, Zeichen der Hoffnung zu setzen? Aber die Fragen könnten natürlich zurückkommen: Was habt ihr eigentlich mit eurem Landbesitz in eurer Gesellschaft begonnen? Habt ihr es in die Genossenschaften mit eingebracht? Die Frage könnte auch lauten: Was habt ihr eigentlich kraft besserer theologischer Einsicht für die Neuerung eures Kirchenlebens überhaupt getan? Habt ihr nicht auch immer erst reagiert auf Entwicklungen, die von außen über euch gekommen sind? Und vielleicht merken wir: die Gruppe, die Änderung und Neuerung in der Kirche betreibt, ist überall sehr klein. Das bewahrende Element ist immer größer als das, das sich in der Bewährung befinden möchte!

Mit dem Leiter des ~~nahmanamanna~~ ökumenischen Zentrums verabreden wir weitere Arbeitsbeziehungen. Er kennt schon die Sowjetunion und war einmal in unserer Hauptstadt, ein nächstes Mal möchte er eine Studienreise durch Gemeinden in der DDR machen. Wir sagen: herzlich willkommen!

Die Abfahrt von Durgapur ist heute für 7,55 Uhr geplant. Der Bahnhof ist übervoll mit Menschen. Viele gut angezogene Reisende, aber auch viele Bettler und Schuhputzer. Die Bettler strecken einem den Bettlertopf direkt vor das Gesicht, sie rutschen auf dem Fußboden an einen heran, ihre Beine sehen schlimm aus, vielleicht Aussatz - und sagen immer den gleichen Vers. Meine Begleiter u d ich bleiben meist hart. Denn wie schon einmal gesagt, wenn wir erst einmal einem etwas geben, kommen gleich alle.

Und es sind mindestens hundert Bettler auf den Bahnsteigen unterwegs. - Indien lebt mit seinen Bettlern. Wer kann sich dieser Menschen wirklich annehmen und sie organisieren? Wer kann ihnen Bildung vermitteln? - Der Zug kommt. Er ist über-
voll besetzt. Ich habe eine Fahrkarte 1. Klasse, muß aber dennoch für die erste Stunde stehen. Dann kann ich ca. zwei Stunden sitzen. Der Express fährt durch viele Reisfelder, wir sehen arbeitende Bauern mit ihren Ochsen im Wasser der Reisfelder waten, wir sehen reispflanzende Frauen. Die zweite Ernte wird vorbereitet. Im Zug sind auch Schuhputzer unterwegs und eine Blinde kommt in unser Abteil und bittet. Wer hilft? Gott sieht sicher dieses Elend und er kann uns und andere befähigen indischen Freunden solche Partner zu werden, daß sie in die Lage versetzt werden, die Gesellschaft neu zu gestalten. - 11 Uhr in Kalkutta. Mit dem Taxi geht es zur St. Pauls-Kathedrale, wo ein Flugticket für mich liegen soll und ein Hotelplatz vorbereitet ist. Ich spreche ganz kurz den Priester Biswas und dann geht es ins Hotel. Hier kann ich ein wenig ausruhen, später werde ich eine Gruppe besuchen, die hier in Kalkutta die Stadtarbeit der Kirchen tut und die in Verbindung mit anderen Entwicklungsarbeitern (einem Konsortium für städtischen Dienst?) gemeinsam die Stadt Kalkutta erneuern möchte.

Am Nachmittag Gespräch mit Sekretären und Sozialarbeitern von CUSCON (Kalkutta-Urban-Service-Consortium), die vor allen Dingen in den Slums arbeiten. Es sind Hindus, Moslems und Christen. In den Slums von Kalkutta leben ca. 2,5 Mill. Menschen ohne jede Beschäftigung und ohne menschenwürdige Unterkunft. Viele sind unterernährt und ohne jede Schulbildung. Dieses Kalkutta möchte sich von der Resignation befreien, möchte den Slumbewohnern Entwicklung geben. Das CUSCON arbeitet so, daß Slumbewohner selber an die Arbeit gehen können, die Organisationsmitarbeiter helfen, daß sich Menschen selbst entwickeln können. So sind in sechs von 50 Slums Ambulanzen entstanden, es geschieht in ihnen Erwachsenenbildung, Ausbildung in Handarbeit, Kinder lernen lesen und schreiben. Zusammen mit einem CUSCON-Mitarbeiter

besuche ich drei Slumgebiete. Kleine Bambushäuser sind Stätten des Beginns - sind Ambulanzen, sind Schulen, sind Handwerksstätten und Gesprächszimmer. C/SCON möchte städtische, staatliche und andere Programme koordinieren. In den drei Gebieten treffen wir die Verantwortlichen, die mit C/SCON arbeiten. Gut aussehende Menschen, gebildet. Aber ohne Arbeit. Ich gehe mit einem Mitarbeiter, der gerade Brot ausgegeben hat, in seine Wohnung. Eine ganz schmale Straße führt zu seinem Haus, dann kommt man durch einen dunklen Flur und dann in einen Innenhof, der ca. 25 qm hat. Von diesem Hof aus gehen viele Türen in dunkle Räume, hier wohnen 21 Familien. Der C/SCON-Mitarbeiter hat 10 Glieder in seiner Familie. Und er wohnt mit allen in einem Zimmer! Die kleinen Kinder sind gerade dabei, Tüten aus braunem Papier zu falten und zu kleben. Der ganze Boden liegt voll von Tüten. Tütenkleben anstelle von Schulbesuch! Und dann die Abwässer auf den Straßen: die Kinder spielen in den Abwässern. Daneben auf dem Bürgersteig einer, der einem anderen die Haare schneidet. Ein anderer verrichtet gleich danach seine Toilette, ein anderer kocht sich mit etwas Holz ein wenig Reis in etwas Wasser. Unvergeßliche Straßenbilder. Hier muß wirklich ganz umgestaltend gearbeitet werden. Heute kann ich es sagen: der härteste Tag liegt hinter mir!

In meinem Hotel wird es langsam ruhig, von der Straße her bleibt der Lärm, Kinder schreien in die Nacht. Was heißt für uns eigentlich die Botschaft: Gott ist Mensch geworden! ? - Wir werden noch viel mit den Armen zusammen zu lernen haben.

13. Februar 1974

Neben mir in der Nacht die Armen. Gleich hinter der Mauer des Hotels schlafen sie. Der Tag beginnt. Ich darf ein Bad nehmen und mich ruhig zum Frühstück vorbereiten. Und die Armen? Was können sie tun, was tun wir für sie? Die Fragen

bleiben den ganzen Tag über. Und dann nach dem Frühstück Spaziergang durch die Stadt zur Kathedrale, die ein Zentrum der Kirche von Nordindien ist. Priester Bisvas amtiert dort, er ist gleichzeitig der Vorsitzende der ganzen CASCON-Arbeit, er ist engagiert mit kleinen Studiengruppen und besonders mit der Jugend. Wenn man bei ihm sitzt, spürt man etwas von der Mobilität, die hier um die Kathedrale entstanden ist, man spürt die Lernbereitschaft der Gemeinde dieser Kathedrale, die 1815 gebaut worden ist. Die Meinung von Priester Bisvas ist: die Kathedrale muß für alle Menschen der Stadt offen sein, es darf keine Trennung zwischen Kirche und Stadt mehr geben. Kranke müssen in den Räumen der Kathedrale behandelt, Arme schlafen können. Und der Rasen, der in alten Zeiten ein schöner englischer Rasen war, sehr gepflegt, darf getrost zertreten werden. Christen haben in dieser Stadt von den Menschen in der Stadt zu lernen und Theologie ist keine Theorie, sie kommt mit den lebendigen Menschen. Jesus lebt inmitten dieser Menschen! Diese Schau eines kirchlichen Arbeiters ist aufregend. Hier spielt das Konfessionelle überhaupt keine Rolle mehr. Wer hier Kirche bauen will, kann das nur inmitten der ganzen Menschengruppen. Nur so ist es zu verstehen, wenn CASCON auch von den Kirchen bewußt mitgetragen und gestaltet wird, mit Mohammedanern und Hindus zusammen. Ich spüre, daß in dieser Arbeit viel zu lernen ist. Was ist dagegen unser Gezänk über den recht verstandenen Glauben? Priester Bisvas wirkt sehr abgearbeitet, er gibt sich täglich in viele kleine Dinge. Und auch da ist es seine Meinung: wir können unsere Gesundheit nicht pflegen wollen, wir haben uns mit allem, was wir sind, den Menschen auszuliefern. Im Gespräch begrüßt er mich noch einmal als den ersten Christen aus der DDR, den er in Kalkutta kennen lernt und spricht den Wunsch aus, daß Freunde aus der DDR kommen möchten, um diese Arbeit noch mehr kennen zu lernen.

Beim Besichtigen der Kathedrale stelle ich die Großartigkeit des Bauwerkes fest. Die Engländer hatten in dem Erzbischof von Kalkutta immer ihren ersten Mann in der Stadt. Nun sind diese Zeiten längst vorbei. Seit den vierziger Jahren sind Inder die Erzbischöfe und die Kathedrale dient nun nicht nur den Anglikanern, sondern der Kirche von Nordindien, sie ist ein offenes Haus auch für alle anderen Kirchen. Die Baptisten, die nicht zur Nordindischen Kirche gehören und die Katholiken können hier ihre Gottesdienste und ihre Versammlungen halten. Die Kathedrale als Bau ist nichts anderes mehr als ein Diensthaus für die Gemeinde. Das finde ich sehr gut.

Priester Bisvas und mit ihm Mitarbeiter aus der Jugendgruppe der Kathedrale, Mitarbeiter von CASCON, die ich noch einmal treffe, bedauern es, daß ich so wenig Zeit für Kalkutta habe. Auch ich empfinde das inzwischen so und ich kann nur hoffen, daß andere aus der DDR nach mir dort mehr Zeit aufbringen können. Diese Stadt mit ihrem Reichtum und ihrem Schmutz, mit ihrer Armut und ihrer lebendigen Geschichte, ist Gottes Stadt.

Am Nachmittag fliege ich (Indian Airlines streiken nicht mehr!) nach Nagpur. Dort soll ich den Nationalen Christenrat mit mehreren Abteilungen (nur der Generalsekretär arbeitet bisher in Delhi) treffen, den Bischof der Nordindischen Kirche besuchen und etwas von der Dorfentwicklung sehen. In der Dorfarbeit steht dort seit drei Jahren Rudolf Dohrmann (früher Wolfsburg, BRD), der mit einer Indierin verheiratet ist. Ich hoffe auch den Ashram sehen zu können, in dem Gandhi lange gelebt hat.

14. Februar 1974

Erwachen bei wunderschönem Sonnenschein. Das Wetter ist etwas schwül. Gestern abend konnte ich schon zwei indische Ärztepaaare, einen indischen Offizier und einen Verantwortlichen in der Datenverarbeitung sprechen. Das sind

nun Indier mit einem sehr hohen Standard. Sie lieben ihr Land und ihr Volk. Und sie sind interessiert, etwas von der Entwicklung in der DDR zu hören, sie wünschen, daß sich die Beziehungen der beiden Staaten weiterhin gut entwickeln. Wir sprechen an diesem Abend über die sozialen Probleme in Indien. Und obwohl nur zwei der Gesprächspartner Christen sind, sind alle darüber mit mir glücklich, daß das Kastenwesen immer noch Leute gefangen hält, sie sehen die Schwierigkeiten, die Massen zu erziehen und sind zugleich mit dem Entwicklungsprogramm unzufrieden. Es sind zu wenig Arbeitsplätze für ausgebildete Menschen vorhanden. Und Handarbeit ist nicht so sehr gefragt. Einer der Anwesenden erklärt: Indien muß den Weg zum Sozialismus gehen.

15. Februar 1974

Ghandrapur: Hier bin ich in einem Kirchengelände, das der Kirche von Nordindien gehört. Die Häuser wirken alle etwas heruntergekommen, sie wurden einmal von schottischen Missionaren gebaut. Vielleicht sind sie schon fünfzig Jahre und mehr alt. Im Mauerwerk steckt überall Feuchtigkeit, schlechte Isolierung. Der Pastor auf dem Gelände hat eine kleine Gemeinde, in einigen Häusern sind Schulen untergebracht, in zwei anderen wohnen die Schüler und Schülerinnen. Sie freuen sich, wenn man ihnen begegnet. Z.Zt. arbeiten hier 15 Pastoren der Diözese, sie sind dabei, Bäume und Gestrüpp inmitten des Geländes zu beseitigen, damit eine Bananen-Plantage angelegt werden kann. Die Pastoren sind eine Woche lang hier, neben ihrer Arbeit lesen sie gemeinsam die Bibel und bereiten sich auf ihre Gottesdienste in den Gemeinden vor. Einige von ihnen, die nicht so weit von hier wohnen, sind mit dem Fahrrad gekommen, andere mit dem Motorrad oder mit dem Bus. Ein Auto besitzt nur der Bischof. - Während ich diese Zeilen schreibe - ich sitze vor einem alten Bungalow - beobachte ich eine Affenfamilie. Alle kommen immer wieder einmal zusammen, um sich zu lausen, dann klettern sie mit

Schwung in die Mangobäume und essen von den Blüten. Und Vögel tauchen hier auf, ich habe noch nie so viel buntes Volk auf einmal im Freien gesehen. Auf der Heimfahrt konnte ich am Straßenrand einen totgefahrenen Hund liegen sehen. Die Hunde gehören niemand und sie vermehren sich in der Wildnis sehr stark. Und Ochsenkarren waren bis spät in die Nacht unterwegs. Die Kutscher arbeiten für die Besitzer. Jetzt ist in diesem Gebiet viel Baumwolle zu transportieren. - Beim Durchfahren von Nagpur sah ich vier Gefangene, die mit Stricken aneinander gebunden ^{waren} und einen Wächter, der auf einem Fahrrad hinter ihnen her fuhr. Die Gefangenen mußten im Trab laufen. So wie diese vier durch die Stadt geführt wurden, werden täglich Gefangene, die im Gefängnis von Nagpur ihre Strafe verbüßen, zur Arbeit gebracht. - Die Pastoren auf dem Kirchengelände haben ihre Arbeit aufgenommen, sie arbeiten hier zusammen mit einem Team, das aus zwei Abgesandten der St. Johns Santgam (Bruderschaft) in Perambalur in Südindien besteht, eine Gründung eines Missionars, (heute hat diese Bruderschaft 167 Mitglieder), und zwei jungen Männern aus Shiwangoan, dem Dorf, in dem das Ehepaar Dohrmann mit anderer Entwicklungsarbeit betreibt. Die beiden Männer aus Südindien arbeiten vorbildlich in der Damm- und unter den Schülern, die beiden jungen Männer sind für alle praktischen Arbeiten einzusetzen. Alle zusammen studieren die Bibel und beten gemeinsam, keiner von den Vieren ist bisher getauft. So wird auf die Leute kein kirchlicher Zwang ausgeübt, es ist Zeit zum Warten da. Überhaupt hat man hier viel Zeit. Vielleicht ist das etwas für uns, was wir neu zu lernen haben. Und wenn die Zeit eines Menschen abgelaufen ist, dann muß er sterben und wird verbrannt. Gestern sah ich das erste Mal eine brennende Leiche. Der Verbrennungsplatz lag nahe an einem Bach, in diesen wird dann die Asche gestreut. - Eine andere Welt! - Und doch Gottes geliebte Welt.

16. Februar 1974

Gestern abend zeigte mir ein Junge in 1/2 Chandrapur eine totgeschlagene Schlange - ca. 75 cm lang. Ein Arbeiter in der Farm hat sie mit einem Stock erschlagen, der Arbeiter wurde vorher noch gebissen und mußte gleich ins Krankenhaus gebracht werden. - Heute morgen hatten wir ein gemeinsames Frühstück mit allen Pastoren, die in einem Wocheneinsatz auf dem Kirchengelände gearbeitet haben. Letztes Gebet der Brüder. Gestern abend habe ich ihnen aus der DDR erzählen müssen: wie Christen in unserem Land ihren Auftrag zu erfüllen versuchen. Das Interesse war groß. Nach der Verabschiedung aller besichtige ich noch die Kirchenfarm. Der Bauer arbeitet gerade mit 2 Ochsen, die er vor den Pflug gespannt hat und ritzt den Boden ein wenig auf, es soll noch vor der Regenzeit Gemüse gepflanzt werden. Wie die Regenzeit hier ist, erfahre ich nur am Rande. Es ist sehr viel Feuchtigkeit in der Luft und es regnet sehr viel. Der Boden kann dann aber auch ^{oder} viel Wasser nicht aufnehmen. Wichtig ist es, daß das Regenwasser in natürlichen Behältern aufgefangen wird, so sehen wir von der Straße aus bei der Fahrt durch das ganze Land viele Staudämme. - Mein Weg heute geht in den Gandhi-Ashram ~~XX~~ Sevagram, hier hat Gandhi 10 Jahre lang gelebt. In Sevagram sehe ich die Schule und die Ashramhäuser, die heute fast alle Museen sind. Ich betrete Gandhis Haus. Heiliger Boden! Ein Wächter sitzt vor der Tür auf der Matte. Wir ziehen die Schuhe aus und kommen in das Hausinnere. Eine Pritsche, ein Kissen. Hier saß der Weise und schrieb und lehrte das Volk. Unter Glas sein Spinnrad und andere Geräte. Ich sehe Gandhis Schlafzimmer, seinen Massiertisch, sein Bad und kleine Nebenräume. Hier lebte der große Mann Indiens. Er wollte die Menschen auf einfachem Weg zum Leben führen, zur Arbeit und zum Glückseligsein. Heute gehen

nur noch wenige seinen Weg, die moderne Gesellschaft in Indien kommt ~~XXXX~~ über Betriebe, Schulen und Hochschulen. Dabei wird es wichtig sein, Gandhis Weg noch einmal neu zu reflektieren.

Einer, der von Gandhi herkommt, und einen eigenen Ashram hat, ist Vinoba Bahve in Paunar. Paunar liegt von Sevagram 6 Meilen entfernt, wir besuchen diesen Ashram. Und wir erleben Vinoba Bahve. Ersitzt auf seinem Bett, vor ihm ca. zwanzig Personen auf dem Fußboden im Zimmer. Der große Guru (Lehrer) hat zu einer 20-Minuten-Andacht eingeladen. Es wird gerade begonnen. Wir, einige Inder aus Shiwangoan, Rudolf Dohrmann und ich werden zum mitbeten eingeladen. Einer kurzen Eröffnung durch den Guru folgt dann ein Schweigen von 12 Minuten. Das erste Mal, daß ich mit Hindus zusammensitze und schweige. Es ist gut, so etwas zu tun. Ich meditiere für mich die Losung und den Lehrtext des Tages: "Gott rüstet mich mit Kraft" (Ps. 18,33) und "Darum will ich mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, auf daß die Kraft Christi bei mir wohne" (2. Kor. 12,9).

Gott macht uns stark! Nicht wir suchen uns unseren Weg und unser Ziel, nicht wir leben aus eigener Kraft. Nach der Meditation kommen Anfragen an den Guru. Er antwortet kurz und präzise, uns gegenüber auch mit ^{biblischen} ~~mythischen~~ Sprüchen. Vinoba Bahve war in den 40iger und 50iger Jahren durch die Landschenkungsbewegung schon bekannt geworden, er wollte den armen Bauern zu Land verhelfen und versuchte die Landbesitzer zum Schenken zu bringen. Er hat in einigen Gebieten Erfolg gehabt. - Mir gegenüber erkundigte sich der weise Meister, woher ich komme und wie lange ich in Indien zu bleiben gedenke. Er sprach vom Zeithaben - können. In der Tat: für Indien muß man Zeit

haben. - Das Gebet und Zusammensein schließt mit dem dreimaligen "Shanti" (Frieden). Zu Frieden in der Welt wollen wir wirklich helfen, für Frieden beten wir.

18. Februar 1974

Flug nach Kalkutta. Es soll am Nachmittag gleich nach Delhi weitergehen. Gestern (17.2.) konnte ich die Stadt Nagpur näher kennen lernen. Es war ein heißer Tag, 32°. Am späten Vormittag besuchte ich zusammen mit Mitarbeitern aus Chandrapur das More Memorial-Hospital, das der Kirche von Nordindien gehört. Es ist vor 70 Jahren von der schottischen Mission gebaut worden, z.Zt. arbeiten nur noch ein schottischer Arzt und eine schottische Schwester im Hospital, das ganze Personal ist sonst indisch. Leitender Arzt ist der Internist Dr. Mukerjee, er hat neben sich zwei weitere vollbeschäftigte Ärzte, darüber hinaus arbeiten vier weitere zeitweilig in der Ambulanz. Im Krankenhaus ist Platz für ca. 120 Patienten, in der Ambulanz werden täglich etwa 70-80 behandelt. Wir sehen die Kinderstation, die Entbildungsstation und die für innere Krankheiten. Einen Blick werfen wir auch in die chirurgische Station. Alles wirkt sehr einfach und sauber. Die Schwestern in ihren weißen Saris machen einen guten Eindruck. Auf dem Gelände des Krankenhauses befindet sich auch eine Schwesternschule. Hier sind z.Zt. 80 in der Ausbildung. Viele von ihnen gehen einmal in Regierungshospitäler. In Nagpur gibt es außer dem More Memorial-Krankenhaus drei weitere große Spitäler. Die Ärzte machen uns klar, daß es leider noch keine durchgreifende Massenuntersuchungen gibt, so daß noch viele Menschen mit unerkannten Krankheiten inmitten der Stadt und der Dörfer leben. Sehr verbreitet ist Tbc. Zu einem kurzen Gespräch treffe ich den ehemaligen anglikanischen Bischof Sadag, der nach der Bildung der Nordindischen Kirche sein Amt zur Verfügung gestellt hat. Bischof Sadag ist 60 Jahre alt

und noch in oekumenischen Gremien tätig. Er wirkt sehr wendig und zeigt sich auch im Blick auf die Kirchen in Europa informiert. Am Abend bin ich Gast des Bischofs der Nordindischen Kirche in Nagpur Bhandare. Dieser Bischof kommt aus der Presbyterianischen Kirche und hat auch schon einmal unsere Hauptstadt besucht, er war Gast der Reformierten Kirche Ungarns und der Orthodoxen Kirche in der Sowjet-Union. So hat er einige Einsichten in das Leben der Kirchen in sozialistischen Ländern gewinnen können. Von Bischof B. erhalte ich den Text der Konstitution der Kirche von Nordindien. Ich bin sehr gespannt, wie der gemeinsame Auftrag mit dieser Ordnung beschrieben wird und was über die Bekenntnisfrage geschrieben steht. Ob wohl der soziale Dienst genügend erkannt ist? In der Dorfarbeit von Shivangaon ist das der Fall. Dort arbeitet ein mobiles Team, in dem das Ehepaar Dohrmann dabei ist. Shivangaon ist ein nichtchristliches Dorf, der Gott Shiva wird hier besonders verehrt. Das Dorf hat vor einiger Zeit elektrisches Licht bekommen, auch ist von der Regierung Geld in den Bau von Abwassergräben gegeben worden. Die Dienstgruppe hat ein Haus mit zwei Räumen zur Arbeit zur Verfügung. In diesen Räumen werden die Frauen in Handarbeit (mit Nähmaschinen) ausgebildet, ein Doktor der Medizin kommt regelmäßig zu Sprechstunden und Mitarbeiter leiten die Frauen in den Häusern in Baby- und Kinderpflege und Krankenbetreuung an, sie helfen bei der Entwicklung der Hygiene. Medikamente werden verteilt. Zusammen mit den Dorfbewohnern werden Toiletten gebaut und das Abwassersystem wird erneuert. Im Hause wird auch ein Kindergarten betrieben, dazu kommen täglich zwei ausgebildete Kindergärtnerinnen aus der Stadt Nagpur ins Dorf. Ausserhalb des Dorfes entsteht eine kleine Wohnsiedlung, in der 14 Familien Platz haben werden, einige sehr arme Familien sollen hier einziehen können. Und zu allem wird auch noch eine Erwachsenen-Schulung versucht, die Dorfbewohner sollen befähigt werden, ihr Geschick in eigene

Hände zu nehmen. Wir spüren, daß hier ein langer Prozeß stattfinden wird. Mit einem Leben, das höheres Niveau hat als das bisherige, werden die Ansprüche der Menschen wachsen und sie werden auch in den indischen Dörfern die Politik Indiens mitbestimmen. Christen können in der jetzt angefangenen Entwicklungsarbeit nur bescheidene Helfer sein, sie dürfen nicht einfach Menschen für die Kirche fangen wollen, ihr Auftrag ist es vielmehr, in solchen nicht-entwickelten Gebieten etwas von der Liebe Gottes mit ihrem Leben zu zeigen - ohne bei Partnern ein Resultat "Christ" erreichen zu wollen. Zu viel haben wir Christen in dieser Welt angerichtet, zu schnell haben wir Menschen beschlagnahmt. Jesus begegnet nicht nur in der Kirche! In diesem Bewußtsein verlasse ich Nagpur. - Wer durch Indien reist, muß Zeit haben, das habe ich oft gehört und erlebt. Eine Erfahrung, die wir immer wieder neu machen müssen. Und Menschen nehmen sich immer Zeit. - Gestern erlebte ich eine Verabredung "ich möchte nur fünf Minuten mit ihnen zusammen sein und ein paar Fragen klären". Aus den fünf wurden fünfzig Minuten. Warum auch nicht? Man trifft sich nur einmal. Und die Begegnung muß ausgenutzt und ausgekostet werden.

20. Februar 1974

Vom 18.-23. Februar wohnte ich im Touristenhotel des CVJM in Delhi. Das Zimmer ist für mich bestellt worden. Meine Hoffnung war es, am heutigen Morgen nach Moskau fliegen zu können. Ich muß aber bis Samstag - 23.2. - warten. So muß ich erneut lernen, Zeit zu haben. Gestern besuchte ich den Generalsekretär des Nationalen Christenrates in Delhi, er wird für Donnerstag ein Programm vorbereiten lassen. Ich soll etwas von der Sozialarbeit der Kirchen hier sehen, darüber hinaus über die verschiedenen Krankenhäuser und Ambulanzen etwas erfahren. Es gibt in Indien über 600 Krankenhäuser der Kirchen. Alle haben eine Kapazität von

ca. 120 - 300 Patienten. Das ist eine nicht kleine Zahl.

Der Generalsekretär erzählt mit von seiner Tätigkeit. Seine Mitarbeiter sind in Nagpur, Bombay, Kalkutta und Madras. Er hat die Aufgabe der Koordinierung. Nicht einfach bei diesen Entfernungen. Wir verabreden auch mit ihm Arbeitsbeziehungen. Die Gossner-Kirche in Indien hat einen theologischen Lehrer aus der DDR in ihr Kollege eingeladen. Wenn sein Kommen möglich wird, sollte er auch in anderen Kirchen arbeiten können. Und die Sozialdienste in Kalkutta und Durgapur laden für 3 Monate zwei unserer Mitarbeiter ein. Wir wollen diese Einladung annehmen und somit unsere Arbeitskontakte vertiefen. Vielleicht können wir eine Delegation der indischen Kirchen einladen? Der Generalsekretär möchte möglichst bald einmal zu uns kommen. Er kennt bisher innerhalb der sozialistischen Staaten nur die Orthodoxe Kirche. Und im November wird eine Delegation der Russisch-Orthodoxen Kirche die indischen Kirchen besuchen. Der Generalsekretär: wir wollen das brüderliche Gespräch mit den Kirchen in sozialistischen Staaten beginnen.!

Heute morgen und gestern früh hatte ich Gelegenheit, den Generalsekretär des CVJM zu sprechen, er hat mich für Freitag zum Abendessen eingeladen. Und morgen früh bin ich in einer Gebetsstunde aller Mitarbeiter, werde ich einiges von der Sozialarbeit dieses Werkes sehen. Mr. Cornelius zeigt gleichfalls großes Interesse an unserer Arbeit in der DDR. Auch er war Gast der Kirchen in der Sowjet-Union und hat viel darüber gesprochen und geschrieben.

Besuch in der Botschaft der DDR, Gespräch mit dem Kulturkonsul. Am Nachmittag habe ich ein Gespräch mit einem Kongreß-Politiker, der Christ ist und aus der Anglikanischen Kirche kommt, jetzt Glied der Kirche von Nord-

Indien. Er kommt demnächst zu einer CFK-Tagung in die DDR. Dieser Herr bestätigt den Eindruck, daß sich in der Kongresspartei eine Polarisierung vollzieht. Seine Meinung: die Linken in der Partei müssen zum Zuge kommen. Er sagt, daß es kaum möglich ist, Indien in einer Generation auf allen Gebieten zu entwickeln. Aber er möchte die Hoffnung nicht aufgeben. Seine Hauptaufgabe ist es, sich als Christ verantwortlich im Rahmen der Gesellschaft einzusetzen. Leider, so sagt er, sind die meisten Christen von den Missionaren so erzogen worden, daß sie in ihrer Kirche für sich leben, fern von den anderen Christen und auf jeden Fall fern von der bösen Welt. Die Christen und Kirchen leben weithin isoliert. Und wenn wir jetzt verantwortliches Handeln üben wollen, so brauchen wir dazu die Nichtchristen, die auf allen Gebieten in der Gesellschaft als Experten (Politiker, Städteplaner, Lehrer, Familienplaner etc.) tätig sind. Sie müssen uns von ihrem Tun für andere berichten und dann haben wir uns zu fragen, wie unser Mitwirken auszusehen hat. Und dies alles nicht nur rein theoretisch, sondern ganz praktisch. Dabei werden wir allerdings schmutzige Hände bekommen. Ich stimme mit Herrn Ramji ganz überein. Auch darin: wir sollten engagierte Christen wechselseitig einladen. Gut, daß es ein paar Menschen gibt, die als Leute der Gemeinde Jesu Christi inmitten der Gesellschaft am Werke sind.

Gegen Abend habe ich noch eine kurze Begegnung mit dem Generalsekretär des CVJM in ganz Indien. Auch er möchte eine Zusammenarbeit mit Christen in sozialistischen Ländern.

23. Februar 1974

Im Flugzeug auf dem Wege nach Moskau. Die letzten beiden Tage sind so schnell vergangen und ich bin nicht zum Schreiben gekommen. Ein wenig hatte mir auch das Klima

zu schaffen gemacht. Wir hatten mittags meist an die 35° Wärme und in der Nacht wurde es kühl.

Was hatte ich nun in den letzten Tagen zu erledigen? Am 21. (Donnerstag) früh nahm ich an einem Gebetsfrühstück teil. Es waren verschiedene Vertreter indischer Organisationen erschienen, die Christen sind und Gäste aus den USA und Groß-Britannien. Ich wurde gebeten ein ~~Gemeinsamkeits~~ Wort zu sagen. Und das erste Mal erlebten diese Freunde die Gemeinschaft mit einem Christen aus der DDR. Ich hatte auf die Gemeinsamkeit im Glauben hingewiesen und den Dienst für andere Menschen in der Gesellschaft als Zeichen recht verstandenen Glaubens beschrieben. „Dieser Dienst für andere zeigt sich heute am deutlichsten in der Friedensarbeit.“

Die Gemeinschaft hörte dann eine biblische Ansprache eines Predigers und betete. Nach der Versammlung war ich Gast von dem indischen Hilfswerk. Hilfswerk ist eine Organisation der Kirchen und möchte die Entwicklung im Lande vorantreiben helfen - Straßenbau, Bewässerung, Kindergärten, Krankenhäuser etc. gehören in das Programm. Die ca. 30 Mitarbeiter im Büro versammeln sich zu einem Gespräch mit mir. Das Gespräch muß ich mit einer biblischen Ansprache einleiten, die Gruppe singt einen Choral und ein Mitarbeiter betet. Dann sprechen wir über die Kirchen in der DDR und über die Gestaltung von Arbeitsbeziehungen. Mit in der Gruppe arbeitet ein Pfarrer, er wird beauftragt, mich den Tag über zu begleiten. Zunächst besuchen wir ein Zentrum, das die Einsätze der kirchlichen Krankenhäuser zu koordinieren versucht und den Mitarbeitern im Gesundheitsdienst alle möglichen Arbeitsmaterialien zur Verfügung stellt. Der Exekutivsekretär ist ein katholischer Priester(ein Jesuit) und sein Vertreter ein lutherischer Theologe. Beide arbeiten gut zusammen. Ich sehe die Ar-

beitsmaterialien, die für die einfachen Leute in den Dörfern sehr anschaulich gestaltet sein müssen. Zum Thema Familienplanung ist sehr viel Material vorhanden, ebenso zum Thema Babypflege und "rechte Ernährung der Kleinkinder". Den Müttern werden Tabellen in die Hand gegeben, mit denen sie leicht arbeiten können. Und mit Hilfe dieser koordinierten Gesundheitsplanung haben sich die Kirchen ein Organ dem Staat gegenüber geschaffen, sie möchten stärker als bisher mit der ärztlichen Beratung vorankommen. Ich bin von diesem Besuch sehr beeindruckt. - Am Nachmittag habe ich Gelegenheit, noch einige Sehenswürdigkeiten in Delhi kennen zu lernen, das Rote Fort, das Alte Fort (einen wunderbaren Tummelplatz für hunderte von Affen), die Haupteinkaufsstraße von Alt-Delhi mit den vielen Ochsenkarren, kleinen Pferdroschken, den rauchenden kleinen Verkaufsbuden, den Bettlern.

Und dann habe ich Gelegenheit, meinen Begleiter, Pfarrer David, mit seiner Familie zu Hause zu sehen. Er hat zwei Kinder und ist dem Slogan der Regierung im Blick auf Familienplanung nachgekommen "wir sind zwei - mit uns sind zwei". Am Abend bin ich Gast des Leiters des CVJM-Zentrums. Hier treffe ich einen sehr interessanten Mann aus Südindien, der dort Reis anbaut, der aber zugleich im Auftrage der Regierung neue Wohnzentren plant und baut. Dieser Mann ist Katholik, an ihm beeindruckt seine große Schlichtheit. Er versteht sich von seinem Glauben her ganz als Glied der Oekumene und geht besonders gern in evangelische Gottesdienste. "So etwas wäre vor zehn Jahren noch kaum möglich gewesen".

Am 22. (Freitag) besichtige ich ein Schulungszentrum des CVJM. Hier werden junge Menschen in Schreibmaschine-Schreiben, Steno, Buchführung und Management ausgebildet. Ich werde durch die Klassenräume geführt und sehe

überall junge Menschen, die wissbegierig sind und sich bilden. Fast alle sind Nichtchristen. So arbeiten Christen für Nichtchristen! Und es werden hier keine Bekehrungsversuche unternommen. Hier werden einfach Menschen für das zukünftige Indien ausgebildet.

Nach diesem Besuch habe ich ein Gespräch mit dem Leiter. Er hat auf seinem Schreibtisch eine kleine Lenin-Büste zu stehen und zeigt mir mit Stolz ein Foto mit dem indischen Staatspräsidenten, ^{Priest} Metropolit Nikodim aus Moskau und dem katholischen Erzbischof von Delhi. Er betont, immer wieder seine große Aufgeschlossenheit für das oekumenische Geschehen und für das Gespräch zwischen den Kirchen.

Dann kommt der letzte Besuch: das St. Stephen-Kollege, eine Einrichtung der Kirche von Nordindien. (früher anglikanisch). Ich treffe den Dekan, Professoren und Studenten. Am St. Stephen-Kollege studieren 1.050 Studenten und leben 72 Professoren. Fächer sind: englisch, Naturwissenschaft, Philosophie, Oekonomie. Die Studenten der Oekonomie erzählen, daß ihnen gerade die oekonomische Entwicklung in den sozialistischen Staaten verdeutlicht worden sei. Der junge Philosoph studiert, Kant, Hegel und Marx und die Sprachler sind kaum mehr in der Lage, nicht mehr in englisch zu denken. Die Themen im Gespräch sind wie immer weltpolitische und solche, die die indische Entwicklung angehen. Und das ganze ist ein sehr offenes Gespräch gewesen.

Wenn man all die jungen vorwärtsstrebenden Leute sieht, möchte man schon hoffen, daß Indien seine Zukunft zu meistern weiß.

Der Dekan sagte: "denken sie doch daran, bei Gründung Indiens 1947 waren wir etwas über 300 Mill. Menschen, jetzt sind wir über 560 Mill., vielleicht schon 580 Millionen Inder". Mit diesem Satz ruft er zur Nüchternheit in allen Fragen im Blick auf Indien und er zeigt zugleich

die Aufgabe für Indien: alle müssen ^{das} ~~das~~ gemeinsame neue Indien bauen.

Was habe ich nun in Indien alles gesehen? Ich habe etwas mitbekommen von Dorfevangelisation, Arbeiten mit Polikliniken, ich habe etwas gesehen von der theologischen Ausbildung, habe Oekumene am Ort in der praktischen Arbeit erlebt und habe vor allen Dingen mitbekommen, daß die gesellschaftsbezogene Arbeit der Kirchen im Wachsen ist. Drei Stichworte sind es, die in meinen Tagebuchnotizen immer schon mal vorgekommen sind, die mich auch in Zukunft im Blick auf Asien bewegen werden:

1. Stadtarbeit
2. Erziehung
3. Friedensarbeit.

In allen drei Bereichen muß die Kirche lernen, neu gegenwärtig zu sein, alle drei Bereiche sind eine Herausforderung für die Kirche und stellen ihr täglich neue wichtige Fragen. Für alle drei Bereiche braucht es den Austausch von Informationen innerhalb der oekumenischen Bewegung, braucht es Literatur, braucht es vor allen Dingen aber das tägliche Engagement in den kleinen Fragen des Alltags. In allen drei Themenkreisen wissen wir uns mit den Christen in Asien verbunden, wir können von ihnen Informationen empfangen und wir werden ihnen Informationen aus unserem Bereich zu geben haben. Der Besuch in Asien verpflichtet zur weiteren Kooperation!

Wir wünschen allen Freunden:

DIE FÄHIGKEIT ,
MIT ALLEN ZWEIGEN ZU ATMEN ,
DAS TALENT ,
ÄSTE ZU HABEN , NUR SO AUS FREUDE
(R. Kunze)



H a u s R e h o b o t h
der Gossner-Mission in der DDR

1276 Buckow,
Neue Promenade 34
Tel.: 429

Eine Mal- und Gestaltungsrüste im Hause Rehoboth,
Buckow/Märk. Schweiz mit Eberhard Dutschmann,
August 1973

Nach der Tradition unseres Hauses haben wir wieder eine "Mal- und Gestaltungsrüstzeit" durchgeführt. Bisher hatte sie der Kunstmaler Herbert Seidel geleitet, der aus Krankheits- und Altersgründen nicht mehr dazu in der Lage ist.

Für August 1973 gewannen Richters Herrn Eberhard Dutschmann. Er baute die Tage in der gleichen Grundhaltung auf wie H. Seidel und wie sie auch andere Rüsten hier bestimmt. M. Richter schreibt: "Wir gehen von Formen und Farben aus oder von Ereignissen, die unter den Gästen entstehen und lassen daraus ein Bild (oder einen Text oder eine Feier) gestalten. Erst nachher besinnen wir uns über deren Bedeutung oder geben ihm Titel oder Namen. M.a.W. Wir gehen nicht von der "Lehre" aus (von einem Objekt oder Thema) sondern von dem, was auf uns zukommt, gestatten es, prüfen es, lassen uns überraschen und fragen nach den Erkenntnissen, die sich daraus ergeben.

Praktisch vollzogen sich die Tage so:

Wir begannen mit Liedern und Gesprächen über Texte aus der Bibel (Buch Esther, Stücke aus Hiob, Amos, Apostelgesch., Philemon) und aus anderer Literatur, z. B. schöngeistiger, über Ästhetik, Märchen. Danach gab es Aufgaben zu zeichnen und zu aquarellieren, Wanderungen in die abwechslungsreiche Umgebung mit Zeichen- und Malübungen. Bei einem Ausflug nach Berlin half Herr Dutschmann in Museen zum Bilder ansehen. Es wurden auch Kollagen geklebt und Tongefäße modelliert. Die Abende füllten wir mit Musik, Gesprächen, Lesungen und freier Gestaltung."

Hier zitieren wir aus einigen Briefen nach diesen Tagen:

"Wenn ich die Tongefäße sehe oder die bunten Blätter, dann freue ich mich jedesmal und weiß doch nicht genau, warum. Nicht nur die künstlerische Anleitung trug dazu bei, daß ich, was ich seit Jahren nicht tat, ein bißchen malen wollte, sondern auch das Gefühl, näher in Reihoboth unter Esthers Freunden zu sein. Unsere "Entdeckungen" werden sicher auch später noch Nachwirkungen haben, warum sollte ich schon jetzt nach Beispielen suchen."

"Durch das Malen und Zeichnen habe ich gelernt, entschlossener zu sein und zu handeln. Da man beim Malen sich selbst überwinden muß, das Bild mit einer anderen Farbe zu verändern, habe ich dabei viel für das alltägliche Leben gelernt (Entschlossenheit und Selbstüberwindung). Die Morgenandachten waren sehr interessant, aber für mich etwas zu schwer, um mitreden zu können. ...auch Kinderbilder habe ich dadurch richtig schätzen gelernt."

"...die Eltern konnten sich alles anschauen. Sie waren begeistert und freuten sich auch mit mir, daß ich mein Selbstvertrauen wiedergefunden habe. Die Zeit in Buckow, obwohl sie kurz war, hat mir wirklich viel geholfen, auch, was den Umgang mit anderen Menschen (unsympathischen Menschen auch) betrifft. Durch die Begegnung mit H. (einem hirngeschädigten Mädchen M.R.) auch, obwohl oder vielleicht auch gerade dadurch, daß ich mich einmal nicht gerade positiv ihr gegenüber verhielt: Andere Menschen sind auch empfindlich wie ich...

Als ich wieder in meinen Betrieb kam, war mir bewußt: Es muß weitergehen. ...ich bin angespornt, viel zu unternehmen, Neues zu

lernen. ...noch etwas lernte ich: nicht so schnell zu verzweifeln, sondern noch einmal anzufangen."

"Die zwei Wochen im Hause Rehoboth werden ganz gewiß langanhaltende Nachwirkungen haben. Da kommt vieles zusammen. Wie verkrampft sind wir doch meist im Alltag vor lauter "Vorsichtsmaßnahmen" - man baut quasi Mauern um sich herum, einfach deshalb, um nicht erschlagen zu werden von den vielen Problemen, die es gibt. Wir haben wohl alle dort mehr oder weniger erfahren, wie wohl-tuend und schwierig zugleich es ist, den Mut zu haben, so zu sein, so zu reden, so zu malen, wie man will - ohne Rücksichten nehmen zu müssen. Für mich war es jedenfalls wunderbar, eben so unbefangen sein zu dürfen und vergleichen zu können mit dem, was andere sagten, taten, malten. Es wird mir bei künftigen Anfechtungen eine große Hilfe sein. Man muß eben mitunter mehr Mut haben, mehr Vertrauen in sich selbst und vor allem zu IHM, unserem Herrn... Wichtiger war mir der Grundgedanke, die Natur wieder als das große Wunder Gottes zu sehen und zu empfangen und zu versuchen, Empfin-dungen sichtbar zu machen für andere."

Und M. Richter schreibt: "Ich für mein Teil kann nur den Satz unterstreichen: da kommt vieles zusammen. Zweierlei möchte ich hier nennen: Jeder öffnete sich vor den anderen, malte sich selbst. Ganz besonders stark haben wir es bei dem Künstler selbst empfunden, aber jeder hat es für sich und bei den anderen bemerkt."

Das Wesentliche waren eben nicht die Ergebnisse, die wir am Schluß in einer Ausstellung noch einmal ansahen und "feierten", sondern das gegenseitige menschliche Aufschließen. Und das andere entstand bei mir im Kennenlernen der Grau-Töne. Im Grau lernt man Schattierungen erkennen, lernt man Farben sehen, gehen die Farben oder Helligkeiten aufeinander zu oder heben sich hervor. Weder die Landschaft, noch die Menschen bestehen aus reinen Farben, aus eindeutigen Kontrasten sondern aus Schattierungen und Beziehungen. Da gibt es die überzeugenden Entdeckungen. Sie fallen nicht sofort ins Auge. Man muß sie selbst finden und einander darauf aufmerksam machen. So sollten wir uns auch üben, die Bibel zu lesen oder die Kirche zu beobachten. Man kann es schlecht mit Worten allein demonstrieren, man muß es mitmachen."

Es ist in Buckow möglich und glücklicherweise auch diesmal wieder geschehen, daß jemand mitgebracht wird, der weltanschaulich indifferent und schwankend ist. Die Begegnung mit Christen in der geschilderten Art war ihm aufschlußreich gewesen und "wird Nachwirkungen haben, auch, wenn das vielleicht nicht gleich offen zutage treten wird."

Der Künstler meint nach seinen Erfahrungen:
"Rehoboth ist ein unbedingt notwendiger Ort
der Begegnung in der Kirche, für den es
in seiner Art keinen Vergleich und damit
keinen Ersatz gibt. Rehoboth ist ein Ort der
Begegnung, der Menschen prägt, selbst aber
nicht durch bestimmte Normen geprägt ist.
Wer im Hause tagt oder freie Zeit verbringt,
findet zu sich und zu denen, die mit ihm
im Hause wohnen, weil nichts vorgegeben ist,
was akzeptiert werden müßte.

Ein junger Urlauber drückte das etwa so aus:
Er sei beeindruckt von dem Maß persönlicher
Freiheit und zugleich familiärer Verbunden-
heit, die jedem ermöglicht werden. In
solcher Atmosphäre gedeiht malen ebenso
wie beten, denken wie fühlen. Sicher liegt
das am "Geist" des Hauses, der ihm den
Namen gab.

Rehoboth bildet einen einzigartigen Spiel-
raum der Freiheit. Darin liegt die Chance
des Hauses, und Richters Begabung ist es,
daß diese Chance genützt wird."

Die Kinder, die im Hause waren, sprechen
die Gefühle meist nur in dem inständigen
Wunsch aus, wiederkommen zu dürfen. Für
sie sei - eine ihrer Leiterinnen zitiert:
"Ich kenne keinen anderen Ort, an den man
mit Kindern kommen kann und keiner schief
guckt, wenn einmal ein bißchen mehr Arbeit
entstanden ist."

Immer wieder werden wir sehr dringend gebeten und aufgefordert, in dieser Weise weiter zu arbeiten. Dazu brauchen wir die wohlwollende Unterstützung vieler Seiten, besonders muß es weiter bekannt gemacht und empfohlen werden. Wir nehmen gern Hinweise und Ratschläge an und zeigen die Bilder, die wir fotografiert haben, als Lichtbild in interessierten Kreisen und regen dabei gern zum Nachmachen oder Herkommen an. Natürlich brauchen wir auch finanzielle Unterstützung; denn wir kennen Leute, die auch gern gekommen wären, denen es aber zu teuer war. Es ist nötig, daß viele Schultern tragen helfen, damit bei solcher Arbeit nicht nach Rentabilität gefragt werden muß.

Für die Arbeitsgruppe (Beirat) Rehoboth
Priese Richter Gubener

T E R M I N E
der G E S T A L T U N G S R Ü S T Z E I T E N 1974

1. mit Farben und Formen

14. - 19. Mai 1974 für Kinder und Eltern
und in den Herbstferien mit Klaus Gubener

Unkosten: 32,50 M für Kinder
 42,50 M für Erwachsene

20.7. - 4.8. 1974 Malen und Gestalten
17.9. - 2.10.1974 für Erwachsene
 mit Eberhard Dutschmann

Unkosten: 140,- M

Wegen der günstigeren Farb- und Lichtverhältnisse im Herbst empfehlen wir besonders den Septembertermin.

2. mit Musik und Texten

14.6. - 23.6. 1974 Fidelspielwoche für Gamben, Fiedeln
 und Blockflöten
 mit Dr. Ursula Herrmann

Unkosten: 85,- M

Wir bitten, bei der Anmeldung auch anzugeben, welche Instrumentengattung (Sopran, Alt, Baß) Sie spielen und wie groß die Spielfertigkeit ist, damit das entsprechende Notenmaterial vorbereitet werden kann.

10. - 13. 5. 1974 Üben und Improvisieren mit Musik,
 Texten und Rhythmus

Unkosten: 25,- M

6. - 18. 7. 1974 Fidelbalkursus
 mit Geigenbauer Hubenthal und
 Thomas Lippmann

Tagungskosten: 100,- M
 dazu Materialkosten zw. 30,- und 70,- M

22. - 24. 3. 1974 Lyrik der Gegenwart
 mit Klaus Gubener

Unkosten: 17,- M

3. Traditionen und Vorstellungen

25. - 27. 1. 1974

Gottesvorstellungen im
Alten Testament
mit Ruth Priese

Unkosten: 17,- M

13. - 15. 12. 1974

§ 218
mit Ruth Priese

Unkosten: 17,- M

Zu diesen beiden Wochenenden können auch Kinder mitgebracht werden. (Unkosten 13,- M)

Anmeldungen an:

Haus Rehoboth

1276 Buckow (Märk. Schweiz)

Neue Promenade 34

SP: 2372-35-3222

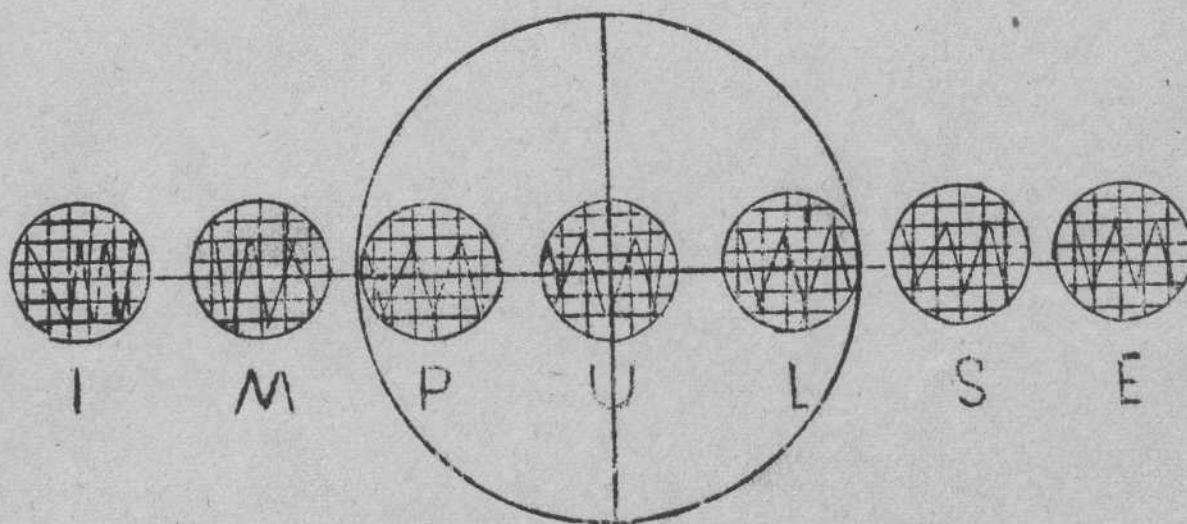
Codezahl: 249-



ÖKUMENISCHES INSTITUT BERLIN

Informationsdienst

Februar 1974



Vorbemerkungen:

Als Start für die Vorbereitung auf die V. Vollversammlung des ÖRK 1975 hat das Ökumenische Institut die Zentraltagung im Nov. 1973 durchgeführt. In den vierzehnten Informationsdienst haben wir den Bericht über diese Tagung aufgenommen, der erste Anregungen über die Richtung der Vorbereitungsarbeit enthält. Im zweiten Teil dokumentieren wir den Bericht einer Konsultation, mit der die Untereinheit "Kirche und Gesellschaft" das Studienprojekt "Die Zukunft des Menschen und der Gesellschaft in einer wissenschaftlich technischen Welt" fortgesetzt hat. Das Sachgebiet Genetik wurde als Modellfall für neue Technologien, die neue ethische Probleme einschließen, behandelt. Im Vorwort zu diesem Bericht wird die Auswahl damit begründet, daß die hier aufgeworfenen Fragen für die Ehe, die Zukunft der kommenden Generation und die gesamte Menschheit von besonderer Bedeutung sind und daß sie "tief verwurzelte religiöse und kulturelle Gepflogenheiten berühren". Eine endgültige Klärung der komplizierten Fragen konnte von den Teilnehmern, meist Wissenschaftler aus westlichen Ländern, nicht erreicht werden. Schließlich lenken wir im dritten Teil die Aufmerksamkeit auf eine Aufsatzsammlung, in der die Bedeutung der Schwarzen Theologie in der südafrikanischen Rassengesellschaft dargestellt wird.

Die Mitarbeiter des Ökumenischen Instituts
Berlin, Georgenkirchstraße 70.

Nur für innerkirchlichen Dienstgebrauch!

Abzugs-Nr. 0011

Der Inhalt

ÖKUMENISCHE STUDIEN UND BERICHTE

Auf dem Wege nach Djakarta 1975

Bericht von der Zentraltagung des Ökumenischen Instituts Berlin, 14.-16. Nov. 1973.

...1

DOKUMENTATION

Genetik und die Qualität des Lebens

Bericht einer Konsultation einberufen durch die Untereinheit "Kirche und Gesellschaft" des Ökumenischen Rates der Kirchen in Zusammenarbeit mit der Christlichen Gesundheitskommission. Zürich, 25.-28.6.1973

...5

AUS ZEITSCHRIFTEN

Christus, der schwarze Befreier von Theo Sundermeier

...24

Kirche und Staat: Eine vernachlässigte Sache bei der Christenheit im heutigen Afrika von John Mbiti

...26

ÖKUMENISCHE STUDIEN UND BERICHTE

Auf dem Wege nach Djakarta 1975

Bericht von der Zentraltagung des Ökumenischen
Instituts Berlin, 14.-16. November 1973.

Wenn eine große ökumenische Konferenz wie die Vollversammlung des Ökumenischen Rates vorzubereiten ist, werden die Überlegungen immer in zwei Richtungen gehen. Einmal wird zu fragen sein, was können wir - das heißt die Vertreter, die aus unseren Kirchen zu einer solchen Konferenz fahren - in die Versammlung einbringen, welchen Beitrag können wir als Christen in einem sozialistischen Land in dem großen ökumenischen Gespräch leisten? Daneben steht die andere Frage: Welche Möglichkeiten haben wir, um unsere Gemeinden mit den Themen einer solchen Konferenz vertraut zu machen? Man kann die Frage auch noch schärfer formulieren: Welchen Sinn hat es überhaupt, den Versuch zu machen, eine solche Konferenz - und mit ihr den ökumenischen Gedanken - in unsere Gemeinden hineinzutragen?

Die Tagung des Ökumenischen Instituts mit dem Thema: "Auf dem Wege nach Djakarta 1975" hat Ansätze gemacht, diesen zweiten Fragenkreis aufzugreifen. Durch den Zentralausschuß in Genf im August 1973 war das Thema der V. Vollversammlung festgelegt worden: Jesus Christus befreit und eint. Auch über die Arbeit der Sektionen war einiges bekannt. Den Teilnehmern der Tagung des Ökumenischen Instituts lag ein Papier des Zentralausschusses über die Vorbereitung für Djakarta vor, so daß wenigstens eine ungefähre Orientierung über das, was geplant ist, möglich war.

Trotz der sehr unterschiedlichen Ausgangsposition der Teilnehmer und einem nur langsam in Gang kommenden Gesprächs kristallisierten sich am Schluß der Tagung einige Hauptpunkte heraus, die als Start für eine Vorbereitungsarbeit für Djakarta in unseren Gemeinden angesehen werden können:

Als Hauptanliegen wurde deutlich, daß der Gedanke der Befreiung, der das Zentrum des Djakarta-Themas bildet, für unsere Situation konkretisiert werden muß als Befreiung zur Offenheit. In dem grundlegenden Referat von Bischof Schönherr zum Thema der Tagung hieß es:

"Die Kirchen in der DDR bewegt der Wille zur ökumenischen Offenheit. Dieser Wille ist in der gesellschaftlich-ideologischen Situation der DDR besonders nötig. In Zeiten des Umbruchs von einer Mehrheits- in eine Minderheitensituation besteht die große Gefahr, sich gesellschaftlich abzuschließen oder anzupassen. Das bedeutet im Blick auf die Mächte, den Glauben an die Überlegenheit des Herrn zu verleugnen" (Thesen 2.1)

Die Teilnehmer der Tagung waren sich darin einig, daß dieser Wille zur Offenheit in unseren Gemeinden noch sehr wenig vorhanden ist. Unter dem Stichwort "Befreiung zur Offenheit" könnte in den Gemeinden ein Prozeß in Gang gesetzt werden, der dazu hilft, die Gleichgültigkeit und Angst zu überwinden und die Minderheitensituation zu verstehen und anzunehmen. Dabei könnten Erfahrungen gesammelt werden, wo die Öffnung zu Menschen anderer Konfessionen

Abzugs-Nr. 0011

oder zur Gesellschaft positive Ergebnisse zeigte, ebenso könnten Mißerfolge und Schwierigkeiten reflektiert werden und ihre Ursachen erkannt werden. Ein solches Bedenken von Erfahrungen und ein Austausch unter verschiedenen Gruppen darüber könnte die Gemeinden ermutigen und sie für die Fragen anderer Kirchen in der Welt öffnen. Umgekehrt könnte sich zeigen, daß das, was an Erfahrungen der Offenheit in unseren Gemeinden gemacht wird, auch für andere Kirchen hilfreich sein könnte, so daß in dem, was an Überlegungen zu unserer eigenen Situation geschieht, schon ein Schritt zur Entstehung eines Beitrages für die Vollversammlung sein könnte.

Als besonderer Schwerpunkt einer Öffnung zu anderen Gruppen hin wurde von einigen Teilnehmern die Beziehung zu den Kirchen in den sozialistischen Ländern genannt. Für viele Gemeindeglieder ist - wenn ihnen überhaupt der ökumenische Gedanke vertraut ist - diese Realisierung einer Gemeinschaft zwischen den Kirchen doch noch recht fern. Es wäre zu überlegen, ob nicht als Vorbereitung für Djakarta gerade auf diese Beziehungen besonderes Gewicht gelegt werden sollte. Dabei müßte es sowohl um eine gründlichere Kenntnis der Eigenart und der Probleme dieser Kirchen gehen als auch um das Knüpfen engerer Beziehungen zwischen Christen aus der DDR und den anderen sozialistischen Ländern. Die Teilnahme von Professor Pokorny, dem Studienreferenten des Ökumenischen Rates der Kirchen in der CSR an der Tagung des Instituts und seine kurzen, aber eindrücklichen Beiträge haben es sicher manchem Teilnehmer deutlich gemacht, daß da für uns Möglichkeiten der ökumenischen Begegnung liegen, die unser Leben und Denken außerordentlich bereichern könnten.

Ein dritter Schwerpunkt für die Vorbereitung von Djakarta wurde von den Teilnehmern in dem gesehen, was in Djakarta in Sektion IV verhandelt werden soll. In dieser Sektion soll es um die Fragen der technischen Entwicklung mit ihren positiven und negativen Aspekten gehen, dabei soll vor allem auch das Problem des Umweltschutzes bedacht werden. Dafür ist in den Gemeinden Interesse vorhanden, weil hier grundlegende Fragen nach unserer Verantwortung für Gottes Schöpfung und nach der Möglichkeit des Menschseins in einer technisierten Welt angesprochen werden.

Diese von den Teilnehmern zusammengestellten Vorschläge erwachsen vor allem aus den Anstößen, die die beiden Referate zum Thema vermittelten. Bischof Schönherr sprach über: Was bewegt uns in der ökumenischen Bewegung? Das Stichwort "Offenheit", das die Diskussion weithin bestimmte - war von ihm über den ersten Teil seines Referates gestellt, in dem es vor allem um die Bewältigung unserer Situation in der sozialistischen Gesellschaft ging. Es heißt da: "Solche Offenheit muß sich zuerst gegenüber dem jeweils konkreten Auftrag zu bewähren haben. Die Kirche versucht nicht, sich selbst zu bewahren, sondern bezieht sich selbst und alles, was sie zu tun hat, streng auf ihren Auftrag mit all den damit gegebenen Risiken. Gerade so wahrt sie ihre Identität als Kirche Jesu Christi, der als der in die Welt Gesandte seine Jünger sendet". In dieser Offenheit sind keine Alleingänge möglich. Zeugnis und Dienst fordern die Gemeinschaft der Gemeinden und Kirchen. Wir müssen endlich aus dem Stadium des Sichkennenlernens und Sichverstehenwollens in das Stadium gemeinsamer Aktionen kommen. Nie darf die Frage unterlassen

Abzugs.-Nr. 0011

werden: Können wir das nicht gemeinsam mit anderen machen? Die Ökumene am Ort, die auf Zeugnis- und Dienstgemeinschaft aus ist, ist der Ernstfall der Ökumene überhaupt. Gelingt sie hier nicht, kann sie auch nicht im Weltmaßstab gelingen."

Mit dem zweiten Stichwort "Koexistenz" wurde die Gemeinschaft der Kirchen in Europa angesprochen, insbesondere die Bedeutung der Leuenberger Konkordie herausgestellt. So eindringlich hier auch die Frage angeschnitten wurde, so zeigte sich doch in der folgenden Diskussion, daß wenig Bereitschaft da ist, die Frage der Kirchengemeinschaft im Sinne von Leuenberg in den Gemeinden zu behandeln. Das Interesse der Gemeinden daran ist nicht sehr groß. Andere Probleme brennen ihnen viel mehr auf den Nägeln.

Das dritte Stichwort des Referats "Befreiung" führte hinein in die weltweite Problematik. In den Thesen zu diesem Abschnitt heißt es:

"Die Kirchen der DDR bewegt der Wille, das rechtfertigende Handeln Gottes als Befreiung anzunehmen und zu verstehen. Das scheint ihnen im Blick auf ihre eigene Mitverantwortung für die Weltsituation von besonderer Bedeutung zu sein (4.1.). Die Kirchen der DDR begrüßen es, daß die Formulierung der Menschenrechte in den Mittelpunkt der Weltdiskussion getreten ist. Sie möchten dazu beitragen, ein dem biblischen Evangelium und der Situation gemäßes Verständnis der Menschenrechte zu erarbeiten" (4.6.).

Mit dieser letzten These wird ein Problem angesprochen, dem nachzugehen sich lohnte und das sicher auch in der nächsten Zeit ein wichtiges Thema in unseren Kirchen sein wird.

Das Korreferat von Pastor Frieder Jelen "Ökumene aus der Sicht eines Landpastors" ging sehr eindeutig auf die Situation in unseren Gemeinden ein. Es ist wenig oder gar kein Interesse für ökumenische Fragen da, die Gemeinden sind weithin mit sich selbst beschäftigt. Die Schuld liegt nach Meinung von Pastor Jelen darin, daß ökumenische Themen nur zum Gegenstand des Gesprächs gemacht werden. Ökumene muß aber erlebbar für jeden einzelnen Christen werden. Er berichtete von einigen Versuchen im Stralsunder Gebiet, an der Basis ökumenisch zusammenzuarbeiten. So positiv auch manches zu bewerten ist, so liegt die eigentliche Not darin, daß von den ökumenischen Gruppen wenig Ausstrahlungskraft ausgeht. Schuld daran sind oft die kirchlichen Strukturen, die eine breitere Wirkung von Experimenten verhindern. Wichtig für die Zukunft ist vor allem, daß die Einübung in Partnerschaft, in Vertrauen und Gemeinschaft weiter intensiviert wird und daß Überlegungen angestellt werden, die kirchlichen Strukturen so umzugestalten, daß die ökumenische Arbeit fruchtbar werden kann.

Diese sehr nüchternen und praxisbezogenen Ausführungen halfen der Tagung dazu, sich bei ihren Überlegungen über die Vorbereitung von Djakarta immer wieder zu fragen, ob dabei wirklich die Sache unserer Gemeinden getroffen wird oder ob hier nur ein "ökumenisches Zusatzprogramm" gestaltet wird.

Für einen engen Bezug auf die ökumenische Bewegung und auf die Probleme, die die Kirchen der Welt in ihrem Miteinander bewegen, sorgten die beiden Referate von Dr. Althausen zur Standortbestimmung des Ökumenischen Rates und von Dr. Scholz über die Sitzung des Zentralausschusses.

Dr. Althausen machte unter den drei Begriffen Neue Orientierung, Entdeckung der Weltgemeinschaft, Kommunikation als ökumenische Tat die Situation des Ökumenischen Rates klar. Die Frage nach dem Basisbezug ist heute für die ökumenische Bewegung die entscheidende Frage.

Wenn es nicht gelingt, die ökumenische Bewegung stärker als bisher in den Gemeinden zu verwurzeln, wird alles, was bisher an Einheit unter den Kirchen erreicht wurde, vergeblich sein. Auch bei Dr. Scholz, der eine Reihe interessante Einzelheiten vom Zentralausschuß deutlich machte, stand diese Frage im Vordergrund. "Wie real sind unsere ökumenischen Fortschritte, wenn sie für unsere Gemeinden keine Realität haben?" so fragte er. Es sei wichtig, daß wir den christlichen Glauben als weltverändernde Denkrichtung erkennen, der uns hilft, die geistige Herausforderung der modernen Welt anzunehmen, und zwar auf einer Ebene, die jenseits der Provinzebene ist. Zu solcher Aktivierung unseres Glaubens kann uns die Teilnahme an der ökumenischen Bewegung helfen.

Inmitten alles Problematisierens und oft auch Resignierens, das bei den Gesprächen laut wurde, war die biblische Besinnung von Pastor Schottstädt über Hebr. 13,7.9a und Hebr. 12,12-17 eine erfrischende Aufmunterung.

Die "Wolke der Zeugen", die vor unser Auge gestellt wurde, die Aufforderung zum "aufrechten Gang", traf uns zur rechten Zeit. So kann auch dieser Bericht nicht besser abschließen als mit ein paar Gedanken aus dieser Besinnung:

"Was machen wir nun? Was sollen wir tun? Sicher eine offene Gemeinde bilden und zusammen mit allen Hoffenden in der Welt zusammenarbeiten. Die Gemeinde ist immer offen zur Straße hin, sagt Karl Barth. Und damit wollte er den Menschen in seinen Alltagsfragen zum Thema Nr.1 in der Gemeinde machen..... Die offene Gemeinde ermuntert sich auf dem Wege, sie braucht heute sicher das Bewußtsein, ganz ein Stück der Ökumene zu sein. Die freut sich über Menschen, die die Welt verändern und sich selbst auch immer mehr zu Gemeinschaftsmenschen bilden... In Gemeinschaft mit allen Christengemeinden in der Welt und mit allen, die echt menschlich auf menschliche Gemeinschaftsziele zugehen, wollen wir hoffend unterwegs bleiben - heute!"

D O K U M E N T A T I O N

GENETIK UND DIE QUALITÄT DES LEBENS

Bericht einer Konsultation einberufen durch die Untereinheit "Kirche und Gesellschaft" des Ökumenischen Rates der Kirchen in Zusammenarbeit mit der Christlichen Gesundheitskommission. Zürich, 25.-28. Juni 1973.
(gekürzt vom Ökumenischen Institut Berlin)

I. NEUE MÖGLICHKEITEN UND NEUE FRAGEN

Immer neue Möglichkeiten in der Humangenetik stellen den einzelnen und die Gesellschaft vor neue Entscheidungen und erinnern uns daran, daß jedes Wissensgebiet, das der Mensch erobert, ihm Entscheidungen darüber abverlangt, wie er seine neue Macht ausüben will. Erstreckt sich diese Macht so weit, daß er wesentlich lenkend in die genetische Konstitution des Menschen eingreift, so ist solchen Entscheidungen allergrößte Bedeutung beizumessen, weil sie uns alle zutiefst angehen.

Die Problematik, mit der wir uns auseinandersetzen müssen, ist äußerst vielschichtig. Da sind einmal die gegenwärtig üblichen Methoden der Genkorrektur bei genetischen Schäden und solche, an denen noch gearbeitet wird, wie z.B. die Linderung der Leiden genetisch geschädigter Kinder und ihrer Eltern, die Träger dieser Erbkrankheiten sind; zum anderen stellt sich die Frage der Beeinflussung des Gen-Reservoirs verschiedener Bevölkerungsgruppen, der sogenannten Genpools durch freiwillige oder gesetzlich angeordnete eugenische Programme wie auch durch Einschränkung der Familiengröße.

Wie reagiert der Mensch auf genetische Gegebenheiten, und welche Faktoren sind zu berücksichtigen? 1. Die menschlichen Werte des einzelnen; 2. die Verpflichtung der Gesellschaft gegenüber dem einzelnen; 3. die Verpflichtung des einzelnen gegenüber der Gesellschaft; 4. die Entscheidung darüber, welche Maßnahmen erforderlich und durchführbar sind, um dem einzelnen in genetischen Fragen Entscheidungshilfe zu gewähren. Insgesamt umreißen diese Punkte eine Problematik, die von Aufklärung und Überzeugung bis hin zur Ausübung gesellschaftlichen Drucks und zur Durchführung von Zwangsmaßnahmen reichen - eine Problematik, auf die wir in diesem Bericht wiederholt zurückkommen werden.

Wo immer und wann immer es möglich ist, sollte unser Wissen dafür eingesetzt werden, alle Kinder lebensstüchtig zu machen, so daß sie frei von ernsten geistigen oder physischen Schäden leben können und nicht durch Fehlernährung und schlechte Bildungschancen an der vollen Entfaltung ihrer Fähigkeiten gehindert werden.

A. Ein Fallbeispiel

Welche Richtlinien wir auch immer aufstellen mögen - genetische Probleme sind zutiefst persönliche Probleme und stehen oft im Widerstreit zu unseren Werten und Gefühlen. Am folgenden Fall-

Abzugs-Nr. 0011

beispiel soll eine Situation aufgezeigt werden, die mangels greifbarer Lösungen bei genetischen Problemen zum Nachdenken über ethische und psychologische Konflikte anregen soll, die der Entscheidungsprozeß in sich birgt. Es soll damit nicht gesagt sein, daß es sich um einen "typischen" Fall handelt - fast jeder Fall ist ganz besonders gelagert und einmalig.

Eine 32 Jahre alte Ehefrau stellt fest, daß sie zum dritten Mal schwanger ist. Vor mehreren Jahren ging aus dieser Ehe ein Kind hervor, daß mit drei Jahren starb. Die Diagnose lautete auf Cooley's Anämie, eine erbliche Blutkrankheit, die in vielen Fällen noch vor der Pubertät zum Tode führt. Bei dem zweiten Kind ist kürzlich die gleiche Krankheit festgestellt worden. Die Frau ist im dritten Monat schwanger. Beide Eheleute kommen aus gläubigen Familien, in denen eine Schwangerschaftsunterbrechung grundsätzlich abgelehnt wird. Zudem ist der Wunsch nach Kindern bei beiden Ehepartnern stark ausgeprägt. Beide stammen aus großen Familien, in denen das Familienleben, und das bedeutete auch mehrere Kinder, eine große Rolle spielte. Die Geschwister beider Ehepartner haben kinderreiche Familien - die Kinder stehen im Mittelpunkt des Familienlebens. In ihrer Weltanschauung spielt das "eigene Fleisch und Blut" eine große Rolle - im natürlichen Kindersegen liegt für sie weitgehend der Sinn der Geschlechtlichkeit.

Im Gespräch mit einem Berater haben sich folgende Möglichkeiten herauskristallisiert:

Bei Fortsetzung der Schwangerschaft besteht ein Risiko von 1:4, daß das Kind ebenfalls krank sein wird. Das bedeutet, daß auch bei bester elterlicher und ärztlicher Fürsorge mit dem Tode vor der Pubertät zu rechnen ist. Beide Eltern haben den Tod des 1. Kindes nur schwer überwinden können. Die Mutter litt fast ein Jahr lang an Depressionen, von denen sie sich erst durch die neue Schwangerschaft ganz erholte.

Die Schwangerschaftsunterbrechung ist mit der religiösen Überzeugung des Paares unvereinbar. Sie würden an schweren Schuldgefühlen leiden, sollten sie sich zu diesem Schritt gezwungen sehen. Sie lassen durchblicken, daß sie es gern sähen, wenn ihnen zu diesem Schritt geraten würde, denn selbst könnten sie die Verantwortung für die "Tötung des eigenen Kindes" nicht tragen. Sie befürchten, sich nie von dem Gefühl befreien zu können, daß aus der abgebrochenen Schwangerschaft ein gesundes Kind hätte hervorgehen können. Und sie glauben, daß diese Entscheidung gleichzeitig eine Entscheidung wäre, keine eigenen Kinder mehr zu haben.

Die Adoption bedeutet für sie, ein Kind großzuziehen, das nicht von eigenem Fleisch und Blut ist. Im Bekanntenkreis hat es noch keine Adoption gegeben, und niemand hat sich bisher positiv über die Adoption geäußert. Die Auffassung, daß adoptierte Kinder die "böse Saat" verbotenen Geschlechtsverkehrs sind, ist in ihrem Milieu weit verbreitet. Die Mutter ist sich nicht sicher, ob sie ein fremdes Kind lieben könnte.

Träger des Krankheitsverursachers, des rezessiven Gens, ist der Ehemann. In einem Gespräch unter vier Augen, daß die Ehefrau ohne Wissen ihres Mannes führt, erwähnt sie heterologe Insemination als eine Möglichkeit, den Erbschaden bei ihren Kindern zu vermeiden. Der Ehemann ist eifersüchtig und nicht sehr selbstsicher.

Abzugs-Nr. 0011

Sie wagt deshalb nicht, mit ihm darüber zu sprechen, weil sie sich vor seiner Reaktion fürchtet. Sie möchte wenigstens die eigenen Erbanlagen an die Kinder weitergeben, doch glaubt sie bei heterologer Insemination Ehebruch zu begehen. Sie befürchtet, sich zu einem anderen Mann hingezogen zu fühlen, bzw. durch Gedanken an den biologischen Vater ihrer Kinder emotional belastet zu werden.

Eine solche Fallstudie verdeutlicht, daß gerade bei Entscheidungen im genetischen Bereich eine ganze Reihe von Faktoren ins Spiel kommen. Da müssen sachliche und genaue Informationen zur Verfügung gestellt werden; die Gefühle der Eltern müssen in ihrer Bedeutung erkannt und berücksichtigt werden, auch wenn sie von den Beratern und Experten nicht geteilt werden; es stellen sich grundlegende ethische Fragen, die vielleicht im Widerspruch zu den überkommenen Werten stehen; die Beziehungen zwischen den Ehepartnern selbst und zwischen ihnen und ihren Verwandten spielen eine Rolle; Die Gesellschaft und die soziale Gruppe, in denen die Familie lebt, stellen bestimmte Erwartungen und schließlich muß die Familie auch ihre religiösen Traditionen und Bindungen im Lichte dieser Entscheidung neu überprüfen. Da all diese Faktoren und ihr Zusammenspiel bei der Entscheidungsbildung berücksichtigt werden müssen, kann eine Antwort auf die Frage der ratsuchenden Familie nicht oberflächlich oder dogmatisch gegeben werden. Die Fragen im Zusammenhang mit dem vorstehenden Fallbeispiel sind daher charakteristisch für all die Fragen, die im allgemeinen aufgeworfen werden, wenn eine Familie die Möglichkeiten der neuen genetischen Verfahren in Betracht zieht.

B. Leid durch genetische Störungen: Verhütung - Akzeptieren
- Verteilung der Belastung

Einer der Gründe, die für eine Reduktion genetischer Schäden sprechen, ist die damit verbundene Minderung menschlicher Leiden. Zwar sind Leiden ein unabwendbarer Aspekt des menschlichen Daseins, doch können sie in vielen Fällen gelindert, wenn nicht gar verhütet werden. Auch genetische Schäden verursachen Leid - durch physische und geistige Einschränkungen, die sie dem Kranken auferlegen und die ihm auch sein Leben verkürzen können, wie auch durch daraus resultierende physische, psychische und finanzielle Belastungen für andere. Die Familie, die Ärzte und die Gesellschaft sollten bestrebt sein, Leiden dieser Art auf ein Minimum einzuschränken, wo immer es ohne einen Verstoß gegen moralische Werte möglich ist.

Aber Leiden zu verhüten ist nicht der einzige Orientierungswert; ganz abgesehen davon, daß Leiden gelegentlich unabwendbar und auch nicht zu lindern sind, können sie läuternd wirken. Wir wissen, daß nach der religiösen Tradition Leid stark machen, aber auch beugen kann. Es eröffnen sich dem Menschen neue Dimensionen des Lebens, die ihm sonst verschlossen blieben. Geht man dem Leid zu oft aus dem Wege, büßt man seine Sensitivität ein, man hält den Leidenden für minderwertig und treibt ihn in die Isolation.

Gerade der christliche Glaube kennt verschiedene Aspekte menschlichen Leidens. Leid soll abgewendet, Kranke geheilt werden - wie Jesus von Nazareth es uns vorgelobt hat. Er suchte die Gemeinschaft mit den Leidenden, und er erkannte die Gnade, die

Abzugs-Nr. 0011

uns in den unabwendbaren Leiden des Lebens zuteil wird.

C. Das Verhältnis wissenschaftlichen Fortschritts zur Ethik

Die Kirche kann sich nicht auf Präzedenzfälle aus der Vergangenheit stützen, um Fragen zu beantworten, die früher nie gestellt wurden. Andererseits ist der wissenschaftliche Fortschritt kein Maßstab dafür, was menschenwürdig und erstrebenswert ist. Ethische Entscheidungen auf wissenschaftlichem Neuland setzen voraus, daß die Möglichkeiten der Wissenschaft erkannt und von Menschen und Gemeinschaften dienstbar gemacht werden, die ihre eigenen innersten Überzeugungen von der Wesensart des Menschen und vom Schicksal achten. Ein gesundes ethisches Urteil in diesen Dingen ist ohne wissenschaftliche Sachkenntnis nicht möglich, doch die Wissenschaft dient uns nicht nur zum Guten.

Im Verlauf dieses Berichts werden noch eine ganze Reihe von Beispielen gegeben, die auf das Zusammenspiel von Wissenschaft und Ethik hinweisen. Eine ethisch verantwortliche Entscheidungsbildung verlangt genaueste Sachkenntnis der neuen wissenschaftlichen Möglichkeiten, die aber noch nicht die Frage beantwortet, welche dieser Möglichkeiten menschlich gesehen wünschenswert sind. Bei einer solchen Entscheidungsbildung müssen die Risiken mit einer optimalen Präzision abgetastet werden, und selbst dann ist noch nicht entschieden, welche dieser Risiken sittlich gerechtfertigt werden können. Bei einigen Entscheidungen müssen persönliche Freiheit und gesellschaftliche Ziele ausbalanciert werden oder unmittelbare Vorteile und spätere Folgen; und auch hier trägt wissenschaftliches Wissen zwar zur Bildung einer reifen Entscheidung bei, kann aber die jahrhundertealten Fragen nicht vollständig beantworten. Wenn wir die Frage stellen sollten, welches kranke Leben lebenswert ist und welches nicht, dann muß unsere Kenntnis der Krankheiten wissenschaftlich exakt sein - und doch bleibt die Frage, was wir unter menschlichem Leben verstehen. Wenn wir zu entscheiden suchen, ob der Fötus in seinen verschiedenen Entwicklungsphasen eine unverletzliche menschliche Würde hat, dann werden uns wissenschaftliche Daten bei der Beantwortung dieser Frage behilflich sein, doch kann Wissenschaft allein die menschliche Würde nicht definieren.
(Dem Text folgen zwei Beispiele.)

Ein weiteres Beispiel ist das Verhältnis des augenblicklichen Nutzens zu einem eventuell langfristig erwachsenden Schaden. Durch die Amniozentese und den selektiven Abort können Eltern die Geburt von erblich geschädigten Kindern verhüten, sofern diese Schäden pränatal diagnostizierbar sind; doch wird nach dem Abort ein Kind geboren, das zwar nicht selbst geschädigt ist, so kann es doch Träger der negativen Gene sein und die Last dieser Gene in der Bevölkerung vergrößern, was ernste Komplikationen bei künftigen Generationen hervorrufen kann. Andererseits besteht aber auch die Wahrscheinlichkeit, daß künftige Generationen Heilmittel für heute noch unheilbare Gebrechen finden. Nutzen und Schaden für heutige und künftige Generationen abzuwägen, ist Sache der Wissenschaftler, sie ist ungewiß und stets revidierbar. Das Abwägen der heute gültigen gegen künftige Werte ist eine ethische Frage.

Anhand dieser Beispiele wird deutlich, daß weder Christen noch Humanisten die Fragen der Zukunft mit autoritären Antworten der Vergangenheit meistern können und daß menschenwürdige Entscheidungen wissenschaftliche Sachkenntnis nicht per se moralische Weisheit oder Feingefühl für menschliche Werte garantiert.

II. FÖTALDIAGNOSE UND SELEKTIVER ABORT

Wir wenden uns nun einem Verfahren zu, das erst durch die jüngsten Erkenntnisse auf genetischem und medizinischem Gebiet ermöglicht wurde. Gewisse Anomalien des Fötus führen zu spontanem Abort, wodurch dessen Entwicklung bis zum Stadium der Geburt verhindert wird. Doch nicht alle Anomalien führen zum spontanen Abort. Inzwischen können einige dieser Störungen durch Frühdiagnose am Fötus festgestellt und der Abort künstlich herbeigeführt werden. Die Frage, um die es hier geht, ist die ethische Vertretbarkeit eines solchen Vorgehens.

A. Kriterien für verantwortungsvolle Entscheidungen

Um eine Entscheidung über die Fötaldiagnose und eine eventuelle Schwangerschaftsunterbrechung treffen zu können, ist ein breites Spektrum genetischer Störungen zu berücksichtigen, das von schwersten, nicht lebensfähigen Fällen bis zu geringfügigen Auswirkungen reicht. Für die Beurteilung der Lebenschancen des werdenden Kindes muß eine ganze Reihe von Kriterien beachtet werden.

Die wichtigste Rolle dürfte fraglos die Tragweite der jeweiligen Anomalie spielen. Weitere Kriterien sind die Verfügbarkeit wirksamer Behandlungsmöglichkeiten sowie das Wohl der Familie und der Gesellschaft.

Es wäre theoretisch möglich, ein Spektrum genetischer Schäden zusammenzustellen, das von den für ein sinnvolles menschliches Leben destruktivsten Krankheiten bis hin zu den harmlosesten Defekten reichen würde. Auf einer Seite stünden Krankheiten, die manche Eltern davon überzeugen würden, daß sie nicht nur ein Recht, sondern eine moralische Pflicht haben, den Abort herbeizuführen. Auf der andern Seite rangierten jene, die aus ethischen Gründen kaum einen Abort rechtfertigen würden. Dazwischen aber lägen die zahllosen problematischen Fälle. Tatsächlich jedoch kann ein solches Spektrum aus zwei Gründen nicht erstellt werden. Und zwar einmal, weil sich das Wissen über Krankheiten und deren Behandlung und damit auch die Einstufung dieser erblichen Störungen im Spektrum ändert, und zum andern, weil genetische Störungen nicht getrennt werden können von der physischen und der sozialen Umwelt, in denen sie auftreten, und die Beurteilung ihrer Gefährlichkeit daher von Kontinent zu Kontinent, ja sogar von Familie zu Familie variieren kann. Diese Gründe wie auch die Schwankungen des Moralverständnisses von Gesellschaft zu Gesellschaft und von Familie zu Familie machen eine Katalogisierung der genetischen Störungen anhand der Indikation einer Fötaldiagnose und des selektiven Aborts unmöglich.

Wir stellen fest, daß der Entschluß zur Fötaldiagnose mit nachfolgendem Abort ein schwerwiegender Entschluß ist, denn obwohl der Fötus im Augenblick noch abhängig ist, hat er eine eigenständige Existenz als Mensch zu erwarten, ausgenommen die Fälle von Gehirn-

Abzugs-Nr. 0011

losigkeit, in denen der Fötus zwar bis zum Ende der Schwangerschaft wachsen kann, jedoch die Trennung vom Uterus nicht überlebt. Der Entschluß, den Fötus dieser Erwartung zu berauben, basiert auf der Annahme, daß der durch die Geburt entstehende Schaden schwerer wiegt als der zu erwartende Nutzen.

Eltern, die vor einem solchen Entschluß stehen, sollten unter anderen folgende Kriterien berücksichtigen:

1. Den Grad des genetischen Schadens und seine Auswirkungen auf die Chancen für ein sinnvolles Leben; oder die Wahrscheinlichkeit eines frühen Todes (auf den sich manche Eltern noch eher gefaßt machen wollen, als daß sie einer Abtreibung zustimmen);
2. die physischen, emotionellen und wirtschaftlichen Folgen für die Familie (Eltern und Geschwister) und für die Gesellschaft;
3. das Vorhandensein geeigneter ärztlicher Fürsorge sowie geeigneter Bildungs- und anderer Einrichtungen;
4. die Zuverlässigkeit von Diagnosen oder die Vorausssehbarkeit eines Durchbruchs der fraglichen genetischen Störung, und zwar sowohl im Hinblick auf den Schweregrad als auch auf die Variabilität der Symptome;
5. die Erkenntnis, daß ein in bestimmter Hinsicht erblich Geschädigter auf anderen Gebieten überlegen sein und somit seinen Schaden durch die Entfaltung anderer Fähigkeiten oder Talente ausgleichen (in manchen Fällen sogar überkompensieren) kann;
6. die Anhäufung schädlicher Gene in der Bevölkerung durch Fortpflanzung seiner Träger.

B. Die Rolle der Eltern und der Fachwelt

Es fällt schwer, sich zur Fötaldiagnose und zum Abort zu entschließen, nicht nur auf Grund der Vielschichtigkeit der Problematik, die - wie bereits erwähnt - berücksichtigt werden muß, sondern weil es um Leben und Tod, um Gesundheit und Leiden geht. Es handelt sich um eine zutiefst persönliche Entscheidung, die nicht ausschließlich rational zu bewältigen ist, sondern in hohem Maße die Gefühle und Empfindungen, das Selbstverständnis von Mann und Frau sowie deren gegenseitige Beziehungen berührt.

DIE ENTSCHEIDUNG ZUR FÖTALDIAGNOSE UND ZUM ABORT IST WIE ALLE SCHWERWIEGENDEN ENTSCHEIDUNGEN LETZTLICH VOM EINZELNEN NACH BESTEM WISSEN UND GEWISSEN ZU TREFFEN; DIE BESTE ORIENTIERUNGSHILFE DAFÜR IST UNSERES ERACHTENS DAS PRINZIP DER VERANTWORTLICHEN ELTERN SCHAFT. MIT ANDEREN WORTEN, DIE ENTSCHEIDUNG WIRD DEN ELTERN ÜBERLASSEN UND SOLLTE VON IHNEN NACH REIFLICHER ÜBERLEGUNG UND BERÜCKSICHTIGUNG VERSCHIEDENER FAKTOREN GETROFFEN WERDEN! IHRE ENTSCHEIDUNG SOLLTE NATÜRLICH NACH FACHBERATUNG DURCH EINEN FÜR GENETISCHE BERATUNG ZUSTÄNDIGEN ARZT ODER EINEN ANDEREN GENETISCHEN BERATER UND - FALLS ERWÜNSCHT - NACH BERATUNG MIT DEM GEISTLICHEN BEISTAND, DER FAMILIE UND FREUNDEN ERFOLGEN. ZUDEM ERSCHEINT ES UNS UNFAIR, DIE LAST DER ENTSCHEIDUNG ALLEIN DEN ELTERN UND BERATERN ZU ÜBERLASSEN: HIER SOLLTE VON STAATLICHER SEITE VERANTWORTUNG ÜBERNOMMEN, DIE DAMIT VERBUNDENEN ETHISCHEN UND SOZIALEN ASPEKTE ÜBERPRÜFT UND INFORMATIONSMATERIAL ALS ENTSCHEIDUNGSHILFE ZUSAMMENGESTELLT WERDEN: (siehe IV.D. u. VI.) DOCH WIE IN ALLEN FRAGEN, DIE DIE FAMILIE UND DIE KINDERERZIEHUNG BETREFFEN, MUSS DIE LETZTE ENTSCHEIDUNG BEI DEN ELTERN LIEGEN.

Abzugs-Nr. 0011

C. Prioritäten und Kosten

Im Zusammenhang mit dem Thema Fötaldiagnose und Abort muß auch von Prioritäten und Kosten gesprochen werden. Eine überwiegend ethisch orientierte Welt würde für ärztliche Versorgung mehr Mittel zur Verfügung stellen und ihre Ausgaben für destruktive und verschwenderische Aktivitäten einschränken. Um der Gerechtigkeit willen ist eine Neuverteilung erforderlich. Doch wie immer die Welt der Zukunft sich gestalten mag, die zur Linderung menschlicher Not verfügbaren Mittel werden stets zu knapp sein. (siehe auch VI.).

Sogar in fortschrittlichen Ländern kann gegenwärtig die Fötaldiagnose nur in begrenztem Umfang - in Entwicklungsländern kaum - durchgeführt werden, denn das Verfahren ist außerordentlich kostspielig, sowohl in finanzieller als auch in personeller und technischer Hinsicht. Es ist nicht zu erwarten, daß sich die Lage in absehbarer Zeit ändern wird, obwohl mit geringen Kostenersparnissen zu rechnen sein mag. Eine Entscheidung darüber, dieses Verfahren weiteren Kreisen zugänglich zu machen, hängt davon ab, ob ihm im Vergleich zu anderen dringlichen medizinischen und sozialen Bedürfnissen Priorität zuerkannt werden kann. Allerdings darf in einer Kosten- und Prioritätenberechnung nicht die Tatsache außer Acht gelassen werden, daß auch der Unterhalt genetisch Geschädigter, deren Schäden durch Fötaldiagnose festgestellt werden könnten, kostspielig ist.

Viele Gesellschaften betrachten die bloße Diskussion dieser Frage bereits als ein Zeichen dafür, daß die Kluft zwischen den hoch technologisierten Gesellschaften und der übrigen Welt immer größer wird. Ethische Entscheidungen zu diesem Fragenkomplex müssen daher vor dem Hintergrund der in der Welt herrschenden maßlosen Ungerechtigkeit getroffen werden.

III. GENKORREKTUR

Unter Genkorrektur versteht man die Behandlung genetischer Schäden. Bisher beschränkte man sich im allgemeinen auf die Linderung der Symptome bei Kindern und Erwachsenen. Heute werden Methoden entwickelt, die eine Korrektur bereits vor der Geburt ermöglichen.

Mit zunehmendem Wissen geht die ordentliche Medizin immer mehr von der bloßen Behandlung auftretender Symptome zur Behandlung ihrer Ursachen über. Bei genetischen Krankheiten ist die Ursache letztlich immer in einem oder mehreren defekten Genen zu suchen. Die Gene haben die Aufgabe, die Produktion bestimmter Proteine zu kontrollieren. So hat normalerweise jeder Mensch Gene, die darüber wachen, daß in den roten Blutkörperchen normales Hämoglobin produziert wird. In Fällen, wo ein Gen oder mehrere Gene defekt sind, wird abnormes Hämoglobin produziert mit dem Resultat, daß der Träger dieser Gene an Anämie leidet. Andere Gene wiederum kontrollieren die Produktion von Enzymen, die zur normalen geistigen Entwicklung erforderlich sind. Defekte Gene dieser Art verursachen geistige Retardierung, z.B. im Falle der Phenylketonurie. Eine Behandlung kann durch Proteingaben erfolgen (z.B. bei Diabetikern Insulingaben) oder in naher Zukunft auch durch den Versuch, das defekte Gen gegen ein gesundes auszutauschen. Grundsätzlich besteht von ethischen Standpunkt aus, genau wie in der ordentlichen Medizin, kein Unterschied zwischen der Ursachenbehandlung, in diesen Fall der Behandlung des kranken Gens, und der Symptombehandlung; der Unterschied liegt lediglich darin, daß die biochemische Behandlung von

Abzugs-Nr. 0011

der Euphänik (Beeinflussung des Phänotypus) auf die Eugenik (Beeinflussung des Genotypus) verlagert wird. Die Behandlung bleibt nach wie vor eine biochemische, wirft nun jedoch eine Reihe ethischer Fragen auf.

(a) Beim Austausch defekter Gene könnten Viren als Träger des intakten Gens eingesetzt werden. Ein solches Verfahren wäre der Impfung vergleichbar, wo beispielsweise gegen Pocken und Kinderlähmung auch Viren eingesetzt werden. Die Entwicklung und Anwendung des Impfverfahrens war und ist auch heute noch mit gewissen Risiken verbunden, die den meisten Menschen ethisch akzeptabel erscheinen, da der Nutzen für die Gesamtbevölkerung weitaus größer ist als mögliche Schäden. WENN ES MÖGLICH WIRD, DAS DEFECTE GEN MIT HILFE EINES VIRUS ALS TRÄGER DES NORMALEN GENS AUSZUTAUŠCHEN, DANN DÜRFTE UNTER HINWEIS AUF DAS IMPFVERFAHREN AUCH DIESE METHODE ANNEHMBAR ERSCHEINEN.

(b) Eine neue Methode zur Linderung genetischer Krankheiten wird bereits praktiziert: Ist bekannt, daß der Vater Träger eines defekten Gens ist, das ernste Schäden hervorruft, wird gelegentlich heterologe Insemination vorgenommen. Einige unter uns betrachten die heterologe Insemination als ethisch vertretbar, sofern sichergestellt ist, daß die daraus hervorgehenden Kinder als ehelich anerkannt werden. Die Gesetzgebung wäre, falls erforderlich, in diesem Sinne zu novellieren. Die Verfechter der heterologen Insemination sind der Ansicht, daß die Herkunft der Spermien von untergeordneter Bedeutung ist und daß Liebe, Ernährung und Pflege der Kinder die wesentlichen Elemente der Elternschaft sind; andere wiederum deuten das christliche Prinzip der Unauflösbarkeit der Ehe und den Zeugungsakt dahingehend, daß die heterologe Insemination als sittlich unvertretbar ausgeschlossen ist. Viele fühlen sich moralisch verunsichert und würden auf die heterologe Insemination nur unter Schuldgefühlen zurückgreifen. WIR EMPFEHLEN, DIE ETHISCHEN ASPEKTE DIESER FRAGE IN EINEM ÖKUMENISCHEN RAHMEN WEITER ZU UNTERSUCHEN.

(c) Ist die Mutter Träger eines debilitierenden Gens, so kann eine weitere Methode zur Verhütung der Geburt genetisch kranker Kinder angewendet werden, und zwar bringt man die unbefruchtete Eizelle einer Spenderin in den Mutterleib ein, die dann durch den Ehepartner normal befruchtet werden kann. Diese Methode ist der künstlichen Befruchtung in vieler Hinsicht verwandt, und sie ist aus ethischer Sicht ebenso umstritten. WIR EMPFEHLEN, DEN ETHISCHEN ASPEKTEN DIESER FRAGE IN EINEM ÖKUMENISCHEN RAHMEN WEITER NACHZUGEHEN!

(d) Experimentelle Studien an menschlichen Embryo. Die Eizelle des Menschen ist zur Zeit des Eisprungs kleiner als ein Stecknadelkopf. Sie behält annähernd diese Größe während der ersten fünf Tage nach der Befruchtung, und während des frühen Entwicklungsstadiums als winziger Zellball, bis sie sich im Uterus festsetzt. Durch ein intensives Studium dieses frühen Entwicklungsstadiums könnten wertvolle Erkenntnisse gewonnen werden, u.a. auch über den Ursprung verschiedener genetischer Störungen und über neue Behandlungsweisen. Ca. 30 Tage nach der Befruchtung beginnen sich die Organe im Fötus zu bilden und wachsen in den folgenden Tagen, bis Kopf, Körper und Glieder in rudimentären Formen erkennbar sind. ES IST DRINGEND ERFORDERLICH, DER FRAGE NACHZUGEHEN, WELCHE RECHTE EMBRYOS ODER FÖTUSSE IN DIESEM STADIUM UND IN SPÄTEREN ENTWICKLUNGSSTADIEN ERLANGEN.

Weitere wertvolle Informationen könnten auch durch Behandlung von Embryos aus der Retorte und abortierten Fötussen mit Arzneimitteln und anderen Präparaten gewonnen werden. Es wäre auf diese Weise vielleicht sogar feststellbar, wie Chromosomenanomalien entstehen (beispielsweise die Anomalie, die das Down Syndrom verursacht). Solche Informationen könnten die Grundlage zur Entwicklung einer prophylaktischen Behandlung gegen derartige genetische Schäden am Fötus bilden.

Unseres Erachtens bestehen keine Bedenken gegen die Verwertung des Zellgewebes abgestorbener Fötusse. Doch Experimente an lebenden Fötussen werfen Fragen auf, über die im Forum zum gegenwärtigen Zeitpunkt keine Einigung erreicht werden konnte. Einige unter uns lehnen sie auf Grund der Unantastbarkeit des menschlichen Lebens in allen seinen Stadien ab. Andere geben zu bedenken, daß ein potentiell schmerzempfindlicher menschlicher Fötus nicht gequält werden dürfe und weisen auf die Gefahren des Mißbrauchs bei der Beschaffung von Fötussen hin. Eine andere Gruppe hat zwar keine grundsätzlichen Bedenken, weil solche Fötusse ohnehin keine Überlebenschance haben und ihre Verwendung zu experimentellen Zwecken für die Menschheit nutzbringend wäre, setzt jedoch voraus, daß (a) der Fötus noch nicht das Stadium erreicht hat, in dem er unabhängig von der Mutter lebensfähig wäre - wann dieses Stadium erreicht ist, bedarf von Zeit zu Zeit einer Überprüfung - und (b) für strenge Überwachung der Verfahren gesorgt wird.

Die gezielte Kultivation menschlicher Embryos, die für experimentelle Zwecke verwandt und wieder getötet werden, wirft weitere Fragen auf, die teils im Zusammenhang mit den Gefahren des Mißbrauchs stehen und teils mit der Unantastbarkeit des menschlichen Lebens. Eine Einigung über die ethische Vertretbarkeit solcher Experimente ist uns nicht möglich. WIR BEFÜRWORTEN DAHER EINE VERTIEFUNG DER STUDIEN ÜBER DIE BEDEUTUNG DER UNANTASTBARKEIT MENSCHLICHEN LEBENS IN DIESEM BESONDEREN KONTEXT.

IV. GENETISCHE BERATUNG

In einem weit gefaßten Verständnis kommen der genetischen Beratung mindestens zwei Hauptaufgaben zu: Aufklärung der Öffentlichkeit und persönliche Beratung des Einzelnen. Die Weltgesundheitsorganisation bezeichnet das erstere als "Gesundheitsbeziehung" und das zweite spezifischer als "genetische Beratung".

Die wirksamste Methode zur Bewältigung der Aufklärungsarbeit in der Öffentlichkeit ist eine Informationskampagne großen Stils unter Inanspruchnahme aller verfügbaren Medien. Dabei wären genetische Probleme genereller Art aufzugreifen sowie erblich bedingte Schäden, die für bestimmte ethnische Gruppen von besonderer Bedeutung sind. Ein solches Vorgehen würde dazu beitragen, ein Meinungsklima zu schaffen, das dem Abbau von Vorurteilen gegenüber Trägern mutierender oder abnormer Gene und gegenüber Erbkranken, die ja im allgemeinen von ihrer Umwelt gemieden werden, dienlich wäre. Wird diese Aufklärungsarbeit im Rahmen einer gemeinschaftsbezogenen Gesundheitsfürsorge (heilende und vorbeugende Medizin, Familienplanung, Gesundheitserziehung) durchgeführt, so dürfte das jetzt noch den Erbkrankheiten anhaftende Stigma sicherlich abgebaut und der einzelne ermutigt werden, fachliche Beratung zu suchen.

Die Einzelberatung in genetischen Fragen greift die Besonderheiten jedes einzelnen Falles aus medizinischer, psychologischer, finan-

Abzugs-Nr.: 0011

zieller, sozialer und ethischer Sicht auf. Informationen, die im Rahmen der Aufklärungskampagne vielleicht schon vermittelt wurden, sollen aufgefrischt, erweitert und auf den Einzelfall bezogen werden.

Die allgemein-informative Komponente der genetischen Beratung dient in erster Linie der Aufklärung und damit gleichzeitig der Meinungsbildung im Entscheidungsprozeß. Es ist daher wichtig, daß die Kirchen in ihrer lehrenden Kapazität Interesse zeigen, genetische Informationen in einer Art und Weise zu verbreiten, die zum Nutzen der gesamten Menschheit ist, ohne jedoch dabei die Belange des einzelnen zu gefährden.

In ihrer persönlichen Komponente zielt die genetische Beratung darauf ab, dem einzelnen, bzw. der Familie durch Information eine Entscheidungshilfe zu geben, ohne jedoch die Ratsuchenden in unangemessener Weise zu beeinflussen. Auch hier sehen wir ein Aufgabengebiet für die Kirchen, da das Wohl des Einzelnen ja in ihrem Interesse liegt. Der vorliegende Bericht widmet sich in erster Linie der persönlichen Komponente dieser Beratertätigkeit, da diese Frage ganz besonders den Kompetenzbereich des Forums entspricht. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß die allgemein-informative Komponente beratender Aufgaben von untergeordneter Bedeutung ist.

A. Zielgruppen der Beratung

Es gibt mindestens vier Personengruppen, die aus der genetischen Beratung Nutzen ziehen könnten.

1. Mehr als die Hälfte der Ratsuchenden sind Eltern, die bereits ein Kind mit Mißbildungen oder anderen Schäden haben, die eventuell auf genetische Defekte zurückzuführen sind. Sie möchten wissen, ob sie bei weiteren Kindern mit den gleichen Symptomen rechnen müssen und welche Maßnahmen sie zur Behandlung des schon vorhandenen Kindes treffen können.
2. Weniger häufig kommt es vor, daß ein Erwachsener an sich selbst eine genetische Krankheit feststellt, z.B. Huntington Chorea, Porphyrie, Diabetes, Taubheit, Epilepsie - und wissen möchte, ob es sich tatsächlich um einen Erbschaden handelt und ob dieser auch bei seinen Kindern auftreten würde.
3. Gelegentlich erinnern sich junge Paare während einer Schwangerschaft an Verwandte, bei denen Erbschäden aufgetreten sind, und möchten Näheres über die fragliche Krankheit wissen und auch ob sie selbst und/oder ihre Kinder mit einer Schädigung rechnen müssen. Vetter und Cousins, die an eine Heirat denken, bilden eine wichtige Sondergruppe, weil die hier auftretenden Gefahren unterschiedslos übertrieben worden sind.
4. In letzter Zeit ist durch die Einführung genetischer Reihenuntersuchungen und Massentests den Beratungsstellen ein neuer Personenkreis zugeführt worden, nämlich Träger dominanter oder rezessiver Gene, die Erbkrankheiten wie Sichelzellenanämie, Porphyrie oder das Tay-Sachs-Syndrom hervorrufen. Sie wollen sich über diese Erbkrankheiten und deren Erbllichkeit informieren, sowie über die Frage, ob sie selbst mit geschädigten Kindern rechnen müssen.

In den zwei letztgenannten Gruppen besteht oft unnötige Sorge, denn in vielen Fällen ist die Wahrscheinlichkeit für einen Durchbruch der Krankheit sehr gering. Durch Aufklärungsarbeit kann hier weitgehend Abhilfe geschaffen werden. Oft rufen genetische Schäden der

Kinder bei den Eltern schwere Schuld- und Minderwertigkeitsgefühle hervor, und die Verbreitung von Informationsmaterial über genetische Fragen berührt daher immer ein emotionelles Spannungsfeld. Deshalb ist im Rahmen der Beratung Vorsorge dafür zu treffen, daß die eventuelle Notwendigkeit für psychologische Hilfe erkannt und diese auch gewährt wird. Es kann vorkommen, daß sich die Eltern eines geschädigten Kindes gegenseitig dafür verantwortlich machen und so die Zerrüttung der Ehe riskieren. Ein solches Verhalten mag einerseits auf die emotionelle Konstitution der Ehepartner zurückzuführen sein, andererseits aber auch das eheliche Verhältnis als solches reflektieren. Wie dem auch sei, durch ein wirksames Aufklärungsprogramm und entsprechende psychologische Betreuung wären solche Schwierigkeiten zu überwinden oder zumindest teilweise abzubauen.

B. Zweck der Beratung

In allgemeinen bestimmt die Zielsetzung eines genetischen Programms auch die Art und Weise seiner Durchführung, die alle entscheidenden Faktoren, d.h. psychologische, soziale und ethische, berücksichtigen sollte. Wird die Beratung im medizinischen Rahmen oder in dem der Gesundheitsfürsorge durchgeführt, dann sollte sie auf den Patienten oder Ratsuchenden zugeschnitten sein. Der Berater muß in erster Linie um das Wohl des Ratsuchenden bemüht sein. Ist das nicht der Fall, so muß dieser in voraus entsprechend informiert werden. Die Beratung kann in folgenden Fällen von Nutzen sein:

1. In Fragen der Eheschließung: auf Grund der erhaltenen Informationen wird es den jungen Menschen leichter fallen, sich bei der Wahl des Partners richtig zu entscheiden.
2. Bei der Familienplanung: durch Aufklärung von Einzelpersonen oder Ehepaaren wird erreicht, daß sie bei der Planung ihrer Familie, vor allem in bezug auf eigene Kinder, richtig entscheiden; Eltern geschädigter Kinder sind darüber aufzuklären, wie groß das Risiko bei der Geburt weiterer Kinder ist, daß sie mit der gleichen Erbkrankheit oder anderen Schädigungen zur Welt kommen; Aufklärung für Erbkrankte, inwieweit sie bei ihren Kindern mit der gleichen Schädigung rechnen müssen.
3. Folgen für Familie und Gesellschaft: Beratung der Eltern bei der Planung der Fürsorge und Pflege geschädigter Kinder, sowie Unterstützung im Eingliederungsprozeß des geschädigten Kindes in Familie und Gesellschaft.
4. Während der Schwangerschaft: Information für ratsuchende Mütter über mögliche Risiken bei bestimmten ererbten oder genetisch bedingten Krankheiten, z.B. kann der Fötus bei älteren Frauen (über 38) Chromosomenstörungen aufweisen, die in utero diagnostizierbar sind.
5. Zur Beseitigung von Schuld- und Minderwertigkeitsgefühlen der Ehepartner durch exakte Informationen und ausführliche Erklärungen.

C. Richtlinien für genetische Beratung

Es gibt viele Methoden der genetischen Beratung, doch werden die besten Ergebnisse erzielt, wenn das Wohl des Ratsuchenden in Vordergrund steht und folgende Richtlinien beachtet werden:

1. Alle Formen der genetischen Beratung müssen auf einer genauen Diagnose der fraglichen Krankheitssymptome basieren. Der Berater ist nicht nur verpflichtet, sich Gewißheit darüber zu verschaffen, daß er es tatsächlich mit einem Erbschaden zu tun hat, sondern auch darüber, ob der Modus der Vererbung korrekt dargestellt worden ist, denn ein und dieselbe oder eine ähnliche Anomalie kann auf ganz verschiedenen Wegen weitervererbt werden. Berater müssen zwar nicht ausgebildete Ärzte sein, da jedoch eine korrekte Diagnose Voraussetzung für eine gute genetische Beratung ist, ist der medizinische Rahmen für diese Arbeit am geeignetsten, da dort die Zusammenarbeit mit einem kompetenten Arzt, bzw. eine Tätigkeit unter seiner Leitung gegeben ist; Ausnahmen von dieser Regel sollten nur in ganz einfach gelagerten und problemlosen Fällen gemacht werden. Am günstigsten erscheint die Integration der genetischen Beratung in die allgemeine Gesundheitsfürsorge der Gesellschaft und sollte jedermann nach Belieben zugänglich gemacht werden; der zuständige Arzt oder anderes geschultes Personal der Gesundheitsfürsorge sollte allerdings entsprechend für diese Arbeit vorbereitet sein. Da die genetische Beratung ein relativ neuer Sektor des öffentlichen Gesundheitsdienstes ist, ist für die genetischen Berater ein gewisses Maß an Fachschulung unerlässlich. Wo immer möglich, sollte die Beratung dort stattfinden, wo auch gleichzeitig die Möglichkeit diagnostischer und therapeutischer Maßnahmen besteht. Allerdings sollte in Entwicklungsländern oder Gebieten, in denen großer Ärztemangel herrscht und auch die diagnostischen und therapeutischen Möglichkeiten minimal sind, allen Mitarbeitern des Gesundheitsdienstes eine ausreichende Fachausbildung gewährt und dafür gesorgt werden, daß sie Patienten mit ernststen genetischen Störungen zur Untersuchung und Beratung an Fachärzte verweisen können.
2. Informationen über die jeweilige Situation sollen in klarer und einfacher Form gegeben werden. Herrscht in einigen Punkten Ungewißheit, so sollte besonders darauf hingewiesen werden. Jede Information muß unvoreingenommen und objektiv erteilt werden.
3. Das Beratungsverhältnis entspricht einem stillschweigenden Vertrag zwischen Berater und Ratsuchendem, wobei das Schwergewicht auf den Interessen des Ratsuchenden liegt, der auf Grund bestmöglicher Information seine eigene Entscheidung treffen muß. Im Entscheidungsprozeß sind die Interessen des Einzelnen, der Familie, der Gesellschaft und künftiger Generationen zu berücksichtigen. Da sich der Berater in der einmaligen Position befindet, den Ratsuchenden unwissentlich in seiner Entscheidung beeinflussen zu können, muß er stets bestrebt sein, ihn alle wichtigen Fakten darzulegen. Er muß darauf bedacht sein, nicht seine eigene Ansicht über persönliche, familiäre oder gesellschaftliche Fragen vorzutragen - es sei denn, sie sind deutlich als solche kenntlich gemacht.
4. Der Berater und hinzugezogene Fachkräfte müssen den Ratsuchenden dabei unterstützen, mit den sozialen und emotionellen Faktoren, die in seine Entscheidung hineinspielen, fertig zu werden.
5. Die Beratung als solche muß streng vertraulich gehalten werden. Weist die Diagnose darauf hin, daß Verwandte des Ratsuchenden ebenfalls der Gefahr einer ernststen Erbkrankheit ausgesetzt sind, muß sich der Berater um die Zustimmung des Ratsuchenden bemühen, wenn er mit diesen Verwandten über deren Hausarzt Kontakt aufnehmen will aus der Überlegung heraus, daß wir alle für das Wohl unseres Nächsten mitverantwortlich sind.

6. Berater müssen intelligent und feinfühlig sein, Einfühlungsvermögen und Einsatzbereitschaft besitzen und in der Beratungstechnik ausgebildet sein. Es muß ihnen in erster Linie um die Interessen und Rechte des Ratsuchenden gehen. Entsprechend geschulte Geistliche könnten als Berater auf diesem Gebiet einen wertvollen Beitrag leisten. Sie könnten speziell im Anschluß an die eigentliche Beratung tätig werden und dafür sorgen, daß die beratene Person die ihr gegebenen Informationen (besonders die Gefahreneinschätzung) versteht und richtig beurteilt.

D. Der Weg zu informierten Entscheidungen

Der Berater kann durch seine Arbeit dazu beitragen, daß Eltern und junge Ehepaare Art und Ausmaß genetischer Krankheiten besser verstehen. Es gibt eine erschreckende Vielfalt von Behinderungen, die ganz oder teilweise auf Erbfehler zurückzuführen sind.

Neben einem Überblick über Art und Ausmaß genetischer Krankheiten werden Menschen, die vor eine solche Entscheidung gestellt sind, auch statistische Angaben darüber suchen, wie groß ihr Risiko ist, ein Kind mit genetisch bedingten Schäden zur Welt zu bringen. Die Risikoquote schwankt von Fall zu Fall außerordentlich. (siehe auch IV.C.)

Faktoren, die in Entscheidungsprozeß zu berücksichtigen sind:

- Die biomedizinischen Faktoren des Krankheitszustandes und seine möglichen Folgen für die Familie, inklusive notwendige Pflege und deren voraussichtliches Resultat;
- finanzielle Folgen;
- genetische Faktoren, wie Erbmechanismus und Wahrscheinlichkeit des Auftretens einer Krankheit und deren Weitervererbung (es muß vor allem sichergestellt werden, daß der Ratsuchende erkennt, daß genetische Berechnungen nicht auf Gewißheit beruhen, sondern Wahrscheinlichkeitsrechnungen sind);
- voraussichtliche soziale Probleme und Konflikte sowie Auswirkungen auf den Genpool (siehe V.);
- mögliche emotionelle und psychische Folgen;
- Berücksichtigung aller Möglichkeiten der Fortpflanzung;
- Klärung ethischer und moralischer Konflikte;
- Möglichkeiten der vollständigen oder teilweisen Heilung; wenn realistische Aussichten hierauf bestehen, dann sollte die damit verbundene Hoffnung auch zum Ausdruck gebracht werden.

E. Einige unmittelbar auf die genetische Beratungssituation bezogene Elemente der christlichen Ethik

In der genetischen Beratung ist es unerlässlich, daß sich die Ratsuchenden darüber klar sind, welche Rolle ihr eigenes Gewissen bei einer sittlichen Entscheidung wie der bevorstehenden spielt. Es orientiert sich an der kirchlichen Lehre, in der die Person aufwächst und tritt nicht nur in eigenen Interesse in Funktion, sondern steht auch unter dem Einfluß der persönlichen Beziehungen zu anderen Personen und zu Gott; es bildet praktisch die Norm für jede sittliche Entscheidung.

Abzugs-Nr. 0011

Der Berater muß die Überzeugungen und Werte, die Einstellung und Gewissensfreiheit des Ratsuchenden vorbehaltlos respektieren, ihm gleichzeitig aber aktiv behilflich sein, die ihm offenstehenden Möglichkeiten zu erkennen und sich über die möglichen Folgen seiner Entscheidung Klarheit zu verschaffen.

Gegenüber Entscheidungen, die auf Grund genetischer Beratung zustandegekommen sind, sollte die Kirche dieselbe Nachsicht und dasselbe Mitgefühl zeigen, die Gott diejenigen entgegenbringt, die sich in Situationen befinden, in denen voraussehbar ist, daß - wie immer auch die Entscheidung ausfallen mag - mit erschütternden Konsequenzen zu rechnen ist. Wenn Menschen vor Situationen stehen, in denen keiner der möglichen Auswege ohne sittliche Konflikte gewählt werden kann, bzw. alle im Widerspruch zur kirchlichen Lehre stehen, dann sollte die Kirche die gnadenvolle Güte Gottes und sein Verständnis für die Menschheit reflektieren.

Der Berater soll dem Ratsuchenden christliches Verständnis entgegenbringen, vor allem dem Geprüften, Leidenden, den Armen und Schwachen und den Hilflosen und stets im Dienste der totalen Gesundheit aller Menschen stehen (siehe I.B.)

Die sehr schwierige Frage, wie der notwendige Respekt für genetisch Behinderte und die Pflege dieser Kranken zu vereinbaren sind mit der Verhütung weiterer Geburten von genetisch Behinderten, kann kaum befriedigend beantwortet werden, es sei denn im Kontext einer gut fundierten und gesunden Weltanschauung, die alle Dimensionen des menschlichen Lebens, auch die seelische, umfaßt. Hier ergibt sich für die Kirchen eine besondere Verantwortung: die Theologen sollten diese Fragen nicht nur durchdenken und Ratschläge erteilen - sie sollten auch lernen, nachzuempfinden, sowohl mit genetisch kranken Eltern als auch mit denen, die berufen sind zu helfen, denn nur so kann man neue Erkenntnisse gewinnen.

F. Empfehlungen

Auf Grund der obigen Überlegungen machen wir für die genetische Beratung folgende Empfehlungen:

1. DA DER ARZT IN DER GENETISCHEN BERATUNG UNBEDINGT EINE FÜHRENDE ROLLE SPIELT, IST ES UNERLÄSSLICH, AUF DEM GEBIET DER GENETIK FÜR EINE BESSERE AUSBILDUNG VON MEDIZINSTUDENTEN UND AUCH VON ANDEREN IM DIENSTE DER GESUNDHEIT STEHENDEN BERUFEN ZU SORGEN.

2. DA EINE KORREKTE DIAGNOSE VORAUSSETZUNG FÜR RICHTIGE GENETISCHE BERATUNG IST, EMPFIEHLT ES SICH, DIESE IN ZUSAMMENARBEIT ODER UNTER LEITUNG EINES KOMPETENTEN ARZTES ZU STELLEN, ES SEI DENN, ES HANDELT SICH UM DIE UNKOMPLIZIERTESTEN UND GÄNGIGSTEN ERBKRAKHEITEN.

3. VERTRETER DER KIRCHEN, ÄRZTE UND GENETIKER SOLLTEN GEMEINSCHAFTLICH FÜR EINE REGELMASSIGE VERÖFFENTLICHUNG GENETISCHEN INFORMATIONSMATERIALS ÜBER DEN NEUESTEN STAND DER ENTWICKLUNG AUF DEM GEBIET DER HUMANGENETIK SORGEN UND AUCH DIE ETHISCHEN PROBLEME AUFGREIFEN, DIE DURCH DIESE WEITERENTWICKLUNG AUFGEWORFEN WERDEN.

4. DA IM ALLGEMEINEN - OB NUN KURZ- ODER LANGFRISTIG - KONTINUIERLICHE HILFE GEWÄHRT WERDEN MUSS, SOLLTEN DIE GENETISCHEN BERATER MÖGLICHT IN DER LAGE SEIN, SICH EIN TEAM VON HILFSKRÄFTEN

Abzugs-Nr. 0011

TEN ZU SCHAFFEN, DEM VOR ALLEM ENTSPRECHEND GESCHULTES KIRCHLICHES PERSONAL ANGEHÖREN SOLLTE.

5. ES IST WICHTIG, DASS IN ALLEN FAMILIEN, DIE GENETISCH BERATEN WURDEN, LANGFRISTIGE NACHARBEIT GELEISTET WIRD - SOWOHL IN DEREN EIGENEM INTERESSE ALS AUCH ZUR VERTIEFUNG DER KENNNTNISSE AUF DIESEM RELATIV NEUEN WISSENSGEBIET.

V. Veränderungen in der genetischen Konstitution des Menschen

Unter dem Begriff "Genpool" ist das genetische Potential verschiedener ethnischer Gruppen zu verstehen. Dazu müssen wir uns über zwei grundsätzliche Dinge im klaren sein: Einmal hat jede ethnische Mischgruppe eine ihr eigene genetische Konstitution. Die Unterschiede können sich äußern in der Häufigkeit bestimmter Blutgruppen und anderen Eigenschaften oder aber in der Häufigkeit bestimmter Gene, die genetische Anomalien unterschiedlicher Bedeutung verursachen. Zum anderen sind die Genpools aller Bevölkerungsgruppen von Generation zu Generation ständigen Veränderungen unterworfen.

In der Vergangenheit vollzog sich dieser Wandel ohne bewußtes Hinzutun des Menschen. Auf Grund der Mutation, der natürlichen Auslese, der Migration und anderer evolutionärer Vorgänge nahm die Häufigkeit bestimmter Gene zu, während andere Gene schwanden, und zwar nach einem Rhythmus, der von Volk zu Volk variierte. Gene, die Verursacher schwerer genetischer Schäden sind, konnten auf ein Minimum begrenzt werden, sofern ihre Träger nicht die Möglichkeit hatten, sich zu vermehren. Das gilt natürlich auch heute noch für eine ganze Reihe von Genen bei vielen verschiedenen ethnischen Gruppen. Doch in neuerer Zeit stellt man zwei entscheidende Faktoren fest: Einmal die Tendenz zur kleineren Familie, bzw. deren zunehmende Uniformität - ein Phänomen, das in vielen Gesellschaften beobachtet werden kann und das den Spielraum der natürlichen Auslese rapide einschränkt. Als noch Kinderzahlen von zehn und mehr üblich waren, steuerten natürlich die kinderreichen Familien mehr Gene zum Pool der nächsten Generation bei. Mit der zunehmenden Uniformität der Familie wird der Auslese ein Riegel vorgeschoben.

Das zweite Problem ergibt sich aus den neuesten wissenschaftlichen und technischen Erkenntnissen auf dem Gebiet der Biologie, durch die sich uns die Möglichkeit der bewußten Manipulation der Genpools auftut. Sie kann auf sehr unterschiedliche Weise vorgenommen werden. Die Genkorrektur, die in diesem Bericht in einem gesonderten Abschnitt behandelt wurde, ist nur eine Möglichkeit; genetische Beratung - ebenfalls besonders besprochen - kann ebenfalls zu einem Wandel des generativen Verhaltens der Träger bestimmter Gene und somit zur Beeinflussung ihrer Häufigkeit führen. Auch durch Verhinderung der Fortpflanzung bestimmter Personengruppen kann eine Steuerung des Genpools erfolgen.

In einem Vergleich der Auswirkungen der Genkorrektur und der genetischen Beratung auf die Genpools wollen wir uns zunächst auf Methoden zur Korrektur des Phänustypus beschränken, die bereits praktiziert werden; denn die Therapie am Gen direkt wird erst in Zukunft möglich werden. Zweifellos steigert die Korrektur eines genetischen Fehlers in allgemeinen das Reproduktionspotential

Abzugs-Nr. 0011

seines Trägers, so daß die Häufigkeit des die Anomalität verursachenden Gens steigt. So hat z.B. die Erfindung der Brille mit Gewißheit dazu beigetragen, daß die Zahl der Menschen mit Sehfehlern zunimmt. Hier handelt es sich zwar um eine relativ geringe Belastung der menschlichen Gesellschaft, wird aber Diabetikern oder gar Trägern der äußerst debilitierenden Tay-Sachs-Krankheit auf therapeutischem Wege ihre volle Reproduktionsfähigkeit wiedergegeben, so ist das eine ganz andere Sache. Es stimmt zwar, daß bei Krankheiten, die durch ein rezessives Gen hervorgerufen werden, die Frequenz dieses Gens nur äußerst langsam ansteigt; ist aber der Verursacher ein dominantes Gen, so führt eine erfolgreiche Therapie mit jeder Generation zur Verdoppelung der Krankheitsfrequenz.

Wird nun durch öffentliche Aufklärungsarbeit und genetische Beratung erreicht, daß die Träger genetischer Krankheiten keine oder weniger Kinder zur Welt bringen, bzw. sich zur künstlichen Befruchtung, zur prä- oder postnatalen Adoption entschließen, kann die Frequenz negativer Gene reduziert werden. Es erscheint nicht unlogisch, daß Menschen, deren Leben durch eine solche Therapie gerettet wurde, so viel Verantwortung gegenüber der Gesellschaft der sie ihr Leben verdanken, aufbringen sollten, daß sie durch einen Verzicht auf Kinder die Verbreitung schädlicher Gene vermeiden.

Die Frage nach Glück und Zufriedenheit von Eltern oder Kindern ist in erster Linie eine persönliche Frage, doch die wachsende Belastung der Gesellschaft mit defekten Genen ist eine Angelegenheit, die sowohl dem Einzelnen als auch der Allgemeinheit zu denken geben sollte.

VI. DER PERSÖNLICHE UND DER SOZIALE ENTSCHEIDUNGSPROZESS

Wir haben bereits die Bedeutung gründlicher Information für persönliche Entscheidungen hervorgehoben (siehe IV.B. und IV.C.). Es darf weder durch den Berater noch von Staats wegen Druck ausgeübt werden. Wir müssen jedoch darauf hinweisen, daß auch eine frei gefaßte persönliche Entscheidung im sozialen Kontext der jeweiligen Umwelt zustandekommt. Man kann sich der öffentlichen Meinung nie ganz entziehen - sei es nun zum eigenen Vorteil oder nicht. Deshalb sollte man ihr gebührend Aufmerksamkeit schenken. Beispielsweise wird der Mensch in seinen Entscheidungen durch kulturelle Bräuche beeinflusst. In vielen Gesellschaften herrscht die Zwangsvorstellung, daß Ehe und Kinder die einzig mögliche Form echter Selbstverwirklichung seien. Es bleibt nur zu hoffen, daß Männer und Frauen sich trotz solcher Zwänge und aus eigener Initiative für Kinderlosigkeit und das Junggesellenleben entscheiden, denn eine gesunde Gesellschaft braucht sowohl liebevolle Eltern als auch Menschen, die ihr auf andere Weise dienen und darin Erfüllung finden.

Ein weiteres Beispiel ist die Tatsache, daß Bildungschancen und wirtschaftlicher Status die Entscheidungsmöglichkeiten des Einzelnen mitbestimmen. Daher ist es wichtig, daß Mediziner und andere Fachkräfte zur Aufklärung der Behörden in Fragen der öffentlichen Gesundheit beitragen und die Öffentlichkeit mit den Problemen der Humangenetik vertraut machen. Meist kommt es zur genetischen Beratung erst nach der Geburt eines geschädigten Kindes,

Abzugs-Nr. 0011

und damit im allgemeinen zu spät. Sinnvoller wäre sie vor der Geburt, ja sogar vor der Empfängnis. Die Möglichkeiten der genetischen Beratung sind leider nicht genügend bekannt, und die Zahl derjenigen, die davon Gebrauch machen, viel zu gering. 90% der Ratsuchenden haben bereits ein geschädigtes Kind. Bei den restlichen 10% handelt es sich um Menschen mit Erbkrankheiten in der Familie. Leider stammen die meisten Ratsuchenden aus den wohlhabenden Bevölkerungsschichten, während diejenigen, die ihn am dringendsten benötigen, den ärmeren Schichten angehören und ihn sich nicht leisten können. Anhand wissenschaftlicher Untersuchungen konnte festgestellt werden, daß viele, die glauben, mit der Problematik genetischer Krankheiten vertraut zu sein, letztlich doch nicht wissen, wohin sie sich um Rat wenden können. Hausärzte sind oft nicht in der Lage helfen zu können; unter Umständen sogar falsche Ratschläge. /geben sie

Um noch einen Schritt weiterzugehen: es gibt Situationen, in denen die Interessen der Gesellschaft Vorrang vor privaten Interessen haben, wie beispielsweise im Falle ansteckender Krankheiten. Dann sind für die gefährdeten Gebiete Entscheidungen zu treffen und auf die bestmögliche Art und Weise durchzusetzen. Im Falle genetischer Krankheiten fällt die Entscheidung schwer. Wie ernst muß eine Krankheit sein, ehe von Staats wegen eingegriffen wird? (Die Möglichkeiten rangieren von Traubenkraut-Pollenallergie über Kurzsichtigkeit bis zu tödlichen und furchtbaren Krankheiten wie z.B. das Lesch-Nyhan-Syndrom.) Wo die Grenze zu ziehen ist, muß offenbleiben, doch die Frage an sich ist umstritten. Und wie weit sollte man die Häufigkeit eines Defekts ansteigen lassen, ehe eingegriffen wird? - besonders, wenn die Behandlung kostspielig ist und Massentherapien erforderlich macht, deren Finanzierung nur möglich wäre, sofern ihnen im Staatshaushalt vor anderen wichtigen Aufgaben Priorität zuerkannt wird. Manche Probleme und deren Lösung mögen bestimmten Gesellschaften vorbehalten sein, doch es erscheint uns dringend notwendig, einige ökumenische, allgemeingültige ethische Richtlinien auszuarbeiten.

In Anbetracht dieser neuen Möglichkeiten zur Verhütung von Leid und Unglück, das bisher unvermeidbar schien, müssen die Verpflichtungen der Gesellschaft gegenüber dem Einzelnen und des Einzelnen gegenüber der Gesellschaft neu festgelegt werden. UNSERES ERACHTENS TUT SICH DEN KIRCHEN ALLER LÄNDER HIER EIN WEITERS NEUES BETÄTIGUNGSFELD AUF. SIE MÜSSEN DEM MENSCHEN DAS VERSTÄNDNIS FÜR SEINE NEUEN VERPFLICHTUNGEN VERMITTELN, DANN ER IHNEN AUCH GEWACHSEN IST.

Was immer zur Korrektur genetischer Schäden im Einzelfall oder in der Bevölkerung unternommen wird, es ist aus ethischen Gründen unerlässlich, daß die Betroffenen am Entscheidungsprozeß beteiligt werden. Die Mittel der Demokratie sind zwar sehr unzulänglich, doch bessere Methoden gibt es nicht. Die altbekannte Frage "Wer kontrolliert den Kontrolleur?" taucht immer wieder auf und wird nie schlüssig beantwortet werden können, doch darf der Versuch nicht aufgegeben werden.

Wir empfehlen folgende Maßnahmen:

ES MÜSSEN KRANKENHAUSAUSSCHÜSSE GEBILDET WERDEN, DIE ÜBER DEN EINSATZ VON MITTELN (PERSONELLER, MATERIELLER, RÄUMLICHER ART

Abzugs-Nr. 0011

ETC.) BEI EINZEL- UND GRUPPENBEHANDLUNGEN ENTSCHEIDEN. Verschiedentlich existieren bereits derartige Ausschüsse, denen auch Entscheidungen in vielen anderen Bereichen neben dem genetischen obliegen. Sie müssen sich nunmehr folgenden Fragen mit besonderer Aufmerksamkeit zuwenden: In welchen Fällen ist Amniozentese angeraten? Wieviel Zeit sollte auf genetische Beratung verwandt werden? Welche Operationen sind zulässig? Insofern diese Fragen im Kompetenzbereich der Krankenhäuser selbst liegen, sollten die Entscheidungen von einem möglichst repräsentativen Team getroffen werden, dem nicht nur Ärzte und andere wissenschaftliche Fachkräfte aller Ebenen, sondern vor allem auch Genetiker und Vertreter der Patienten (in den meisten Fällen deren Eltern) angehören.

Die wichtigen sozialpolitischen Entscheidungen über genetische Fragen sind jedoch generell auf staatlicher, bzw. nationaler Ebene zu treffen. WO DIE WISSENSCHAFT NEUE MÖGLICHKEITEN ZUR MODIFIKATION DES GENETISCHEN POTENTIALS DER MENSCHHEIT SCHAFFT, TRÄGT DER STAAT DIE VERANTWORTUNG DAFÜR, DASS AUCH DIE DADURCH AUFGEWORFENEN SOZIALEN UND ETHISCHEN FRAGEN AUFGEGRIFFEN WERDEN UND NICHT AUSSCHLIESSLICH DEN ÄRZTEN, BERATERN, ELTERN UND ANDEREN DIREKT BETROFFENEN ÜBERLASSEN BLEIBEN! ES WÄRE UNGERECHT, DIE LAST DER VERANTWORTUNG IHNEN ALLEIN ZU ÜBERLASSEN, ZUMAL DIE GESELLSCHAFT IHNEN DAS AUF ANDEREN GEBIETEN NICHT ZUMUTET. DARÜBER HINAUS SOLLTE DER STAAT EINEN GROSSTEIL, WENN NICHT GAR DIE GESAMTKOSTEN DER PFLEGE UND BEHANDLUNG GENETISCH GESCHÄDIGTER TRAGEN UND DIE ERFORSCHUNG BESSERER UND NEUER BEHANDLUNGSMETHODEN UNTERSTÜTZEN.

In einigen Ländern sind bereits vorläufige Ausschüsse gebildet worden, die sich mit diesen Fragen beschäftigen und ermitteln, inwieweit Gesetzesnovellierungen erforderlich sind. Z.B. sind Entscheidungen in folgenden Fragen erforderlich: Welche Experimente am Menschen und am Fötus sind gesetzlich vertretbar und welche nicht? Sollten genetische Berater einem Berufskodex unterworfen werden oder nicht? Welche Krankheiten genetischen Ursprungs sind - in jedem einzelnen Land - so ernst, daß sie Massenuntersuchungen - inklusive Amniozentese und selektiven Abort - rechtfertigen würden? Kann überhaupt an einen Zwangsabort in solchen Fällen gedacht werden? Welche Forschungsgebiete sind finanziell zu fördern, welchen infolgedessen die Subvention zu entziehen? Wo müssen, bezogen auf die verschiedenen Programme und Maßnahmen zur Förderung der öffentlichen Gesundheit, Kosten-Nutzen-Analysen durchgeführt werden? Inwieweit darf der Staat die finanzielle Last der Pflege genetisch behinderter Kinder auf den Steuerzahler abwälzen, um die Eltern zu entlasten? Schon die Fragestellung selbst dürfte vehemente Einwände aller Art auslösen, doch die Debatte darf nicht länger hinausgeschoben werden.

Die Annahme, daß die Gründung von Ausschüssen zur Klärung dieser Fragen, denen verschiedene Fach- und Interessengruppen - auch die Kirchen - angehören, die Forschung auf bestimmten Gebieten hemmen und zur Befürwortung ausschließlich harmloser Maßnahmen führen kann, liegt nahe. Dieses Risiko wird die Gesellschaft

immer zu tragen haben. Der größte Nutzen solcher Ausschüsse, zumindest zu Anfang, läge wahrscheinlich darin, daß die Problematik der Öffentlichkeit bewußt gemacht wird. Es darf uns nicht nur an der Verbreitung von - zwar stets nützlichen - Fakten liegen, sondern es geht auch darum, das Bewußtsein der Öffentlichkeit zu schärfen für die impliziten sittlichen Fragen und für die Notwendigkeit, sich ernsthaft mit Dingen auseinanderzusetzen, die wir bisher der Natur überlassen haben, wobei wir auch schlechte Entwicklungen in Kauf nahmen. Wir empfehlen, nach bereits vorhandenen Muster solche Ausschüsse auf nicht-staatlicher Ebene zu bilden.

Auf überstaatlicher Ebene gibt es eine Reihe internationaler Organisationen - vor allem die Weltgesundheitsorganisation (WHO) und der Rat der internationalen medizinisch-wissenschaftlichen Verbände (CIOMS) -, die das Thema bereits aufgegriffen haben. WIR FORDERN DIE WHO DRINGEND AUF, (FALLS ERFORDERLICH IN ZUSAMMENARBEIT MIT DER UNESCO) EINEN AUSSCHUSS ENTSPRECHEND DEM VORSCHLAG ZU BILDEN, DER 1972 AUF DER TAGUNG DES CIOMS IN PARIS GEMACHT WORDEN IST. DIESE EINRICHTUNG WÜRD E S GENETISCHEN FACHARBEITERN AUS ALLER WELT ERLAUBEN, IHRE ANSICHTEN ÜBER MASSNAHMEN AUF GLOBALER, NATIONALER UND REGIONALER EBENE ALLEN NATIONEN VORZUTRAGEN, SO DASS DIE NEUESTEN ERKENNTNISSE AUF DEM GEBIET DER GENETIK IN PROGRAMME UMGESETZT WERDEN, DIE FÜR ALLE STAATEN UND VÖLKER AKZEPTABEL SIND.

Ohne Zweifel werden die Methoden der modernen Genetik bei Hilfsmaßnahmen für geschädigte Volksgruppen in verschiedenen Teilen der Welt sehr unterschiedlich sein. Ein globales genetisches Programm liegt noch in weiter Ferne, und in manchen Ländern sind solche Maßnahmen weniger dringend als in anderen. Auf alle Fälle muß sichergestellt werden, daß weder ein einzelnes Land noch eine Ländergemeinschaft irgend einem anderen Land seine eigenen Maßnahmen auf genetischem Gebiet aufzwingen kann - auch nicht unter dem Deckmantel einer Hilfsmaßnahme oder auf andere Weise. Denn für viele Menschen stellt die Möglichkeit des Mißbrauchs genetischer Programme - sei es auch im Namen der Ethik, der Wissenschaft oder gar der Zukunft der gesamten Menschheit - eine echte Gefahr dar.

Abzugs-Nr. 0011

AUS ZEITSCHRIFTEN

Sundermeier, Theo:

"Christus, der schwarze Befreier"

Aufsätze zum Schwarzen Bewußtsein und zur Schwarzen Theologie in Südafrika.

Erlangen: Verlag der Ev.-Luth. Mission 1973

Wer in der Zukunft an den politischen und kirchlichen Entwicklungen in Südafrika Anteil nehmen will, muß sich mit dem Schwarzen Bewußtsein und der Schwarzen Theologie eingehend befassen. Gelegenheit dazu bietet die außerordentlich instruktive Sammlung verschiedener Beiträge von Afrikanern, die von Theo Sundermeier herausgegeben wurde. Aufsätze und Predigten, dazu das Manifest der "South African Students' Organisation" (SASO), in dem Zielsetzung und Selbstverständnis des Schwarzen Bewußtseins zusammengefaßt sind, belegen und veranschaulichen den einleitenden Aufsatz von Sundermeier. In dieser Einleitung gibt der Herausgeber eine übersichtliche Darstellung des Zusammenhangs zwischen Schwarzen Bewußtsein und Schwarzer Theologie.

Schwarzes Bewußtsein wird als ein Instrument des sozialen Wandels verstanden. Das bedeutet konkret für die südafrikanische Situation: Schwarzes Bewußtsein ist eine Methode der Befreiung von der Vorherrschaft der Weißen. Sie beginnt mit der Befreiung des Geistes der Schwarzen, hat aber sofort auch eine soziale, gesellschaftliche Komponente und Zielsetzung. In seinem Aufsatz "Macht und sozialer Wandel in Südafrika" schreibt Barney Piyana: "Die Weißen betrachten sich selbst als den Schwarzen überlegen. Die Schwarzen wollen den Weißen um jeden Preis den Reichtum ihres Denkens und die Gleichwertigkeit ihres Intellekts beweisen. ... Es ist eine negative Weise, seine eigenen Werte zum Ausdruck zu bringen. Es erwächst dadurch der unglückliche Eindruck, daß alle Werte auf die Weißen zugeschnitten sind und alle Normen von den Weißen festgelegt werden. ... Ich strebe nicht danach, einem weißen Manne gleich zu sein, doch ich bin entschlossen, meinen Wert als ein von Gott geschaffenes Wesen zu erweisen. Ich muß mein Sein als Person geltend machen" (S. 67-68).

Es geht in der Befreiung des Schwarzen zuerst darum, daß er seinen eigenen Wert in sich selbst entdeckt. Dabei wird Schwarz zu einem neuen Wertbegriff. Einerseits wird Schwarz zum Symbol für Unterdrücktsein, Ausgebeutetwerden, Unfreiheit und Armut, andererseits zum Symbol für ein neues Selbstbewußtsein. Die Gewinnung eines Schwarzen Bewußtseins wird als ein nach innen gerichteter Vorgang verstanden, in dem der Schwarze sich auf sich selbst, seine Würde und Menschlichkeit konzentriert. Dabei kann der Weiße nur hinderlich sein. So führt dieser Prozeß zu einer bewußten Abgrenzung von allen, auch den wohlmeinenden Weißen. Ein neues Verhältnis zwischen Schwarz und Weiß kann erst nach einer Identitätsfindung der Schwarzen aufgebaut werden. In seinem Aufsatz "Weißer Rassismus und Schwarzes Bewußtsein" sagt dazu Steve Biko: "Der Mythos der Integration, wie er unter dem Banner der liberalen Ideologie verkündet wird, muß zersprengt und zunichte gemacht werden, weil er den Glauben erweckt, daß etwas getan wird, wobei die künstlich integrierten Gruppen in Wirklichkeit ein Beruhi-

Abzugs-Nr. 0011

gungsmittel für die Schwarzen sind, während sie die Gewissen der schuldbeladenen Weißen erleichtern" (S.50). Daraus folgt, daß eine Zusammenarbeit zwischen Schwarzen und Weißen erst nach einer Veränderung des gesellschaftlichen Systems als möglich erscheint. Zur Zeit werden in jedem Integrationsversuch zugleich auch die Minderwertigkeits- und Überlegenheitskomplexe eingetragen. Schwarzes Bewußtsein ist die Erkenntnis, daß der Schwarze auf sich selbst gestellt ist und seine Sache selbst in die Hand nehmen muß.

Auf diesem Hintergrund wird die Schwarze Theologie in ihrer funktionalen Bedeutung als theologischer Überbau der Schwarzen Bewußtseinsbildung herausgestellt. Sundermeier unterscheidet drei Stoßrichtungen der Schwarzen Theologie.

1. Eine apologetische Richtung versucht "für diejenigen, die durch das südafrikanische Rassensystem am Christentum verzweifeln, eine geistliche Heimat" zu bieten, "eine Heimat der neuen Identität" (S.15-16). Denn der Schwarze muß die Kirchen, die als integrierter Bestandteil der "Weißen Gesellschaft" erscheinen, mit dem gesamten System verwerfen; er ist aber zugleich so sehr vom Christentum geprägt, seine Gefühle, sein Denken und Handeln haben ihr Zentrum so sehr in Gott, daß er diesen Teil seines Wesens nicht einfach verleugnen kann. Die Schwarze Theologie eröffnet ihm einen Ausweg, indem sie ihm die Möglichkeit gibt, als Schwarzer über seine Erfahrungen mit Gott nachzudenken.

2. Eine von Sundermeier psychotherapeutisch-seelsorgerlich bezeichnete Richtung knüpft an die pietistisch-missionarische Theologie an, indem sie die Erneuerung der Welt von der Erneuerung des Menschen her sieht. Die Befreiung des Menschen hat ihren Ursprung in dem Glauben, daß Gott den Schwarzen angenommen hat, indem er einer von ihnen geworden ist. Christus wurde schwarz. Nun braucht sich der Schwarze seiner Haut nicht mehr zu schämen, im Gegenteil - an ihm kann erkannt werden, was wahre Menschlichkeit bedeutet.

3. Die dritte Richtung ist die sozialetische Wirkung. Die Befreiung des Einzelnen hat im biblischen Denken (keiner wird allein befreit) und im korporativen Denken des Schwarzen als notwendige Konsequenz die Schwarze Solidarität und die Befreiung der Gesellschaft von der weißen Vorherrschaft.

So erscheint Schwarze Theologie nicht als theologisches System oder theologischer Entwurf mit absoluten Aussagen, sondern sie schlägt sich mit existentiellen Situationen herum, sie will gepredigt und gelebt werden.

Sundermeier unterstreicht drei Akzente in der Schwarzen Theologie:

1. In ihr erkennen Schwarze mit Hilfe des biblischen Textes ihre Wirklichkeit coram deo. "Die Welt coram deo ist aber nach der Schwarzen Theologie die Welt, in der Gott aktiv und tatsächlich am Befreiungskampf der Unterdrückten beteiligt ist" (S.20).

2. Schwarze Theologie ist christozentrisch ausgerichtet. Sie liest die Bibel mit den Augen eines Schwarzen und erkennt: "Jesu ganzes Leben war ein einziger Streit um die Befreiung des Menschen von innerer und äußerer Versklavung" (S.22).

Jesus identifiziert sich auch heute mit dem Schwarzen in seiner Situation, in seinem Befreiungskampf. Jesus ist schwarz.

3. Die Identifizierung Gottes mit den Schwarzen führt zu einer ganz auf den Schwarzen konzentrierte Versöhnungslehre. Der Weiße muß von der Sünde seines Weißseins befreit werden; denn Weiß ist das Kennzeichen der südafrikanischen Rassen-

gesellschaft, des Kolonialismus und des Kapitalismus. Versöhnung heißt, daß der Weiße das Kreuz des Schwarzen auf sich nimmt. Sundermeier schreibt: "Jetzt geht es in der Versöhnungslehre darum, daß der Schwarze mit sich selbst versöhnt wird, daß er aus der Gespaltenheit seines Denkens, Fühlens und Handelns herauskommt und auf Grund des Schöpfungs- und Befreiungswortes Gottes sich selbst annimmt. Annahme seiner selbst (als Gruppe und als Einzelner) ist der Kern der Versöhnungslehre in der Schwarzen Theologie" (S.27). Die Konsequenz ist, daß es für die nächste Zukunft keine gemischtrassischen Kirchen geben kann.

So wird in diesem Buch die Schwarze Theologie als eine "geistliche Waffe in den Händen unterdrückter Menschen" dargestellt und in ihrer Bezogenheit auf die Situation verstanden. Vielmehr als eine Theologie im traditionellen Verständnis ist sie eine bestimmte und bedeutungsvolle Art und Weise, Theologie zu treiben, die nicht "farbenblind" und unparteilich bleiben kann, weil sie auf konkrete Menschen in einer konkreten Situation ausgerichtet ist. Der Herausgeber enthält sich jeder kritischen Wertung. Sie würde auch unter das Wort von Ernest N. Baartman fallen, der zur Kritik der Weißen schreibt: "Tun Sie das - aber Ihre weißen Kriterien sind irrelevant! Der Schwarze ist an Ihrem Beifall nicht interessiert" (S.87). Und das kennzeichnet wohl sehr deutlich den Hintergrund der Schwarzen Theologie in Südafrika.

John Mbiti: Church and State: A Neglected Element of Christianity in Contemporary Afrika. (Kirche und Staat: Eine vernachlässigte Sache bei der Christenheit in heutigen Afrika)
Africa Theological Journal, Makumira (1972) 5, S.31-45.

Die Beziehungen zwischen Staat und Kirche sind in Afrika bisher noch nicht durchdacht worden. Die Rolle der Christen als einer rasch wachsenden Gruppe innerhalb des Kontinents, der Einfluß, den vor allem eine christliche Führungsspitze ausübt, machen es aber nötig, daß mehr als bisher Überlegungen dazu angestellt werden. Mbiti versucht in seinem Artikel, Gefahren und Vorteile gegeneinander abzuwägen, ohne daß er Konsequenzen im Blick auf eine völlige Trennung von Kirche und Staat oder auf eine stärkere Bindung zwischen beiden zieht. Aufs ganze gesehen haben die Gefahren für ihn ein stärkeres Gewicht. Er fürchtet eine zu starke Einnischung in die Angelegenheiten des anderen von beiden Seiten. Die Aufgaben der Kirche könnten dann nicht mehr klar gesehen werden. Vor allem besteht die Gefahr, bei einer zu engen Bindung "die prophetische Stimme der Kirche zum Schweigen zu bringen". Eine Zusammenarbeit zwischen Staat und Kirche könnte für die Kirche einen gewissen Schutz bedeuten, ihre Wirksamkeit vergrößern und gemeinsame Aktionen zum Wohle aller in Not Befindlichen möglich machen. Mbiti schließt seine Ausführungen "Afrika muß seine eigene Position im Blick auf das Verhältnis von Staat und Kirche finden". Wir können uns nicht mit Warnungen und Erfahrungen von außen zufriedengeben. Wir müssen in dieser schwierigen Frage unsere eigene Sicht gewinnen, unsere eigenen Erfahrungen sammeln und auch unsere eigenen Fehler machen."

1058 BERLIN, am 15. Januar 1974

Göhrener Straße 11 Roe/Se
Ruf: 44 40 50

Herrn
Pastor Martin Seeberg
O - 1 Berlin 41
Handjerystr. 19-20



Liebe Freunde,

zu Ihrer Information sende ich Ihnen
beiliegende Zeitung "Die Kirche". Ich möchte Ihnen
damit ein wenig den Stand unserer Diskussion im Blick
auf Entwicklungsförderung anzeigen.

Die in "Drei Jahre INKOTA - eine Zwischenbilanz"
gemachten Einschätzungen und Aussagen werden hier
von allen Seiten diskutiert. Im wesentlichen geht es
um die alte Geschichte: Die großen Aktionen gehen doch
so gut, warum den Spendern einzelne Probleme der
Dritten Welt und Probleme bei der Verwirklichung hier
bewußt machen? Das beunruhigt sie doch!

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Loeyske

Anlage

Brot für die Welt

Aufruf
für eine Weihnachtskollekte

Die Aktion BROT FÜR DIE WELT der evangelischen Landes- und Freikirchen in der DDR wendet sich in der Weihnachtszeit 1973 erneut an alle Glieder der Gemeinden mit der Bitte um ein Opfer.

Sie tut es, weil Nöte in der Welt anhalten oder neu entstanden sind; sie tut es, weil sie sich als Ausdruck christlicher Mitverantwortung und Solidarität für den Menschen in Not und für seine bessere Zukunft versteht. Solcher Dienst für den Menschen ist nötig, er wird erwartet, und er wird dankbar vermerkt.

Ein Erdbeben in Nicaragua unmittelbar vor Weihnachten 1972 machte 35 000 Menschen heimatlos, die Zahl der Toten wurde mit 10 000 angegeben. Lange anhaltende Trockenheit in Afghanistan und in den Ländern des mittleren Afrika wie Tschad, Mali, Mauretanien, außergewöhnliche Überschwemmungen in Algerien und Tunesien, eine Flutkatastrophe in Indien, Pakistan und Bangladesch, die elf Millionen Menschen alles raubte, forderten weltweite Hilfe heraus. Die Aktion BROT FÜR DIE WELT konnte sich mit größeren Materialhilfen in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Roten Kreuz in der DDR beteiligen. Der Präsident des Roten Halbmondes in Tunis schrieb an den Präsidenten des Deutschen Roten Kreuzes in der DDR in Dresden: „Ihre so großmütige Handlung und Schnelligkeit, mit der Sie Tunesien zu Hilfe gekommen sind, haben uns sehr tief bewegt. Sehr verbunden wäre ich Ihnen, wenn Sie die Freundlichkeit hätten, der Aktion BROT FÜR DIE WELT der Evangelischen Kirchen unseren recht herzlichen Dank zu übermitteln.“ Mittel aus der Aktion BROT FÜR DIE WELT für das Entwicklungsprogramm der Liga der Internationalen Rotkreuzgesellschaften kamen z. B. Jordanien und dem Sudan in Gestalt von Lehrmaterialien und

Unseren Lesern und Autoren
wünschen wir ein
gesegnetes Weihnachtsfest
und alles Gute zum
Jahreswechsel
Redaktion und Verlag

Ausstattungsgegenständen für Unfallhilfsstellen und hygienisch-medizinische Aufklärungs- und Beratungszentren zugute. Mangel an Nahrungsmitteln und Medikamenten haben Hunger und Krankheiten zur Folge: Eipulver, Milchpulver, Fleischkonserven, Familienzelte, Decken, Kleiderstoffe, Multivitamin-tabletten, medizinische Instrumente und Ausrüstungen gehörten zu den Materialien der mit unseren Geldern finanzierten Sendungen.

An einem großen Programm des Ökumenischen Rates der Kirchen in Genf für Neubauten von Alters- und Alterskrankenheimen in der VR Polen, getragen vom Staat und von den Kirchen, beteiligten wir uns durch die Bereitstellung von Einrichtungsgegenständen wie Mobiliar, Wäsche, Küchengeräten. In Tansania kamen zwei Hilfesendungen aus den Mitteln BROT FÜR DIE WELT einem Krankenhaus der dortigen Methodistenkirche zugute. Das „Hospital Dr. Albert Schweitzer“ in Lambarene empfing wie in den letzten Jahren zwei Sendungen auf Grund von Wunschlisten. In einem Brief von dort heißt es: „Auch den vielen Spendern aus

Schluß auf Seite 2

Die Kirche

EVANGELISCHE WOCHENZEITUNG

Jahrgang 28 / Nr. 51/52

Berlin, Weihnachten, 23./30. Dezember 1973

Berliner Ausgabe (32 205)

D. Günter Jacob:

Am Ende des Zaubers wartet die Wahrheit

Noch immer sind manche Betrachtungen und Predigten zu Weihnachten von melancholischen Stimmungen über den Verlust des Zaubers dieses Festes überschattet.

Klagelieder und Belehrungen können jedoch keinen Weg aufweisen, der aus der tiefen Krise herausführt, in die das Weihnachtsfest als Familienfest und als Kirchenfest mit einer weithin unverstänlich gewordenen christlich-religiösen Dekoration nicht erst seit gestern geraten ist. Schon Dietrich Bonhoeffer hat als wacher, die Weltereignisse durchleuchtender Zeitgenosse in der Adventszeit des Kriegsjahres 1940 in einem Rundbrief an die Freunde gesagt: „Wie sehr haben wir Deutschen gerade aus dem Weihnachtsfest eine solche Insel gemacht, auf die man sich aus der eigentlichen Wirklichkeit des Lebens für ein paar Tage oder doch wenigstens Stunden retten könnte. Wie ist unsere ganze übliche Feier des Festes mit all dem Traulichen und Lieblichen und Süßen und Bunten, womit wir sie geschmückt haben, abgestellt auf diesen ‚Zauber‘, der uns einmal ins Märchenland entführen soll. Der ‚Zauber‘ hat vollends heute seine Kraft verloren, er bannt nicht mehr die Wirklichkeit. Die Flucht ist uns verstellt. Die bunten Schleier, die uns sonst noch wirklich für Tage und Stunden täuschen mochten, sind uns heute als Täuschung und Lüge deutlich geworden. Nun sind wir beim Weihnachtsfest in neuer Weise auf das gerichtet, was auch in der Bibel im Mittelpunkt steht, auf die einfache Wirklichkeit des gnädigen und erbarmenden Tuns, das von Gott her in diese verlorene Welt kommt.“

In einem Brief an die Eltern zum Weihnachtsfest 1943 aus der Zelle im Militärgefängnis Berlin-Tegel beklagt Bonhoeffer nicht mehr den Verlust des Zaubers eines in der Mischform von religiösem Erbe und bürgerlicher Festlichkeit überlieferten Weihnachts, sondern er bezeugt, gerade als Gefangener von der Wahrheit des Christustestes neu ergriffen worden zu sein: „Daß Elend, Leid, Armut, Einsamkeit, Hilflosigkeit und Schuld vor den Augen Gottes etwas ganz anderes bedeuten als im Urteil der Menschen, daß Gott sich gerade dorthin wendet, wo die Menschen sich abzuwenden pflegen, daß Christus im Stall geboren wurde, weil er sonst keinen Raum in der Herberge fand — das begreift ein Gefangener besser als ein anderer, und indem er das glaubt, weiß er sich in die alle räumlichen und zeitlichen Grenzen sprengende Gemeinschaft der Christenheit hineingesetzt.“

Die Krise des Weihnachtsfestes nicht nur im Bewußtsein der redlichen Nichtchristen, sondern auch des Kirchenvolkes bedarf keiner weiteren Beschreibung. Alle Versuche, dieses Fest, das im Kern doch das Fest der Geburt Jesu von Nazareth als des Retters der Menschheit ist, unter Abblendung dieser einen Wahrheit zu einem Fest der Brüderlichkeit umzuwandeln und es so für die Zukunft bewahren zu können, werden als fragwürdige Konstruktion letztlich weder den Christen noch den Religionslosen helfen. Als hilfreich können sich dagegen Zeugnisse und Erfahrungen von Menschen erweisen, denen z. B. in Gefängnissen und Lagern unseres Jahrhunderts im Erlebnis des totalen Verlustes jeden Zaubers die Wahrheit der Botschaft dieses Festes nicht als religiöses Opiat, sondern als elementare Wirklichkeit im äußersten Elend begegnet ist. Solche Zeugnisse sind für uns, die wir heute im Gegensatz zu solchen Zeugen wie Martin Niemöller oder dem französischen Arbeiterpriester Henri Perrin in Wohlstand, Freiheit und Frieden leben, nicht nur Warnungen vor einem inflationistischen Mißbrauch des christlichen Festes durch Routine oder Umdeutung, sondern Signale zur unverstellten Begegnung mit der Wahrheit am Fest der Geburt jenes Jesus von Nazareth, den die Christenheit als den Heilbringer für den einzelnen und für die ganze Welt bekennt.

Ein jugoslawischer Journalist, selbst KZ-Häftling in Dachau, hat in einem 1946 veröffentlichten Bericht den mitternächtlichen Abendmahlsgottesdienst am Heiligabend 1944 beschrieben, den Martin Niemöller nach vielen vergeblichen Protesten dort endlich in einer zur Kapelle umgewandelten leeren Zelle hat halten können. Die in dieser Zelle, die bis dahin von den Tränen und Schreien unzähliger gefolterter Häftlinge erfüllt gewesen war, versammelte Gemeinde konnte nur aus „prominenten“ Inhaftierten bestehen, einem holländischen Minister, zwei norwegischen Reedern, einem englischen Oberst, einem jugoslawischen Diplomaten und diesem Journalisten, aus Männern, die wie Niemöller selbst darauf gefaßt waren, in der Endphase vor dem totalen Zusammenbruch des Hitlerreiches noch physisch vernichtet zu werden. Niemöller hat seine in jener Zelle gehaltene Predigt 1946 drucken lassen. Im Blick auf eine seit Kindertagen durch den romantischen Schimmer in Dichtung und Malerei verklärte Weihnachtsgeschichte heißt es in dieser Predigt im KZ Dachau: „Die Wirklichkeit der evangelischen Bot-



Prag mit der Teynkirche

Foto: Ihlrow

schaft weiß von all diesem märchenhaften Zauber nichts. Die Krippe ist kein malerisches Attribut, sie ist das Zeichen der Heimatlosigkeit dieses Kindes. Und das ist die wahrhaft frohe Botschaft: Gott geht ein in die äußerste menschliche Armseligkeit, die man sich denken kann. Kein Mensch ist so verlassen und heimatlos in dieser Welt, in Jesus Christus sucht Gott ihn auf mitten in unserm Elend.“ Am Schluß der Predigt fragt Niemöller seine Mithäftlinge: „Sollte nicht uns, die wir die Furcht kennen — die Todesfurcht wie die Lebensfurcht — das Wort von der großen Freude besonders angehen?“

Im äußersten Kontrast zu dieser Gruppe prominenter Häftlinge in Dachau steht die Zellengemeinschaft von ganz einfachen zwangsverschleppten Polen und Ukrainern, die der französische Arbeiterpriester Henri Perrin zu Weihnachten 1943

in der kalten Zelle 65 eines Leipziger Gefängnisses teilen mußte. Dahin hat ihn sein Versuch, sich während des Krieges nach Deutschland als Arbeiter verpflichten zu lassen, um so vor allem mit den französischen Zangsarbeitern in den Lagern als Priester ganz solidarisch zu werden, schließlich geführt. Das Tagebuch des Frühverstorbenen gibt Auskunft über seine Gemeinschaft mit den angespienen und ihrer Kleider beraubten Polen, Tschechen, Belgier und Franzosen in verschiedenen deutschen Lagern und Gefängnissen. Zu Weihnachten 1943 notiert er in einer Zeit harter Verhöre: „Weihnachtsnacht. — Schweigen, Einsamkeit. Doch die ganze Kirche ist bei mir. Im Gebet. In der Freude. Am Morgen singe ich das ganze Hochamt, und meine Freunde hören schweigend und erstaunt zu. Langes Beten voller Liebe — für die Befreiung der Welt und daß den Menschen guten Willens der Friede geschenkt werde. Die Lichter und die Krippe und die Feiern in der Kirche vermisse ich nicht. Danach habe ich keine Sehnsucht; aber es verlangt mich nach den schmerzreichen Seelen, die hier neben mir leben und die nichts von der Freude Christi wissen.“ Zur unzerstörbaren Wahrheit von Weihnachten am Ende des Zaubers bemerkt er als Katholik in einer Tagebucheintragung vom Dezember 1943: „Wie schön ist es, daß auch unsere Herzen vom Stauen der Heiligen erfüllt sind bei dem Gedanken, daß Gott unser Bruder geworden ist. Oh, daß uns diese Freude erfülle, langsam in uns eindringe, uns erleuchte und uns umwandle: Von ihr nimmt unsere ganze christliche Existenz ihren Anfang.“

In der Gemeinschaft mit den geschundenen und geschändeten Häftlingen, diesen armseligen Wesen in ihren gestreiften Lumpen, diesen „Toten auf Abruf“, wie Aimé Bonifas sie in seinem Erlebnisbericht „Häftling 20 801“ nennt, schnt sich der Arbeiterpriester Perrin nicht mehr zurück nach jenen Christen,

Drei Jahre INKOTA - eine Zwischenbilanz

Was wir wollen, ist mehr als wir schaffen, was wir machen, ist mehr als wir hoffen.

Wir, das sind engagierte einzelne, das sind Theologen, die seit Jahren in der Industrie arbeiten, und Nichttheologen, die sich in Kirchen und Gemeinden zu Wort melden, sowie Gemeindekreise. Wir, das sind einzelne katholische und evangelische Studenten, das sind katholische und evangelische Studentengemeinden. Wir, das sind auch einige kirchliche Institutionen am Rande, die unsere Versuche helfend oder beobachtend begleiten. Wir, das sind Arbeitskreise im kirchlichen Leben, die sich mit dem Problem der Unterentwicklung in der Welt befassen. Angefangen haben wir 1970. Die Initiative ging von einer katholischen Studentengemeinde aus. Daß es bis heute weiterging, sich weiter entwickelte, zeigt die Notwendigkeit unseres Vorha-

bens. Daß wir an anderen Stellen nicht weiterkommen, ist auch eine Frage an die Struktur der Kirchen: Wie hört man auf Vorschläge zur Veränderung bestimmter Aktionen, die von der Basis kommen.

Der Anlaß für unsere Arbeit war das anonyme Nebeneinander vieler Aktionen für Entwicklungsförderung. Da waren die kirchlichen Institutionen „Not in der Welt“ (katholisch), „Brot für die Welt“, „Aktionsgemeinschaft für die Hungernden der Aktion Sühnezeichen“, „Gossner-Mission in der DDR“ und „Ökumenischer Jugenddienst“. Da waren katholische und evangelische Studentengemeinden, die für einige Adressaten Aktionen betrieben, und Gemeindekreise, einzelne, die ähnliches vorhatten. Mancher in diesen verschiedenen Aktionskreisen wußte zwar von den anderen, aber es gab keine Kooperation. Manche

Aktionskreise hatten den gleichen Adressaten, ohne voneinander zu wissen, geschweige denn zusammenzuarbeiten.

Wir wollen also gegenseitige Information ermöglichen und zunehmend Koordination schaffen. Wir wollen auf gemeinsamen Arbeitstagen unsere Vielfalt in der Aktion und im theoretischen Ansatz darstellen und unser Bewußtsein, unser Denken, im Blick auf die Probleme der Unterentwicklung kritisch in Frage stellen.

Daher die funktionale Bedeutung unseres Namens IN-KO-TA: Information — Koordination — Tagungen.

Was uns heute Freude macht, ist die vorbehaltlose ökumenische Zusammenarbeit. Konfessionsfragen spielen in unserer Arbeit eine geringe Rolle, das zeigt sich z. B. bei der Wahl des Leitungskreises. Gefragt ist das Engagement und die Aussage

des einzelnen, niemand will die Konfession wissen.

Was uns weiter Freude macht, sind die ersten praktischen Schritte zur Zusammenarbeit.

Die Aktionen wurden in den unterschiedlichen Gruppierungen sehr verschieden aufgefaßt und angepackt. Bei den kirchlich nicht institutionalisierten Aktionsgruppen war neben dem zum Teil gleichen Adressaten auch das Verständnis der Aktion oft gleichgelagert.

Es galt, Gelder, die durch eine Selbstbesteuerung aufgebracht wurden (action five or three), umzusetzen. Noch vor zwei Jahren geschah dies auf eine sehr einfache, aber nicht effektive Weise.

Verschiedene Dinge, die man als passend erachtete, wurden eingekauft und mit der Post verschickt. Viel hat von den zur Verfügung

Schluß auf Seite 2

„denen von der Wiege bis zum Grabe nichts abgeht, die ihr Christentum leben, wie man ein Gläschen Süßwein schlürft“.

Das christliche Zeugnis solcher Häftlinge aus düstersten Zeiten der Barbarei und des Schreckens ist mehr als ein kostbares Vermächtnis. Ihm fügen sich Erfahrungen von Männern und Frauen an, die in unseren Tagen in Stunden persönlichen Elends und harten Leides, im Dunkel einer Einsamkeit und unter den Schatten des Sterbens gemacht werden können. Solche Zeugnisse und Erfahrungen sind dem Ziellicht pathetischen Geredes, frommen Geschwätzes oder religiöser Stimmungen und Träume weit entrückt. Sie besagen, was der Häftling 20.801 im Blick auf sein Weihnacht 1944 hinter elektrisch geladenem Stacheldraht unter dem Terror der SS in einem deutschen Lager sehr nüchtern so ausgedrückt hat: „Vielleicht brauchte ich dies, um zu verstehen, wie notwendig Weihnachten ist. Ich brauchte diesen Abstieg in die Tiefe unserer menschlichen Existenz, es war notwendig, daß Weihnachten mir paradox erschien, damit ich mich dem Geheimnis des Kreuzes nähern konnte.“

Man sollte solche Zeugnisse aus extremen Leidenssituationen nicht mit dem beschwichtigenden Hinweis auf das Anomale und Exzentrische solcher Erlebnisse beiseite legen. Man sollte, taub gegen die akustischen und optischen Reizüberflutungen aller Art (auch kirchlicher Art), sie gerade zu Weihnachten intensiv bedenken. Man sollte sich fragen, ob sie nicht in der entchristlichten Landschaft unserer Zeit Wegweiser zu der Wahrheit sind, die am Ende des Zaubers und der Verzauberung auf uns wartet.

Hinweis der Redaktion

Die nächste Ausgabe der KIRCHE erscheint zum 6. Januar 1974; ihr wird auch der Jahreskalender für 1974 beiliegen. Ab Januar 1974 werden die Bezugsgebühren durch die Post monatlich erhoben, sie betragen für die Allgemeine, die Göttinger und die Greifswalder Ausgabe 0,85 Mark, für die Berliner Ausgabe 0,65 Mark.

Brot für die Welt

Aufruf für eine Weihnachtskollekte

Schluß von Seite 1

der Schar der evangelischen Christen schulden wir großen Dank für Liebeswendungen, die wir immer aus der DDR erwarten dürfen; wir wissen, daß ein großer Teil der Kosten von dem Kollektenopfer Ihrer Gemeindeglieder kommt.“

Vorrangig gehen unsere Hilfen nach Afrika, Asien und Lateinamerika, Bangladesch, Chile, Naher Osten, Vietnam bezeichnen Bereiche, die durch das Leiden von Millionen Menschen gekennzeichnet sind und unser Gewissen beunruhigen und belasten und unsere Einsatzbereitschaft verlangen. Nach dem Eintreten der Waffenruhe in Vietnam sind der Ökumenische Rat der Kirchen, die Liga der Internationalen Rotkreuzgesellschaften und vor allem vietnamesische Organe dabei, langfristige Wiederaufbauprogramme zu entwerfen und einzuleiten. Die Entscheidungen der vietnamesischen Stellen sind maßgeblich für Beginn, Art und Umfang der Hilfen von außerhalb. In der Zusammenarbeit mit dem Ökumenischen Rat der Kirchen, dem Roten Kreuz und dem Vietnamausschuß des Afro-Asiatischen Solidaritätskomitees sind wir an solchen Planungen mitbeteiligt. Der Aufbau von Krankenhäusern und medizinischen, z. B. orthopädischen, Spezialeinrichtungen, die Ausstattung von Schulen mit Heften, Schreibmaterialien, Tafeln und Mathematikbüchern für die Anfangsklassen werden unsere Hilfe erfordern. Naturkatastrophen werden leider auch in Zukunft unvermeidbar sein. BROT FÜR DIE WELT möchte deshalb mit seinen Mitteln einsatzbereit bleiben, um zu helfen, wann und wo immer Hilfe nötig und möglich ist.

Wir danken allen, die sich spontan oder regelmäßig und mit wirklichen Opfern — auch als Antwort auf unsere Aufrufe — durch ihre Gaben an unserer Aktion beteiligt haben. Unsere Mitverantwortung geht weiter. Darum dürfen wir hoffen, daß auch diese Bitte für eine XV. Sammlung eine weites Echo findet.

Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR

D. Schönherr

Vereinigung evangelischer Freikirchen in der DDR

Morét

Der Bevollmächtigte der evangelischen Landes- und Freikirchen in der DDR

von Brück

Drei Jahre INKOTA - eine Zwischenbilanz

Schluß von Seite 1

stehenden Geldern das Porto verschluckt, manches Medikament kam verdorben am Bestimmungsort an, weil man sich nicht ausreichend über die Tropenfestigkeit informiert hatte. Bei diesen Aktionen ist heute eine spürbare Änderung eingetreten.

Fünf verschiedene Aktionsgruppen, die alle mit demselben Leprakrankenhaus in Tansania in Verbindung standen, haben angefangen, über INKOTA wirksam zusammenzuarbeiten. Die Erfahrungen jeder Gruppe wurden ausgenutzt. Die einen hatten eine Liste über Tropenfestigkeit von Medikamenten, die anderen hatten in Verhandlungen mit dem Roten Kreuz der DDR einen direkten Weg geebnet. Heute hält eine Gruppe die Verbindung zum Roten Kreuz und zum Leprakrankenhaus in Tansania; andere Gruppen kümmern sich um die Zuarbeit, die Antworten aus Tansania werden weitergegeben. Was uns ebenfalls Freude macht: Die meisten haben erkannt, daß die vorergründige Aktion nicht schon einen Wert in sich hat. Wir betreiben keine Aktion aus Mitleid oder aus zu kurz verstandener Nächstenliebe. Wir machen eine Aktion auch für uns. Der Prozeß der Bewußtseinsbildung vollzieht sich auf praktischer Ebene, hier werden die Interessen der Menschen für die Probleme der Unterentwicklung geweckt. Von hier aus geht es unter uns weiter zu den entscheidenden Fragen: Was heißt Entwicklungsförderung? Was ist für die Christen im Sozialismus dabei anders als für die einer anderen Gesellschaft?

Anders ist unser denkender Ansatz, indem wir nach der Bedeutung der gesellschaftlichen Strukturen für die Entwicklung eines Landes, nach den Klassen- und nach den Macht-

verhältnissen, nach den unterschiedlichen Praktiken auf dem kapitalistischen und sozialistischen Entwicklungsweg fragen. Wir glauben nicht, daß eine Gruppe von uns Menschen in einem Land wie Brasilien unterstützen könnte. Unser Interesse hat sich vielmehr den Ländern zugewandt, die einen sozialistischen Entwicklungsweg zu gehen versuchen. Allendes Chile hatte ein großes Echo unter uns, ebenso haben es Tansania und Algerien, die aus unserer Sicht ihren eigenen Sozialismus verwirklichen. Wir bedauern, daß wir keinen persönlichen Kontakt zu diesen Ländern haben, sondern auf schriftliche Informationen angewiesen sind.

Was uns Freude macht, sind gelungene Versuche und die Erfahrungen aus mißlungenen Versuchen, mit Kreisen und Gemeinden der katholischen Kirche und der evangelischen Kirchen über diese Thematik zu arbeiten.

Viele unter uns weisen immer wieder darauf hin, wie ernst die Bewußtseinsbildung in den Kirchen genommen werden muß. Zwar kennen die meisten Christen heute Bilder von Hunger, Unterentwicklung und deren Folgen, aber zu leicht finden viele eine Ausrede, um sich vor dem eigenen Engagement zu drücken.

Was uns heute keine Freude machen kann, ist die Erfahrung, daß unsere Arbeiten und unsere Erkenntnisse bisher kaum für die Kirchen in der DDR und ihr Handeln wirksam geworden sind.

Wir jedenfalls sind der Meinung, daß es weder für die Sache gut ist, noch dem gegenwärtigen Stand der ökumenischen Debatte entspricht, wenn von großen kirchlichen Aktionen Gelder eingesammelt werden, ohne daß eine gleichzeitige bewußtseinsbildende Arbeit in den Gemeinden geschieht. Mit welchen Vorstellungen manche Gemeindeglieder z. B. für „Brot für die Welt“ spenden, ist erschreckend.

In dieser Beziehung ist unsere Arbeit bis jetzt Basisarbeit geblieben, ohne daß Impulse von uns nach „oben“ wirksam wurden. Und manches Wohlwollen großer kirchlicher Unternehmen uns gegenüber soll vielleicht gerade über diese negative Tatsache hinwegtäuschen.

Was uns heute noch keine Freude machen kann, ist, daß wir bisher niemanden haben — wir könnten ihn ja auch nicht bezahlen —, der sich hauptamtlich (und darum mit mehr Zeit) für die anstehenden Aufgaben einsetzt.

Das, was geschieht, Tagungen zu planen und durchzuführen, einen ständigen Informationsbrief herauszugeben, den Kontakt untereinander zu halten, das alles wird ehrenamtlich geschafft. Zwar helfen uns die „Aktion Sühnezeichen“ und die „Gossner-Mission in der DDR“ bei Erledigung der technischen Arbeiten, aber vieles müßte intensiver vorgearbeitet werden. Da wären z. B. inhaltliche und methodische Fragen zur Bewußtseinsbildung zu klären, da wäre es nötig, mehr Einzelinfor-

mationen über die großen kirchlichen Aktionen zu geben — eine Liste im Abstand von drei Jahren über einzelne Aktivitäten reicht eben nicht aus. Der Leitungskreis müßte auch in der Lage sein, über einen Verantwortlichen persönlichen Kontakt zu einzelnen Aktionsgruppen zu pflegen, was bisher überhaupt nicht möglich war. Wir meinen, daß auch dafür Gelder bereitgestellt werden könnten.

Die Tatsache, daß wir nicht institutionalisiert sind und unabhängig arbeiten können, bedeutet aber auch, daß wir nicht unter Erfolgszwang stehen. Ein Aspekt, der heute in unseren Kirchen in der DDR immer wichtiger wird.

Gedanken zum Predigttext

Jes. 60, 1–6 (Epiphanyas)

Vers 2:

Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker; aber über dir geht auf der Herr, und seine Herrlichkeit erscheint über dir.

(Luthertext)

Finsternis bedeckt die Erde und Dunkel die Völker; doch über dir strahlt auf der Herr, und seine Herrlichkeit erscheint über dir.

(Zürcher Bibel)

Beim Lesen des Predigttextes drängt sich nicht nur die Frage des Philippus an den „Kammerer aus dem Mohrenland“ („Versteht du auch, was du liest?“) auf, sondern auch dessen Frage an Philippus: „Von wem redet der Prophet solches...?“ Dort ging es um die geheimnisvolle Gestalt des Gottesknechts (Jes. 53,7.8), die Philippus auf Jesus deutete. Hier geht es um „Zions künftige Herrlichkeit“, unter der die christliche Kirche — wie die Wahl der Perikope für die Predigt zu Epiphanyas zeigt — bis heute die „glorreiche Epiphonie Christi am Ende der Zeiten“ verstanden hat (vgl. die Aussagen der Pastoralbriefe: 1. Tim. 6,14; 2. Tim. 4,1; Tit. 2,13). Doch was kann der Text dem mit der Interpretationsgeschichte nicht vertrauten Bibelleser heute sagen? Hilfreich vielleicht, was Luther in seiner „Vorrede auf den Propheten Jesaiam“ schrieb: „WAS für nutz aber haben müge/ wer Jesaiam liest/ das wil ich den Leser lieber selbst erfahren lassen/ denn erzeilen. Und wer es nicht erleret noch erfahren wil/ dem ist auch nicht nütze viel davon zu rühmen. Er ist für war voller lebendiger/ tröstlicher/ herzlich Sprüche/ für alle arme Gewissen/ und elende betrübte Herzen“ (nach der Lutherbibel, Ausgabe letzter Hand, von 1544).

Daß die Sätze der Kapitel 56–66 annehmbar von dem sogenannten Tritojesaja, nach dem Exil und wieder im Land Juda, gesprochen wurden und daß damit den enttäuschten Rückkehrern —

Die Struktur unserer Arbeit ist nicht autoritär, alle Gruppen bleiben selbstständig, auch die Finanzen werden selbst verwaltet. Einen bestimmten Prozentsatz ihrer Gelder überweisen alle Gruppen auf das gemeinsame INKOTA-Konto für „Bewußtseinsbildung“.

Die Leitung hat ein kontinuierlicher Kreis von sechs, in der Mehrzahl Vertretern aus den Aktionsgruppen. Zwei Mitglieder des Leitungskreises kommen aus kirchlichen Institutionen, diese beiden sind als kollektive Leiter der INKOTA-Arbeit beauftragt.

Unsere Arbeit wird weitergehen, das echte Engagement der meisten unter uns läßt diese Behauptung zu. Unsere Arbeit ist ein Beispiel, wir hoffen, daß dieses Beispiel auch für andere wirksam wird.

E. Roepke

Selbst erfahren

in Fortsetzung der „Trostpredigt für die Erlösung Israels“ des Deuterojesaja (Kap. 40–55) — in breit ausmalender und vielfach geradezu enthusiastischer Weise die „Auferstehung Jerusalems“ verheißen wurde, dies zu erfahren, wird dem Leser von heute unmittelbar wohl kaum helfen; denn er kann doch nicht darüber hinwegsehen, daß die Weissagungen des Tritojesaja (in Widerspruch zu der traditionellen Formel, daß das Alte Testament in Jesus Christus „erfüllt“ sei) nicht oder doch nur ganz anders, jedenfalls nicht in der prophezeiten und doch wohl kaum erwarteten Weise in Erfüllung gegangen sind.

Wesentlich und hilfreich für das Verständnis des Predigttextes erscheint mir aber, daß Jesus, den ein Zeitraum von einem halben Jahrtausend von den alten Propheten trennt, nach dem Zeugnis des Neuen Testaments ganz bewußt an die prophetische Predigt anknüpft und sie in Form seiner Predigt von der kommenden Gottesherrschaft nicht nur wieder aufnimmt, sondern, verbunden mit dem Ruf zur Umkehr, zum Zentrum seiner Predigt macht („Das Evangelium predigen vom Reich Gottes; dazu bin ich gesandt“). Wenn man das weiß, ist die Botschaft des Jesaja heute so akut wie einst. Sie will den „armen Gewissen und elenden, betrübten Herzen“, die sich in der Finsternis und im Dunkel der ihnen „heillos“ erscheinenden Welt nicht zurechtfinden, sagen, daß alles Heil einzig und allein von dem zu erwarten ist, von dem es im Predigttext heißt: „Doch über dir strahlt der Herr auf und sein Lichtglanz breitet sich über dir aus.“

Wenn wir uns von dieser Heilsbotschaft nicht treffen lassen, wenn wir etwa Anstoß nehmen an der zeitbedingten mythologischen Form der Verheißung und wenn wir nicht zur Umkehr bereit sind, dann ist — wie Luther schreibt — fürwahr alles nichts nütze, auch nicht die so „lebendigen, tröstlichen und herzlichen Sprüche“ des Jesaja-Buches.

Dr. Hermann Gleisberg, Grimma

Für junge Leser

Konzept eines Jugendgottesdienstes

Mitwirkende waren außer dem Ortspfarrer die ephorale Band, Glieder der Jungen Gemeinde und ein Solosänger sowie die Kurrende. Gesungen wurden aus den gelben bzw. grünen Heften, die Lieder 59, 19, 21, 12, 31 und 7, die vorher in den Gemeindegemeinschaften schon eingeübt wurden. Die Band spielte und sang dazu ohne Gemeinde: „Gott liebt diese Welt“ (Lied 1) und: „Es gibt ein Wort“, bei dem die Gemeinde den Refrain mitsang. Der Predigt lag Lukas 16, 19–31, die Perikope vom reichen Mann und armen Lazarus, zugrunde. Nach der Textverlesung (aus Die Gute Nachricht) erfolgte zunächst ein Anspiel.

In der 1. Szene sitzen der reiche Mann und mehrere Freunde an einem mit Weingläsern gedeckten Tisch und singen schunkelnd: Wir komm' alle alle in den Himmel, weil wir so brav sind... Der reiche Mann steht auf, erhebt sein Glas und spricht laut und deutlich: Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang, prost. Alle prosteten ihm zu. Er fällt tot hin. Es wird unauffällig alles weggeräumt, der reiche Mann wird auf den Fußboden gelegt und zugedeckt. Dann wird gesagt: Und jetzt tut sich ein Vorhang auf. Die geheimnisvolle Landschaft, die man auch Himmel und Hölle nennt, wird irgendwie sichtbar. Dieser da ist der reiche Mann. Wir haben ihn vorher schon kennengelernt. Es ging ihm zu seinen Lebzeiten mehr als gut. Er hatte Freunde noch und noch. Sein Leben war ein einziger Genuß. Er feierte nur einmal, und das war im-

mer. Jetzt — in der Hölle — ist es ganz anders: Alles nur noch eine elende Qual, ein unerträglicher Zustand. Und da ist der arme Lazarus (bequem in einem Lehnstuhl sitzend). Er lag vor der Tür des Reichen. Von seinen Eiterbeulen sieht man nichts mehr. Er sitzt in Abrahams Schoß, d. h. es geht ihm gut, er ist geborgen.

2. Szene: Der reiche Mann spricht genau nach dem Wortlaut der Bibel mit Abraham (Vers 24 bis 26), der hier auch auftritt. Nach dem ersten Gespräch Abraham-reicher Mann übernimmt jemand die Stimme der Kritik: a) Ist die Verströung auf ein ungewisses Jenseits nicht der Versuch, die Elenden und Ausgebeuteten mit ihrem Geschick zu versöhnen? Soll nicht dadurch ihr Wille zur Änderung der Verhältnisse abgelenkt werden? Statt Hammer sollen sie Amboß sein für die Ausbeutergesellschaft. b) Könnte nicht der Gedanke vom reichen Mann in der Hölle aus dem Haß derer kommen, die zu bequem oder unentschlossen sind, sich ihr Glück selbst zu schmieden? Antwort: Jesus und die Bibel reden aber doch von einer kommenden Änderung der Verhältnisse. Das wollen wir jetzt gleich singen: Lied 21.

Zwischenszene (evtl. auf Tonband aufgenommen). Man hört plötzlich „Jesus, meine Zuversicht“ (Vers 1 genügt vollkommen). Der reiche Mann springt auf und ruft ganz erregt, indem er zur Musik zeigt: Das ist meine Beerdigung. Man hört die Worte des Pfarrers: Du aber ruhe im Frieden des Herrn, und das ewige Licht leuchte dir! Man vernimmt

zwei lobende Nachrufe von Freunden bzw. Bekannten des reichen Mannes, die ihn wegen seiner Gastfreundschaft und Tüchtigkeit rühmen. Der reiche Mann gibt dazu seine Kommentare, aus denen deutlich wird, daß er jetzt von seinen Freunden gar nichts mehr hält. Zum 1. Nachruf: „Was nützen mir jetzt die Scheißkerle“ und auf den 2. Nachruf, der mit „Ruhe sanft“ schloß, antwortet er: „Halt die Schnauze, von wegen hier sanft ruhen.“

3. Szene: Vers 26 bis 31 wieder nach der Bibel im Dialog zwischen dem reichen Mann und Abraham gesprochen.

Jetzt folgt die Predigt, wobei zu beachten ist, daß der Schlüssel des ganzen Textes Vers 29 „Sie haben Mose und die Propheten“ sein dürfte. Wer auf sie (für uns ist das Jesus und die Apostel) hört, handelt richtig.

Nicht übersehen werden darf, daß nach der Intention des Textes (wenn auch nicht ausdrücklich ausgesprochen) der reiche Mann im Sinne der Bibel keinen, der arme Lazarus aber Glauben hatte. Aber auf diese Dinge wird der Prediger bei der Vorbereitung auch stoßen.

Es empfiehlt sich, ein zu diesem Text passendes Gebet zusammenzustellen, was eigentlich die Junge Gemeinde selbst tun könnte. Das Dankopfer sollte etwa für „Brot für die Welt“, die Blindenmission o. ä. bestimmt sein.

Der Gottesdienst kann selbstverständlich auch ohne Band gehalten werden. (Großgrabe)

Wo wir helfen • können



Demokratische Republik Vietnam

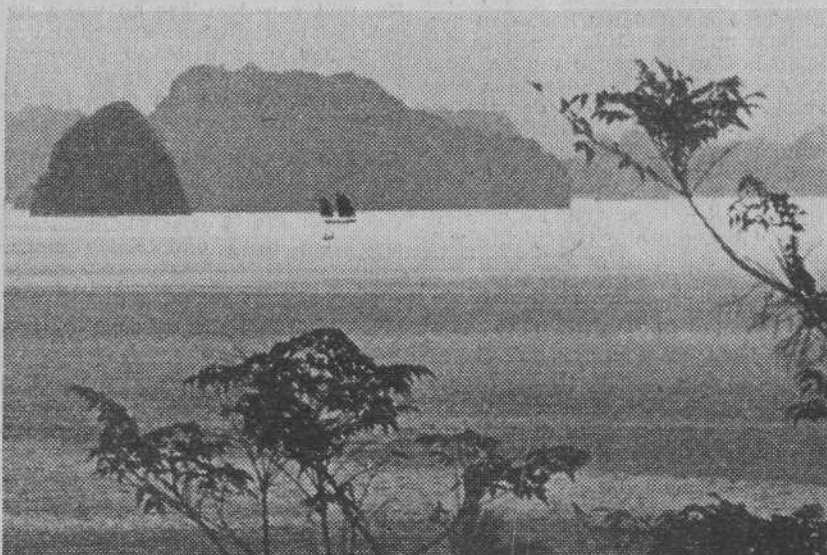
links: Dom in Hanoi;

Mitte: Kinder aus Hongai;

rechts: Kirche in Hanoi

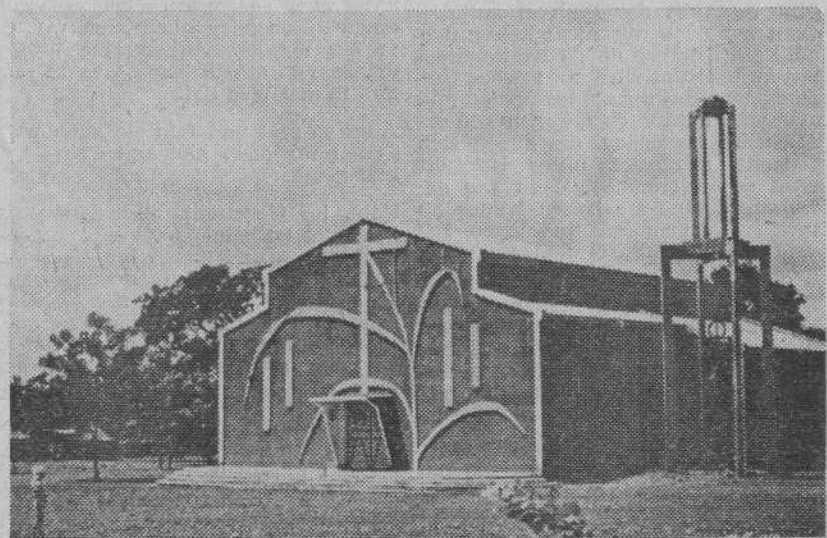


Krankenhaus der Vietnamesisch-Deutschen Freundschaft — Benh Vien Viet Duc in Hanoi. Das größte Solidaritätsobjekt der DDR in der DRV. Es wurde 1956 von der DDR vollständig neu eingerichtet und soll jetzt rekonstruiert werden. Während des Krieges operierten 32 Ärzte und Spezialisten Tag und Nacht in Operationsbunkern, die durch Notstromaggregate mit Elektrizität versorgt wurden. Einen besonderen Ruf erwarb sich das unter der Leitung von Professor Tun that Tung stehende Krankenhaus durch Leberkrebsoperationen.



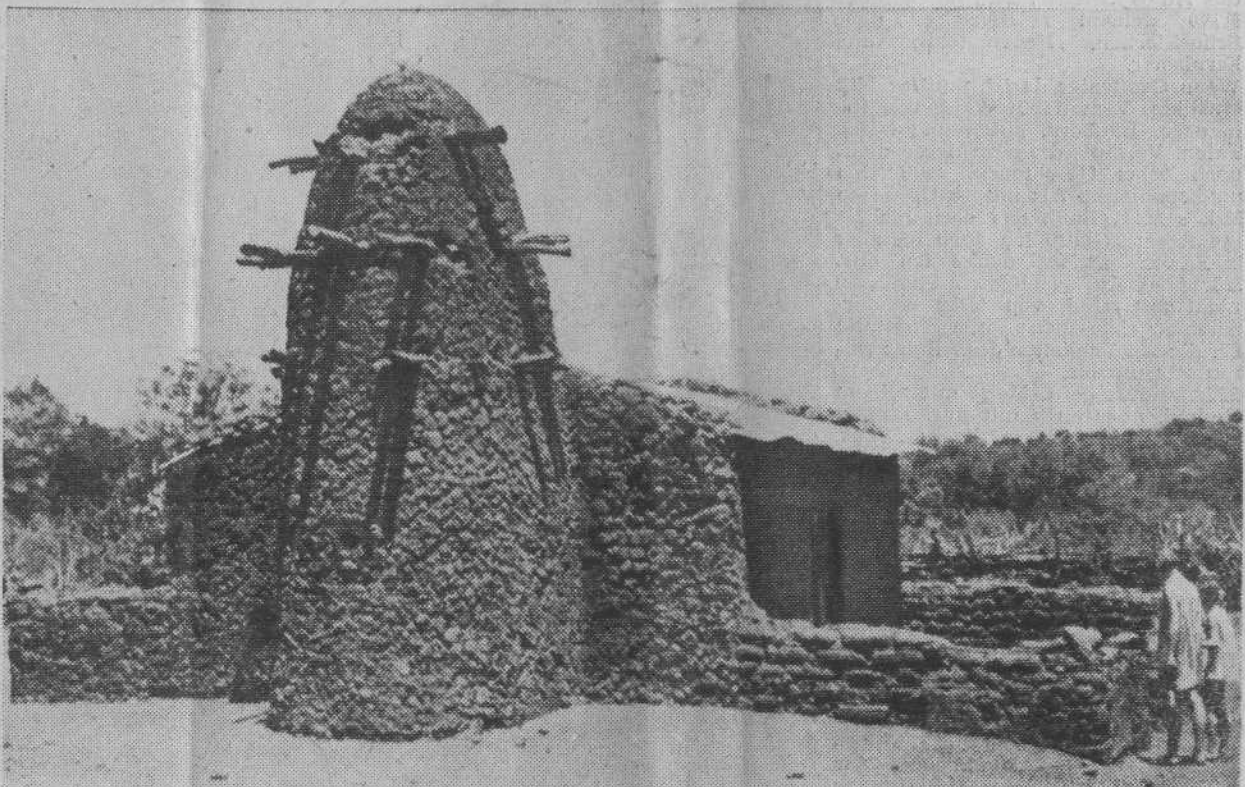
Die Halong-Bucht mit mehr als 3000 Inseln — meist aus dem Meer aufragende bizarre Felsen — liegt 165 Kilometer östlich von Hanoi. Die Bergarbeiterstadt Hongai, zugleich Fischerhafen, die in dieser Bucht liegt, wurde 1965 und 1972 von USA-Bombern schwer beschädigt. In Hongai wird Anthrazit im Tagebau gefördert und in viele Länder verschifft.

Junge Fulbefrau aus Mali. Mali ist neben Mauretanien, Senegal, Obervoluta, Niger und Tschad eines der afrikanischen Länder, die von einer jahrelangen Dürre hart betroffen werden. Die Fulbefrau auf unserem Foto trägt ihren gesamten Besitz bei sich, weil es einer alten Sitte entsprechend möglich ist, daß ein Mann bei einer Scheidung seine bisherige Frau so, wie sie geht und steht, davonjagen kann. Durch ein neues Ehegesetz ist diese demütigende Sitte abgeschafft worden. Die Mütter in Mali tragen ihre Kinder mitunter bis zu 18 Stunden am Tage mit sich.



Katholische Kirche in Zantiébougou (Mali)

Fotos: Ihlow (5), Förster (3)



Kleine Moschee in Makano, etwa 20 Kilometer von der Hauptstadt Bamako (Mali) entfernt. Typisch für die islamischen Gotteshäuser in den kleinen Dörfern Malis sind die herausragenden Balken und die Straußeneier auf den Türmen.

Kari will nach Hause

Erzählung von Axel Hambræus

Am Morgen kam eine blasse und müde kleine Kari zu der Arbeit herunter.

„Liebes Kind, wie siehst du denn aus?“ sagte die Pastorin. „Geht es dir nicht gut?“

„Es geht mir schon gut, aber ich bin die ganze Nacht wachgelegen.“

„Wach bist du gelegen?“

„Ja, ich bin so bedrückt!“

„Warum bist du denn bedrückt?“

„Das kann ich doch nicht sagen.“

„Doch ja, das kannst du schon! Sag es mir!“

„Befiehlt die Frau, daß ich es sage?“

Die Pastorin biß sich auf die Lippen — sie konnte der Kari nie beibringen, etwas anderes zu sagen, als jenes wunderliche „die Frau“.

„Ja, sag es“, bat sie.

Kari blickte zur Pastorin auf. Ihr Gesicht drückte niemals wechselnde Gefühle aus. Jetzt sagte sie ebenso ruhig, als ob sie erzählt hätte, daß sie einen Korb Brennholz oder einen Eimer Wasser heringetragen habe: „Ich sehne mich nach meinem Heim, ich sehne mich nach meinem Vater und nach meiner Mutter, nach meiner Schwester Rankka und nach meinem Bruder Matti. Hier ist keine richtige Weihnacht. Hier gibt es keine Sauna, und hier wird kein Stroh auf die Diele gebreitet, hier gibt's auch keine Feuerstelle, wo man Kohlenmännchen anzünden kann. Wie soll es hier Weihnachten werden können?“

Da steht nun die Pastorin ganz verblüfft. Sie hatte gedacht, daß es für die kleine Kari aus der Finnmark eine Weihnacht geben würde wie nie zuvor. Sie hatte gedacht, daß es eine himmlische Herrlichkeit für sie werden würde, all das mitzumachen, was man jetzt vorbereitete. Kari war ja noch nie in einer Weihnachtsfrühmesse gewesen, und nie zuvor hatte sie einen Weihnachtsbaum gesehen. Der einzige Christbaum, den man dort oben hatte, war einer am Zaunpfosten mit der Garbe für die Vögel. Und Weihnachtsgeschenke kannte man auch nicht in der Finnmark. Woher hätte man die bekommen sollen! Die einzige Unterhaltung waren die Kohlenmännchen, außer dem Weihnachtstroh natürlich. Das Weihnachtstroh, das wurde über die

ganze Diele ausgebreitet, und man mußte hübsch Obacht auf die Funken vom offenen Feuer geben, aber wie selten gab es Funken, denn in der Weihnachtszeit brannte man nur Klenholz, teeriges Trockenholz, das nicht sprühte, sondern nur still und klar leuchtete. Und als dieses Feuer heruntergebrannt war und nur noch ein Häuflein glühender Kohlen blieb, kam dann das große Weihnachtsspiel, die Kohlenmännchen. Dann versammelte sich die ganze Familie ums offene Feuer, der Vater, die Mutter, die Kinder und die Großeltern. Der Vater spaltete lange, schmale Kienespäne. Sie mußten alle gleich schmal und gleich lang sein, das war sehr wichtig. Auf eine Ende steckte die Mutter dann eine Kartoffel, und das andere Ende wurde in den Gluthaufen gesteckt, alle Späne auf einmal — das war auch sehr wichtig! Und dann fingen die Späne Feuer und brannten so prächtig. Sieben lange Hölzchen, sieben lange, schmale Körper mit einem Kartoffelchen oben auf als Kopf. Und jeder paßte aufmerksam auf, wie sein „Männchen“ brannte. Es konnte lange dauern, bis ein Kohlenmännchen so weit heruntergebrannt war, daß es umkippte und die Kartoffel in die Asche rollte. Aber dann wußte man, wer zuerst sterben würde. Und es war beinahe etwas besonders Feines, zuerst zu sterben. Voller Begeisterung, selig vor Freude konnte der Matti den ganzen Abend rufen: „Matti stirbt zuerst! Matti stirbt zuerst!“ Die Mutter weinte dann ein Tränchen, und die Alten seufzten. Aber der Vater glaubte nicht so recht daran, er hatte wohl gemerkt, daß es nicht ganz stimmte.

Aber nun sollte Kari beim Spiel mit den Kohlenmännchen nicht dabei sein dürfen. Ob die daheim in der Finnmark dennoch auch für sie einen Span anzünden würden? Dieser Gedanke war es, der sie die ganze Nacht wachgehalten hatte.

Sie saßen nun beim Wurstmachen. Die Pastorin hantierte mit dem Küchenmesser, Kari mahlte und Astri stopfte. Lange, dralle Würste von allerlei Sorten entstanden, Fleischwurst, Kartoffelwurst, Grützwurst, Bregenwurst, Leberwurst und Lungewurst.

„Singt ihr nie ein Kirchenlied oder lest in der Bibel am Heiligen Abend?“ fragte die Pastorin.

„Am Heiligen Abend doch nicht, die Frau, nie und nimmer“, sagte Kari. „Dann spielen wir im Stroh und mit den Kohlenmännchen, und nachher essen wir, und dann schlafen wir. Aber vorher baden wir noch in der Sauna.“



Nienstedt im Mansfelder Kupferschiefergebiet

Foto: Steffen

„Aber bekommt ihr denn während der ganzen Weihnachtszeit kein Gotteswort zu hören?“ fragte die Pastorin.

„Kein Gotteswort? Was sagt nur die Frau? Gewiß bekommen wir das Wort Gottes zu hören! Am ersten Weihnachtstag tun wir das. Dann weckt uns der Vater mit dem Glöckchen, und dann zündet er das Feuer am Herd an. Dann ist's kalt, die Frau, so kalt, daß es aus dem Munde dampft, aber im Stroh ist's warm, und wir setzen uns auf und singen:

Vom Himmel hoch, da komm ich her. Und dann lesen und singen wir den ganzen Tag, die Frau, der Vater tut in der Bibel lesen, und wir singen, den ganzen Tag, nur nicht, wenn wir essen und die Kühe und die Ziegen versorgen, natürlich. Ja, das Wort Gottes bekommen wir schon zu hören!“

Die Pastorin dachte, daß Kari das Wort Gottes so ausgiebig nicht einmal im Pfarrhof zu hören bekommen würde. Und deshalb sprach sie mit ihrem Mann von Karis Heim-

weh. Als er sich das angehört hatte, sagte er sogleich: „Laß sie fahren, Mutter, laß sie fahren! Aber sie muß sich am Tage vor dem Weihnachtsabend auf den Weg machen. An dem Tage fahren Finnenleute in diese Richtung hinauf. Wenn die sie beim Djupan absetzen, kann sie den Stromlauf entlang heim nach Korpilampi finden. Dann ist keine Gefahr, daß sie den Weg verlieren könnte, nicht einmal, wenn sie in ein Schneegestöber hineingeraten würde.“

Die Prinzessin von Babylonien

Erzählung von Selma Lagerlöf

Es war an einem dunklen Winterabend in der kleinen Hütte Skrolycka. Katriona, die Bäuerin, saß da und spann, und die Katze lag auf ihrem Schoß und spannte auch so mit sie konnte. Der Mann, Jan Andersson, saß am Herd und wärmte sich mit dem Rücken gegen das Feuer. Er war den ganzen Tag in Erik Fallas Wald gewesen und hatte Holz gehackt, da konnte niemand von ihm verlangen, daß er jetzt, wo er daheim war, noch eine andere Arbeit vornehmen sollte. Nicht einmal Katriona hatte etwas dagegen einzuwenden, daß er jetzt nichts anderes tat, als mit ihrem kleinen Mädchen zu spielen

und zu plaudern, das diesen Winter in sein fünftes Jahr ging. Katriona ging ihren eigenen Gedanken nach und hörte nicht viel darauf, was der Mann und das Kind miteinander schwatzten. Aber auf eines hielt sie streng. Sie konnte es nicht leiden, wenn Jan der Kleinen sagte, daß sie so schön und besonders sei, und das tat er gar zu gerne. Denn wenn Klara Gulla schon als kleines Kind eine hohe Meinung von sich selbst bekam, dann wußte ja Katriona, daß nie und nimmer ein vernünftiges Frauenzimmer aus ihr werden konnte. Jan trieb es zu arg, er kam auf alles Mögliche, was das Kind hoffärtig machen mußte. Aber an diesem Abend war Katriona ganz ruhig, denn nun saß er da und erzählte von Dingen, die sich früher einmal in der Welt zugetragen hatten, zu der Zeit, als die Erde erschaffen wurde und die Menschen sie zu füllen begannen. Er war gerade dabei, die alte Geschichte vom Turm zu Babel zu erzählen, und da konnte man ja hoffen, daß er keine Gelegenheit finden würde, mit seinen gewohnten Torheiten zu kommen.

„Ja, und da haben sie Lehm herbeigeschleppt“, sagte Jan, „und sie haben Ziegel geschlagen, und Kalk haben sie gelöscht und ein Gerüst aufgerichtet, und mit jedem Tag ist der Turm höher geworden.“

Sie haben schon gewußt, daß es unserem Herrgott nicht recht ist, wenn sie den Turm bauen, aber danach haben sie nicht viel gefragt. Denn sie hatten sich einmal vorgenommen, sie wollten bis zum Himmel hinauf, um zu sehen, wie's dort aussieht. „Hört einmal, ihr guten Leute“, hat da der liebe Gott gesagt, „jetzt sag ich's euch aber zum letztenmal: Wenn ihr nicht gleich von hier weggeht und mit der Bauerei aufhört, dann kann ich mir nicht helfen, ich muß ein Unglück über euch kommen lassen. Und das wird ein solches Unglück sein, das ihr nie loswerdet, und niemand kann euch dagegen helfen.“ Aber die Menschen, die haben sich gedacht, ach was, unser Herrgott wird schon langmütig sein wie gewöhnlich. Und sie haben weiter an ihrem Turm gebaut, und jeden Tag sind sie ein Stückel höher gekommen.

Da ist aber unser Herrgott hergegangen und hat ihre Sprache ganz durcheinandergebracht. Siehst, bis zu dem Tag haben sie so gesprochen, daß eins das andere verstanden hat, aber jetzt war's damit aus.

Wenn die Maurermeister jetzt sagen wollten: „Gib mir Lehm!“, dann haben sie statt dessen gesagt: „Fitzliputzli, Fitzliputzli.“ Und wenn die Lehrlinge fragen wollten, was sie denn meinen, da haben sie gesagt: „Erbe, derbe, mirbe, marbe.“ Na, da kann man sich nicht wundern, daß

sie sich nicht verstanden haben. Die Meister, die haben geglaubt, die Lehrlinge wollten sie zum Narren halten. Aber wenn sie sagen wollten: „Sprecht doch ordentlich, dann haben sie gesagt: „Ullen dullen dorf!“ Na, und wenn die Lehrlinge fragen wollten, warum sie ein so böses Gesicht machen, da haben sie nichts anderes herausgebracht als: „Abrakadabra!“ Und da sind sie alle miteinander zornig geworden und sind sich in die Haare gefahren und haben zu raufen angefangen.

Na, und von dem Tag an war's aus mit der Freundschaft zwischen den Menschen, und niemand hat mehr daran gedacht, weiter an dem Turm zu bauen, sondern ein jedes ist für sich gegangen.“

Als Jan in seiner Erzählung so weit gekommen war, schielte er zu Katriona hinüber. Der Spinnrocken stand still, und es sah beinahe aus, als seien Frau und Katze eingeschlummert.

Da nahm Jan seine Erzählung wieder auf. Er senkte die Stimme nur ein wenig.

„Aber unter all den anderen dort in Babylon, die an dem Turm gebaut hatten, waren auch ein König und eine Königin, und die hatten eine kleine Prinzessin. Und auf einmal fing auch dieses kleine Mädchen an, so närrisch zu sprechen, daß die Eltern und alle anderen Leute nicht ein einziges Wort verstanden haben.“

Da wollten der König und die Königin sie nicht mehr auf ihrem Schloß behalten, sie haben sie fortgejagt, und sie mußte ganz mutterseelenallein in die große, weite Welt hinaus. Da war sie natürlich ganz verzagt. Sie hat ja nicht gewußt, wem sie da unterwegs begegnen würde. Für einen Bären oder einen Wolf war es ja ein Kinderspiel, so eine kleine Prinzessin aufzufressen, wenn sie ihm in den Weg lief.

Aber so zart und fein sie auch war, so hat ihr doch niemand etwas zuleid getan.

Nein, im Gegenteil, alle, denen sie begegnet ist, sind freundlich auf sie zugegangen und haben ihr die Hand gegeben und gefragt, wo sie denn hin wolle. Aber was sie zur Antwort gegeben hat, davon haben sie kein Wort verstanden, na, und da haben sie sich nicht weiter um sie gekümmert.

So lieb und fein wie sie war, brauchte sie nur in die Schlösser und Burgen hinaufzukommen, da haben sie die Türen sperrangelweit aufgerissen und sie hineingehen lassen. Aber wenn sie den Mund aufgemacht und man ihre närrische Sprache gehört hat, da hat sie gleich wieder fort müssen.

Mein Junge

Fünf ist er, weißblond und mir nicht gerade aus dem Gesicht geschnitten. Wenn er auf der Geige herumerschubbt: „Morgen kommt der Weihnachtsmann“, sitze ich andächtig. Erstens ist mir eine Geige etwas Vollkommenes, und zweitens kann ich nicht mal Flöte spielen. Respekt habe ich vor ihm auch, weil er tapfer ist: Selbst beim Zahnarzt weint er nicht.

Arglos ist er. Sein Großvater — schwer zu sagen, wer von beiden den anderen mehr liebt — nannte ihn im Scherz dumm. Mik, der nichts verstanden hatte: „Ja, ich bin dein Freund.“ Von Freundschaft hält er was; zu mir sagt er: „Wenn du mein Freund bist, bin ich auch dein Freund. So ist das bei mir.“

Er unterscheidet Haus- und Nauschuhe, behauptet, daß Muttis Tasse gestern nicht entzwei, sondern entviergegangen sei und erklärt, sein Kranauto wäre nun abgeliebt. Was die Autos betrifft: Mit mir an der F170 stehend referiert er über Schockfarben, Heckmotoren und Fernlaster.

Wenn Großvater da ist, muß er Mik erzählen. Vom tiefen Wald, von Indianern, Räubern, guten und bösen Taten. Verläuft die Geschichte nicht nach Miks Geschmack, muß Opa umdisponieren. Als unsere Große zu Mik sagt: „Glaub das doch nicht!“ meint er: „Glaub ich auch ni, aber is so schön.“ Ja, denke ich mir, Nüchternheit schließt Phantasie nicht aus. Und, von Miks Kinderträumen abgesehen: Ohne Phantasie für die Möglichkeiten des Alltags wären wir nutzlos.

Mik kämpft gern. Meist mit seinem Freund, aber auch mit mir. Einmal kommt er mit einem Stock: „Papa, ich muß dich kämpfen, du bist eine Hexe, ein Böser.“ Vielleicht machen wir Großen auch manchmal aus jemandem einen Bösen, nur etwas raffiniert.

Einmal verschüttet Mik sein Kompott, und ich schimpfe: „Ich steck dich noch raus!“ Er fix zur Tür, öffnet sie und ruft: „Bin schon raus.“ Er hat stets Zeug in Händen oder Taschen, das er „gebrauchen kann“. Strick z. B. für einen Bogen, bei dem ich helfen muß. Andermal lassen wir einen Drachen steigen oder füttern miteinander die Kaninchen. Am liebsten aber liegen wir zusammen auf dem Sofa, gucken uns an, und Mik achtet darauf, daß er genauso daliegt wie der Papa.

Lorenz Alt

Maria mit dem Kind, Münzaltar der Annaberger St. Annenkirche

Foto: Röber



G. E. L. CHURCH
BOARD OF EVANGELISM AND LITERATURE

Director & Secretary, *Acting President*
C. K. Paul Singh, B. D., DR. THEOL. (BERLIN)

G. E. L. CHURCH
RANCHI, BIHAR/INDIA

Ref. Memo. NoBEL/113/74

The Jan. 9, 1974

P. Bruno Schottstaedt
1017 Berlin.

7.1.74 Sy

Dear brother Bruno,

We are very sorry that you are unable to visit our church as you are not issued India Visa. With this respect an inquiry is going bially. I have met the highest officer of that branch. He informed me that your visit will be possible in February 1974. I do not know what obligation you have in February 1974 in GDR and outside. However I shall request you both with Pastor Orphal to visit us in February 1974.

This time I had to cancell some of the appointments in congregations with you. In some places I myself went to represent you both. In many places brethren were assembled in big gathering to meet you and to hear your message. The celebration of 200th years Birth-day of Father Gossner shall go through out the year 1974 till 14th Dec. Therefore you are again requested to make a plan to come in February 1974.

Wishing you my best regards .

Yours sincerely,

C. K. Paul Singh
(C.K. Paul Singh)

Christen in einer sozialistischen Gesellschaft leisten kann und muß. Nur wollen wir dabei die objektiven Gesetzmäßigkeiten dieser Welt in dieser unserer Epoche berücksichtigt sehen, damit das Evangelium nicht in die fatale Nähe der Systemkonformität mit der bürgerlichen Gesellschaft gerät, die wohl einmal berechtigt und objektiv bedingt war, aber heute

nur noch ihren Abgesang im Theatrum mundi zelebriert. Um das Evangelium aus dieser seiner Gefangenschaft und historischen Befangenheit endlich zu befreien, um den Wirkungen des Geistes und der Kraft, die es entbindet, ein weites Feld der Tätigkeit zu eröffnen, darum kämpfen wir für die rechte Parteinahme – auch in Sachen Toleranz.

(1820 bis 1824), eine lebendige ökumenische Gemeinde und war in ganz besonderer Weise Gemeindepfarrer der Böhmen in Berlin.

Wie einst Hus in Prag seine Bethlehemskapelle hatte, von der aus Segensströme in das ganze Land gingen, so hatte auch Gossner seine Bethlehemskirche, die innerhalb Schleiermachers Dreifaltigkeitsgemeinde (und Schleiermacher unterstützte Gossner von Anfang an sehr – nicht zuletzt gegen das evangelische Konsistorium!) ein Zentrum für neue diakonische und gemeindliche Arbeiten geworden war.

Mut zur Veränderung

Zum 200. Geburtstag von Johannes Evangelista Gossner

Die Gossner-Mission in der DDR, die im Dezember 1974 auf 20 Jahre selbständige Arbeit als Werk der evangelischen Kirchen zurückblicken kann, feierte zusammen mit allen Mitarbeitern und Freunden in der DDR und in der ökumenischen Bewegung am 14. Dezember 1973 den 200. Geburtstag des Gründers der Gossner-Mission: Johannes Evangelista Gossner.

Johannes Gossner war ein Charismatiker eigener Prägung, und er mußte auf seinem Lebensweg Erfahrungen besonderer Art sowohl in der katholischen als auch in der evangelischen Kirche machen.

Gossner wurde im katholischen Schwaben geboren. Er war das zehnte von 13 Kindern. Sein Vater war Bauer. Schon während der Studienzeit war Gossner unter den Einfluß erwecklicher Prediger und Lehrer geraten; die Mystik hatte es ihm angetan. So ist er faktisch schon als Student ein Schüler des reformierten Pfarrers Lavater in Zürich und bald danach auch von Zinzendorf geworden.

Als katholischer Pfarrer übersetzte er Thomas a Kempis und arbeitete an einem Entwurf einer brüderlich-verbindlichen Gemeinde innerhalb der katholischen Kirche. In der katholischen Kirche erfuhr Gossner die Härte des kirchlichen Regiments. Er wurde mehrmals versetzt, mußte in das sog. Priester-Korrektionshaus und fand in seiner Kirche keinen Platz mehr zur Verkündigung der „Gerechtigkeit aus Glauben allein“. In der evangelischen Kirche, in der

Gossner ab 1829 in Berlin amtierte, bekam er gleichfalls Härte und Starrheit des Kirchenregimes zu spüren. Von den evangelischen Konsistorialbeamten wurde er sehr kritisch beobachtet, mehrmals zurechtgewiesen, und oft wurde ihm die Ordnung der Kirche vor Augen gehalten. Charismatiker wie Johannes Gossner haben es zu allen Zeiten schwer, innerhalb der verfaßten Kirche zu arbeiten. Sie leiden unter der Kirche als „Ordnungsmacht“ immer mehr als unter der Welt!

Gossner hatte bis zum Schluß seines Lebens Freunde in allen Kirchen, auch in den Freikirchen. An ihm kann darum studiert werden, wie die Menschwerdung Gottes dazu hilft, daß sich Freunde finden: Und echte ökumenische Bewegung war immer ein Stück Freundschaftsbewegung. Da ist das Sich-nur-Orientieren an sog. Bekenntnisschriften eine sekundäre Sache. Das Christsein vollzieht sich in der Nachfolge Jesu und im Bekennen seines Namens unter den Zeitgenossen.

Dem Ökumeniker Johannes Gossner, der bei der Gründung der Basler Mission Pate stand, der Kindergärten und das erste evangelische Krankenhaus in Berlin baute, der mit Auswanderern nach Amerika und Australien Prediger aussandte und der insbesondere ein Missionswerk unter den Ureinwohnern Indiens begann, war Gott in besonderer Weise gnädig.

Er durfte die Herrnhuter Brüdergemeine kennenlernen. Er erlebte im damaligen Rußland, in Petersburg

Johannes Gossners Anliegen war es, mitzuhelfen, daß eine lebendige Gemeinde in aller Welt existiert und von der „unerschöpflichen Liebe Gottes“ her den „uralten katholischen Glauben“ lebendig hält. Der uralte katholische Glaube bedeutete für Gossner: Ablassen vom heuchlerischen Tun der guten Werke und Einlassen auf den Ruf Christi, mit Christus ein neues Leben zu beginnen. Und das neue Leben der Christen sollte sich in einer lebendigen ökumenischen Gemeinde zeigen!

Heute gibt es in Indien eine selbständige evangelisch-lutherische Gossner-Kirche, die schon seit 1919 selbständig ist. Sie ist die älteste selbständige Kirche aus der Missionsarbeit des vergangenen Jahrhunderts in Indien. Zu dieser Kirche haben auch die Kirchen in der DDR inzwischen eine neue Partnerschaft aufgebaut. Und es gibt die Gossner-Mission in der BRD, in Mainz (Horst Symonowski!), und in Westberlin – zwei Zentren für ökumenische Arbeit, die als Orte des Friedensgesprächs und der Friedensarbeit bekannt geworden sind.

In der DDR hatte die Gossner-Mission von Anfang an eine besondere Aufgabe. Hier ging es in den fünfziger und sechziger Jahren darum, Kirchen und Kirchengemeinden zu helfen, ihr Gemeindesein in einer sozialistischen Gesellschaft neu zu beginnen und neu zu verstehen. Die Freiheit, die Gossner für sein Werk gegen die Kirchenbehörden errungen hatte, mußte auch bei uns bleiben.

So lebt die Gossner-Mission in der DDR aus der echten Tradition des Johannes Gossner, und sie versucht, innerhalb der sozialistischen DDR an der Erkenntnis festzuhalten, daß Erneuerung der Gemeinde Jesu Christi

gekoppelt sein muß mit echter Mitarbeit in der Gesellschaft. Gleichzeitig bemüht sie sich, vom Glauben her das Leben in einer ökumenischen Gemeinde einzuüben. Die ökumenische Gemeinde ist nicht nur ein Thema unter anderen, sondern Ziel und Wirklichkeit zugleich.

Die Mitarbeiter der Gossner-Mission versuchen, zu leben, was sie glauben. Wichtige Aktivitäten sind: die Arbeit mit Laien, die theologische und praktische Arbeit mit Pfarrern, die Entwicklung von neuen Gemeindeformen, das Einüben neuer Formen christlicher Unterweisung u. a. m.

Im Bemühen um internationale politische Solidarität betreiben die Mitarbeiter der Gossner-Mission in der DDR Solidaritätsdienste, bei denen es um die Unterstützung des Gesundheitswesens in der DRV und in Algerien geht, insonderheit aber auch um die Bewußtseinsbildung in den Kirchengemeinden. Eine Parole ist: Gelebte internationale Solidarität muß Arbeitsthema jeder Kirchengemeinde werden! Und wenn die Gossner-Mission in der DDR anlässlich des 200. Geburtstages von Johannes Evangelista Gossner in Zusammenarbeit mit der Christlichen Friedenskonferenz, in der viele ihrer Mitarbeiter aktiv tätig sind, ein internationales Friedensseminar unter dem Thema „Der Beitrag der Christen und Kirchen zur internationalen Solidarität und friedlichen Koexistenz“ durchführt, dann möchte sie erneut dazu mithelfen, daß Ökumene für die Kirchen in der DDR kein innerkirchliches Gespräch und Geschäft bleibt, sondern daß der ökumenische Beitrag der Kirchen sich auch politisch artikuliert. Internationale Solidarität und friedliche Koexistenz sind nicht Schlagworte; sie zeigen Richtungen an, in denen gelebt werden muß, wenn diese unsere Erde mehr Frieden haben soll.

Die internationale Solidarität ist heute eine große Herausforderung für die Kirchen zur Parteinahme, und kirchlicher Dienst in Europa kann sich auch nur als ein Beitrag zur Verwirklichung der friedlichen Koexistenz verstehen.

Die Gossner-Mission in der DDR hat schon vor Jahren ihre ökumenischen Arbeitsbeziehungen in die Kirchen integriert. Diese werden seit Mitte der sechziger Jahre vom Ökumenisch-

missionarischen Amt in Berlin wahrgenommen.

Nun aber geht es um einen neuen Abschnitt im Leben der Kirchen in der DDR, der mitzugestalten ist, und hierbei kommt es auf die Stimmen der Werke und Gruppen an, die bewußt als Teil der Kirche im ökumenischen Denken stehen und die dieses Denken in der politischen Orientierung unseres sozialistischen Staates entwickeln. Und so wie Gossner

sich in seinem Handeln nicht allein von Kirchengesetzen bestimmen ließ, werden auch wir in der neuen Etappe nicht kirchlich eng werden dürfen.

Indem wir unseren Dienst tun und uns dabei am Versöhnungswerk Christi für die Welt ausrichten, indem wir alle aufkommenden Fragen offen miteinander angehen und Lernende bleiben, werden wir den Mut zum Sich-Selbst-Verändern behalten.

Bruno Schottstädt

Menschenrechte und ihre Grundlagen

Von Prof. Dr. Gerhard Reintanz, Halle

Im Ringen mit dem Feudalstaat erkämpfte sich die ökonomisch erstarkende junge Bourgeoisie in den Revolutionen des 17. und 18. Jahrhunderts in England, Nordamerika und Frankreich politische Rechte zur Sicherung ihrer Freiheit und zum Schutz ihres Eigentums vor obrigkeitlicher Gewalt und Willkür. Mit Vorstellungen vom *Ius connatum*, dem Recht, das mit uns geboren wurde (Christian Wolff), und von der Gleichheit aller Menschen (Jean-Jacques Rousseau) schuf sich die Bourgeoisie ihre Ideologie im Kampf gegen das Fürstentum von Gottes Gnaden. Die Grundrechtskataloge der bürgerlicher Staaten des 18. und 19. Jahrhunderts sprachen von Menschenrechten, aber es waren Rechte für den Besitzbürger, nicht für die städtischen Lohnarbeiter und die leibeigenen Bauern. Die revolutionäre Losung von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit vertrat sich schlecht mit der Jagd nach Maximalprofit und wurde bald beiseite gelegt. Eine neue Klasse, das Proletariat, mußte heranwachsen, um diese Losung wieder aufzunehmen, mit neuem Gehalt zu erfüllen und durchzusetzen.

In den bürgerlichen Revolutionen zeigte sich, daß hinter den städtischen Besitzbürgern die Lohnarbeiter und Bauern standen, die den Besitzbürgern zu ihren neuen Rechten verhalfen, selbst aber um die Früchte ihres Mittuns gebracht wurden. Das gab neuen Konfliktstoff. Das junge Proletariat, das sich im 19. Jahrhundert herausbildete, meldete im

„Kommunistischen Manifest“ von 1848 seine revolutionären Forderungen an. Rousseau hatte schon vor der Französischen Revolution in seinem „Contrat social“ gewarnt: Freiheit und Gleichheit sind nur zu verwirklichen, wenn keiner so reich ist, daß er andere und den Staat kaufen kann, und keiner so arm, daß er sich selbst verkaufen muß. Der Kampf wurde vom internationalen Proletariat und dem ersten sozialistischen Staat, der Sowjetunion, geführt. Ein bedeutender Erfolg dieses weltweiten Kampfes zeichnete sich 1945 mit der Verabschiedung der Charta der Vereinten Nationen ab.

*

Aus den Erfahrungen der Völker in ihrem Kampf gegen den Faschismus, insbesondere aus ihrer Erkenntnis, daß die massenhafte und systematische Verletzung der Menschenwürde in aller Regel mit einer aggressiven Politik nach außen verbunden ist, ergab sich für sie die Schlußfolgerung, Menschenrechte nicht nur vom Staatsrecht, sondern auch vom Völkerrecht her zu postulieren. Die unbarmherzige Verhöhnung der Menschenwürde durch den Faschismus war Veranlassung dafür, in der Charta von Menschenrechten zu sprechen und ihre Respektierung zu einer wichtigen Grundlage für die Erhaltung von Frieden und Sicherheit zu machen; die Erklärungen der Anti-hitler-Koalition von Washington 1942, Teheran 1943 und Jalta 1945 waren wichtige Marksteine auf diesem Wege.

"Der Nichtchrist - unser Zeitgenosse"

- 1 a) Unter dem Sammelbegriff Nichtchristen sind nicht nur Marxisten subsummiert, sondern auch die sog. praktischen Materialisten, die "Grauzone", die sich zwischen Christentum und Marxismus befindet und mit deren Vertretern wir täglich konfrontiert werden.
- 1 b) Wenn von Christen die Rede sein wird, so nur im ganz allgemeinen Sinne, ohne im Einzelnen zwischen Kirchenchristen, Randchristen, Engagierten oder Nichtengagierten zu differenzieren.
- 1 c) Das Bild des Christen im Bewußtsein des Nichtchristen nachzuzeichnen, hat nur dann Sinn, wenn man von subjektiven Erfahrungen abstrahiert. Jedoch bleibt der weltanschaulich-politische Standort der Verfasser erkennbar.
- 2 a) Für Nichtchristen sind Christen zumeist Überbleibsel einer alten, überholten Gesellschaft und gelten als Bewahrer von bürgerlichen Traditionen, weil sie auf einer Lebensweise beharren, die verhindert, sich mit den gesellschaftlichen Veränderungen aktiv auseinanderzusetzen. Nichtchristen verurteilen bzw. schätzen (je nach Standort) eine solche Lebensweise, da sie ein apolitisches, ja z.T. sogar antisozialistisches Verhalten hervorbringt.
- 2 b) Statt sich zu bemühen, Natur, Geschichte und Gesellschaft zu begreifen und zu verändern, flüchten Christen in kultische Handlungen und leere Mitmenschlichkeit, indem sie, die äußere Not des Menschen verkennend, auf die Seele und das Jenseits verweisen und glauben, die gesellschaftlichen Probleme allein mit Nächstenliebe lösen zu können.
- 2 c) Das mystische Weltbild und die Abkapselung des Christentums in der sozialistischen Gesellschaft ziehen einen Teil Nichtchristen an, die an bestimmten gesellschaftlichen Entwicklungen und deren Rationalismus verzweifeln.
- 2 d) Christen werden nicht nach ihren Reden, sondern nach ihren Taten beurteilt. Man ist von ihnen enttäuscht, da sie den hohen ethischen Anforderungen und der von ihnen erwarteten größeren Bereitschaft zum zwischenmenschlichen Gespräch nicht gewachsen sind.

- 3 a) Dieses Bild vom Christen im Bewußtsein des Nichtchristen ist auch historisch gewachsen und hatte bzw. hat z.T. noch seine Berechtigung als Reaktion auf das Bündnis von Thron und Altar sowie auf die gesamte Unterdrückung des Emanzipationsprozesses der Menschen überhaupt.
- 3 b) Auch heute reagiert die offizielle Kirche immer noch als "Repräsentationskirche" gegenüber der nichtchristlichen Umwelt. Die verschiedenen Weisen der Reaktion reichen von antikommunistischer Aggressivität und Vertreibung über weltanschauliches Konkurrenzdenken bis zur Resignation.
4. Dies bewußt negativ gesetzte Bild vom Christen ist in seiner Negativität u.E. Herausforderung, christliche Existenz zu einem wirklichen Leben in der Welt werden zu lassen, für das uns Jesus befreit hat.
- 5 a) Die gegenwärtige Theologie, die dem Zeitgeist nicht rein ablehnend gegenübersteht oder ihn nicht nur als ~~Vesku~~ für ihr System mißbraucht, hat sich notwendigerweise mit der bürgerlichen Aufklärung, der klassischen deutschen Philosophie (Hegel) und z.T. sogar mit der Marx'schen Religionskritik auseinandergesetzt, ohne jedoch den Marxismus insgesamt schon zu reflektieren und für sich aufzuarbeiten. Dies steht noch aus; könnte aber über den rein theoretischen Dialog hinaus praktische Konsequenzen für Christen im Sozialismus haben.
- 5 b) Eine solche Theologie müßte das Begriffpaar Sendung und Bekenntnis wieder neu für uns interpretieren.
- 6 a) Für unser Thema bedeutet das: Den Nichtchristen weder als "anonymen Christen" für uns zu vereinnahmen noch eine rein praktizistische Kooperation zu suchen, sondern im alltäglichen Dialog den Nichtchristen kennen und verstehen zu lernen, ohne die Unterschiede zu verwischen und einen Zeugnisaus dem Wege zu gehen.
- 6 b) In der christlichen Gemeinde sollte der Nichtchrist, sei es im Gespräch, im gemeinsamen Nachdenken oder Gebet, nicht die Rolle des verlärenen Schafes zugeteilt bekommen, sondern wie das Gleichnis vom barmherzigen Samariter für die Juden und Pharisäer eine Herausforderung war, so sei Denken und Handeln des Nichtchristen für uns Herausforderung, unseren Glauben und unser Tun zu prüfen.
- 6 c) Deshalb sollte die christliche Gemeinde auch immer neue Begegnungen und Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit Nichtchristen auch in ihren Versammlungen und Gottesdiensten suchen, um dem Auftrag Jesu in der Gesellschaft gerecht zu werden.

Thesen zum Selbstverständnis der offenen Gemeinde Berlin
(Gossner-Mission in der DDR)

1. Die offene Gemeinde orientiert sich am Versöhnungsdienst Jesu Christi für die Welt: in Christus hat Gott alle Menschen mit sich versöhnt. Im Geiste des versöhnenden Gottes lebt die Gemeinde ihr Zeugnis in der Welt. Wort und Geist Jesu Christi sind die entscheidenden Bezugspunkte im gemeindlichen Leben.
2. Im Neuen Testament werden für die Ausrichtung des Dienstes in der Welt Charismen genannt (Weisheit-Reden, Erkenntnis-Aussprechen, Lehren, Heilen, Dienen, Leiten, Sprachen-Auslegen).
Diese Charismen sind für uns Funktionen, keine Ämter (keine kirchlichen Ämter). Darum versteht sich die offene Gemeinde als charismatische Gemeinde im Gruppendienst.
3. Die offene Gemeinde orientiert sich an einem Gemeindeverständnis, wie es in Bildern vom "Salz der Erde", "wanderndem Gottesvolk" und "Leib Christi" ausgedrückt wird. Von daher gibt es in der offenen Gemeinde keine qualifizierten Einzelnen im Gegenüber zu den unqualifizierten Vielen (Hirt und Herde).
4. Die offene Gemeinde ist ökumenische Gemeinde, d.h. die traditionellen Konfessionen sind nicht entscheidend für das Gemeinde-Sein.
5. Unter den Gliedern der offenen Gemeinde wird ein gewisses Maß an Verbindlichkeit praktiziert. Die Glieder kommen freiwillig zusammen, bringen Bereitschaft zum Eingehen von Engagements mit, wollen füreinander einstehen und üben offene Kritik aneinander.
6. Das Herrenmahl bildet die Mitte in jeder gottesdienstlichen Versammlung der offenen Gemeinde. In der Versammlung erinnert sich die Gemeinde mit Hilfe biblischer Berichte der großen Taten Gottes, dankt sie Gott und betet für die Welt.
7. Die offene Gemeinde weiß sich durch Christus in die Welt gesandt: sein Liebesgebot verpflichtet die Glieder der offenen Gemeinde zum Dienst in der Gesellschaft.
Darum:
 - lassen sich die Glieder der offenen Gemeinde auf politische Aufgaben in der Gesellschaft ein,
 - besprechen sie gesellschaftliche Fragen in ihren Versammlungen,
 - gestalten sie immer wieder neu die Gemeindezusammenkünfte,
 - üben die Glieder Partnerschaft zwischen Erwachsenen und Kindern,
 - suchen die Glieder immer neue Begegnungen und Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit Nichtchristen - auch in ihren Versammlungen -,
 - sorgen die Glieder für Schwache, Geschädigte und Benachteiligte im weitesten Sinne.

Die offene Gemeinde möchte mit ihrem Dienst in der Welt und ihren Versammlungen ein Zeichen dafür setzen, daß Jesus Christus gegenwärtig ist.

6.9.73

Herrn
Pfarrer
Albruschat

27. Dezember 1973
sz

1 Berlin 19
Kaiserdamm 118

Sehr geehrter Herr Pfarrer Albruschat!

In der Anlage übersende ich Ihnen im Auftrag von Herrn Pastor Seeberg Durchschlag eines Schreibens von Herrn Pfarrer Schottstädt vom 21.d.M. an "The National Christian Council of Japan" mit der Bitte, diesen Durchschlag nach Japan zu senden, da Pfarrer Schottstädt nicht sicher ist, dass sein Originalbrief dort ankommen wird.

Mit freundlichen Grüßen und den besten Wünschen für das kommende Jahr

42
(Sekretärin)

Anlage

G. E. L. CHURCH

BOARD OF EVANGELISM AND LITERATURE

Director & Secretary

C. K. Paul Singh, B. D., DR. THEOL. (BERLIN)

Ref. Memo. No. BEL/105/73

G. E. L. CHURCH
RANCHI, BIHAR/INDIA

The Dec. 8, 1973.

Pastor Bruno Schotstadt
Okumenisch-Missionarisches Amt
1017 Berlin
Georgen Kirch Str. 70.



Dear Sir,

Herewith I am sending a copy of the Quarterly News from Gossner Church for your information and further circulation if felt necessary. This is line with the agreement among the churches in Germany and the Gossner Church. The News are self explanatory. The Gossner Church is passing through an internal administrative crisis. Personally I am very sorry that I have been involved in the crisis. Your prayer and advices are very urgent at this moment. Please do help us in any way possible on your behalf.

Thanking you.

Yours sincerely,

C. K. Paul Singh
(C.K. Paul Singh)

Director,

B.E.L.

Enclosed :

As stated above.

X Am 27.12.73 Osh. P. Seeburg
an Frau Grizolotti

Ps.

Wir wollen von Eurem Kommen zu uns hören. Du kannst sehen von dem Machtschiffen wissen, dass bei uns nicht gut geht. Die Kirche ist zu grossen Streitigkeiten und Zersplitterung geraten, ich weiss nicht genau was ich machen kann. Wenn Ihr in Anfang Jan 1974 kommt, wird bei uns noch Ferien bleiben. Es ist sehr schwierig Leute zusammen zu bekommen. Aber ich werde alles tun, das von mir möglich ist. Ich habe mehrmals an Pastor Seeburg geschrieben, das er mit Euch auch Bargeld schickt. Das wäre eine grosse Hilfe für mich! Dein Paul

Biblische Besinnung in der Zentraltagung des Ökumenischen
Instituts Berlin am 15.11.1973 von Bruno Schottstädt

Biblischer Text: Hebräer 13, 7-9a
Hebräer 12, 12-17

Der Hebräerbrief fordert die Gemeinde als wanderndes Gottesvolk heraus. Wir alle haben sicher diesen Brief mit diesem Bild von Gemeinde sehr lieb gewonnen. Und die da wandern, sind Juden und Heiden. Sie kannten das Wort, und das Wort Gottes traf sie direkt. Was war mit den Glaubensgenossen los? Müde waren sie. Resignation hatte sich eingeschlichen, ihre Hoffnung war im Schwinden. Sie hatten offensichtlich eine sehr ernste Krise zu bestehen. Angefochten waren sie durch fremde Lehren, das Ziel war ihnen aus den Augen gekommen, sie waren in Gefahr, ihr Heute nicht mehr als Heute Gottes zu leben, sondern als ihr eigenes. Und vielen paßte der "lange Marsch" nicht mehr, Abfall vom Glauben setzte in der Gemeinde ein, einzelne kamen vom Weg ab, Lahme verloren den Anschluß. Und da kommt der Ruf zum Aufrichten und Gehen. Gehet! Der aufrechte Gang wird gefordert. Da heißt es nicht: warte noch ein bißchen ab, ruh' dich noch mal aus und versuche es, da trifft das Prophetenwort wie ein Kommando: "Richtet auf", "Gehet". So passiert Heilung. Im Imperativ wird gesprochen. Was nützt alles Palaver, wenn nicht mehr gesprochen wird? Und hier kommt die erste Frage an uns Heutige: Sprechen wir eigentlich noch? Wissen wir, daß wir "per Du" reden müssen? Wissen das unsere Vorsteher, auf die die Gemeinde von unterwegs sehen soll, die sogar nachzumahen sind?

Die ganze Missionsgeschichte ist voll von solchen Vorstehern, die das gewußt haben und deren Sterben und Leben - ihr ganzer Wandel - solche Hoffnung ausstrahlte, daß Nachahmung geschah. Nachgeahmt wurden die Missionare, die Prediger. Manchmal gab es schlechte Nachahmung und schlechte Vorbilder. Aber: Die Ausrichtung haben und hatten Glieder der Gemeinde einzig und allein bei dem ersten Vorsteher der Gemeinde, Jesus Christus, der gestern und heute und in Ewigkeit derselbe ist. Bischöfe wechseln. Dieser bleibt der große Hirte. Und wenn wir von seinem Sterben her - von seinem Kreuz her - uns orientieren, dann kann uns ein neuer Zielpunkt werden. In diesem Tenor endet der Hebräerbrief.

Bis gestern waren Mitarbeiter des Ökumenisch-missionarischen Amtes in Klausur und haben viel über Resignation und Frustration auf der einen Seite und Hoffnung, Erwartung, Zukunft und Veränderung auf der anderen Seite gesprochen. Wir haben sehr konkret auch von Hoffnungsgemeinschaften in aller Welt gesprochen, auch von der Hoffnung der Marxisten. Und immer kamen wir darauf: Befreiung zu neuer Hoffnung kommt da, wo uns wieder das Ziel vor Augen kommt, wo das Leben einen Sinn hat, wo wir Teil bekommen an der Gestaltung der Zukunft und wo Menschen den Mut

zur Änderung finden.

Ich lese Ihnen von dem Schriftsteller Erik Neutsch aus seinem Vorwort zu seinem Stück "Haut oder Hand" einige Sätze ... und dann von unserem Ministerpräsidenten Horst Sindermann eine Passage zu diesem Stück... 2
Wie gehören diese Stimmen zur Hoffnungsgemeinschaft?
"Leben ist mehr als Logik", sagte uns Professor Samartha aus Genf bei seinem letzten Besuch, und wir könnten vielleicht sagen: Leben ist immer mehr als das Zitieren von dogmatischen richtigen Sätzen und Bibelsprüchen. Leben ist Entscheidung. Nur darum sind Wandernde aus den Jahrhunderten in unserem Amtskalender unter dem 15. November zu finden. Eine Mischung von solchen, die in unterschiedlichen Situationen, Zeiten und organisierten Zusammenschlüssen das Sprechen und den aufrechten Gang gewagt haben. Gehen wir die Reihe einmal durch. Albert der Große, Bischof und Professor des Mittelalters, Lehrer von Thomas von Aquin. Er war ein großer Erkenntnistheoretiker mit den beiden Wegen zur Erkenntnis - dem natürlichen Weg der Vernunft und dem Übernatürlichen der Offenbarung. Und die Gnade vollendet die Natur. Wissenschaft und Glaube müssen sich nicht widersprechen. Vielleicht könnten wir Albert anrufen für das Gespräch mit der heutigen Orthodoxie, vielleicht auch für das Gespräch mit den christlichen Wissenschaftlern vor und nach Teilhard de Chardin. Vielleicht auch im Gespräch mit Marxisten.

Johannes Kepler, ein gläubiger Naturforscher. "Die Erde ist um des Menschen willen geschaffen, ist unser 'bevorrechtetes Hüttchen', und Gott selbst treibt Geometrie." Kepler wird als Priester Gottes am Buch der Natur beschrieben. Ein brauchbarer Zeuge?

Amos Comenius. Wie gut, daß auch heute ein Bruder von der Comeniusfakultät unter uns ist. Die brüderliche Gemeinde - unites fraterum - ist auch unser Thema, und Gemeinden in der DDR fragen heute sehr danach, wie sie inmitten einer Großkirche mit vielen geschichtlichen Fehlern und Fehlentscheidungen eine brüderliche Gemeinde werden können, in der auch das Wort Frieden, das ja bekanntlich bei Comenius viel vorkommt, seinen Platz hat. Jaget dem Frieden nach (Hebr. 12) in der brüderlichen Gemeinde! Die Solidarität der Christusgehörigen heißt: füreinander Verantwortung tragen. Und für das Herauskommen aus Resignation in der Gemeinde Christi haben die Worte füreinander und miteinander große Bedeutung. Comenius, Bischof und Pädagoge, wollte Wort und Sache, Wissen und Frömmigkeit echt (auch ein Lieblingswort des bereits verstorbenen Professors Hromádka, dessen Theologie uns alle noch viel beschäftigen wird) zusammenbringen. Erziehung zu echter Lebensführung war sein Thema. Und das Vertrauen in die Menschen auf dem Wege, die ganze Menschheit, sollte nach seinen Vorstellungen eine gebildete sein. Eine echte sozialistische Hoffnung!

Erik Neutsch: "Haut oder Hemd" - Aus dem Vorwort

"Theater in unserer Zeit wird ebenso wie die anderen Künste als "Lebens-Mittel" für alle gebraucht, die dabei sind, das Leben schön und glücklich zu machen, die den "Mühen der Ebenen" nicht bequem ausweichen, sondern sich fordernd und streitend mit den großen und kleinen Konflikten auseinandersetzen, so sich selbst und die Welt verändernd."

1

Horst Sindermann zu dem Stück von Erik Neutsch "Haut oder Hemd"

"Unter dem Titel "Haut oder Hemd" wird eine wichtige Seite der sozialistischen Persönlichkeit, nämlich die Entscheidungsfreude, in den Mittelpunkt gestellt. Es geht hier nicht um die künstlerische Wertung des Stückes, sondern um das Problem. Täglich werden bei uns Tausende Menschen vor diese Frage gestellt, nicht als Entscheidung zwischen antagonistischen Gesellschaftsordnungen - diese Frage ist bei uns historisch längst entschieden -, sondern als Entscheidung zwischen kühn und zögernd, zwischen dem Wohl der Gesellschaft oder dem Eigennutz des einzelnen, zwischen parteiweisem Verhalten oder spießbürgerlicher Drückebergerei, zwischen Traum und Wirklichkeit. Neutsch faßt den Gegenstand, an dem sich menschliche Verhaltensweisen offenbaren, sehr weit. Der Computer hat sechs Varianten berechnet. Wie entscheidet der Mensch zu Gunsten des Menschen? Eine komplizierte Frage, die der Höhe unserer Entscheidungsfindung im weitgespannten Bogen zwischen Prognose und Tagesaufgabe entspricht. Wenn das nur eine mathematische Rechnung wäre, ein sich selbst regelndes System - was wäre der Mensch noch wert?"

2

Johann Kaspar Lavater, der fromme Schweizer Gelehrte und Kirchenmann. Johannes Gossner hat ihn geliebt und oft meditiert, besonders sein "Christus in uns". Sicher stehen Romantiker und Idealisten im Hintergrund - Goethe, Herder, Wieland - aber warum nicht auch ein mehr romantisches Christentum und Christsein. Lavater war auch ein Weiser in Sachen Physiognomik. Körperbau (besonders der Gesichtsschnitt) und Charakter wollte er in Beziehung bringen, und Menschen nahmen seine Erkenntnisse an. Und er war ein Prediger und Seelsorger, sogar zugleich ein Mann der Zürcher Kirchenbehörde. Und wer Glasfenster aus der Lavatersammlung sehen will, der fahre nach Wörlitz. Im dortigen Fürstenschloß und besonders im Gotischen Haus sind sie heute noch zu sehen und laden zur Meditation ein. Wir wissen heute alle, wie die Kunst zum Leben gehört, und wie das Bild, das gemalte, zwischen Schweigen und Wort ist. Und der Mensch schweigt vor dem Bild! Und das Wort ruht aus vor dem Bild. Und der Mensch braucht Bilder. Und weil dem Menschen heute Bilder zerstört sind - auch das Bild von der Gemeinde, von der Kirche - kann er nicht mehr schlafen oder lebt nur noch mit der Flimmerkiste. Christoph Willibald Gluck. Wer kennt ihn, den Kalenderzeugen? Hier kommt die Musik zu uns. Die Opern "Orpheus...", "Iphigenie in Aulis" und "Iphigenie auf Tauris". Und der Mensch wird mit der Gestalt aus Spruch und Ton konfrontiert. Die Musik ummalt das Wort. Der Zeuge Gluck aber will das Gespräch, er will des Menschen Traum vom Wort her. Und auf der Bühne ist Raum für den Schrei. Vielleicht müssen auch wieder anfangen, uns sehend und hörend zusammen mit anderen freizuschreiben, um wieder Leben zu gewinnen. Gerhart Hauptmann. Wer kennt nicht "Die Weber", und wer ist nicht dafür dankbar, daß dieser Zeuge, dieser Bahnbrecher des naturalistischen sozialen Dramas, seinen letzten Ruheplatz auf Hiddensee gefunden hat - in der DDR! Dieser Nobelpreisträger von 1912! Anders Nygren. Wer hat neben Karl Barth nicht auch immer mal den lutherischen Theologen aus dem Norden gelesen - eben seine Auslegung des "Allerlautesten Evangeliums", wie Luther den Römerbrief bezeichnet? Und wer kennt nicht Wilhelm Raabe "Den Hungerpastor" und "Unseres Herrgotts Kanzlei" oder "Die Chronik der Sperlingsgasse"?

Genug aber mit diesem Kalenderexkurs. Es ist ein munteres Zeugenvolk vor uns vorhanden. Eine Wolke von Zeugen, wie der Hebräerbrief es ausdrückt. Und sie predigen uns: Richtet euch auf! Gehet! Vielleicht predigen auch einige mit dem Hebräerbrief: Schaut doch nicht immer auf die kleinkarierten Möglichkeiten, die ihr euch baut, schaut auf die große Möglichkeit, die Gott schenkt. Baut doch Furcht, Eitelkeit und Verdächtigungen unter euch ab. Meint doch nicht, daß ihr euch kirchlich-taktisch retten könnt! Redet doch lieber Fraktur untereinander. Und paßt nur auf, daß ihr nicht wie Esau werdet.

Veränderung wird also gepredigt. "Ändert euch, Weggenossen!" Und spielt nicht Heilige. Das Wort heilig - heiligen - ist bei Gott. Nie sind Menschen das Subjekt der Heiligung. Durch Christus sind wir Geheiligte, Beschlagsnahme für sein Kommen. Und Geheiligte sollen füreinander und miteinander die Christus-kommune leben, einer ist da des anderen Bischof. Und christlicher Friedensdienst hat etwas mit dem Füreinander und Miteinander der Menschen zu tun und nicht mit dem Gegeneinander und schon gar nicht mit dem Gegeneinander von Kirche und Gesellschaft. Aber: Das Exempel Essus droht sich in der Kirche zu wiederholen. Da ist ein billiger Ausverkauf der Gnade, da ist Anpassung um jeden Preis - und nur zur Rettung der Kirche! In solcher Situation spricht der Prophet im Hebräerbrief im Imperativ: Macht kehrt, ändert euch, erneuert euch! Und der Ruf Gottes, das Wort Gottes ist lebendig und wirksam und schärfer als jedes zweischneidige Schwert und hindurchdringend bis zur Scheidung von Gedanken und Mark und Seele und des Geistes und ein Richter der Gedanken und der Gesinnung des Herzens (Hebr. 4, 12).

Was machen wir nun? Was sollen wir tun? Sicher eine offene Gemeinde bilden und zusammen mit allen Hoffenden in der Welt zusammenarbeiten. Die Gemeinde ist immer offen zur Straße hin, sagt Karl Barth. Und damit wollte er den Menschen in seinen Alltagsfragen zum Thema Nummer 1 in der Gemeinde machen. Und eine offene Gemeinde übt sich in einer brüderchaftlichen Disziplin, sie lädt ein, Sinn und Ziel des persönlichen Lebens zu finden. Die offene Gemeinde arbeitet für den Frieden mit jedermann - besonders für Frieden und mehr Gerechtigkeit der Unterdrückten in der Welt (für uns heißt das heute Chile, Naher Osten etc.). Die offene Gemeinde hat Mut zum welthaften Handeln im Sozialismus und freut sich über die Arbeit in der Gesellschaft, mit der keiner draußen - außerhalb der Gemeinschaft - bleiben soll. Die offene Gemeinde ermuntert sich auf dem Wege, sie braucht heute sicher das Bewußtsein, ganz ein Stück der Ökumene zu sein. Sie freut sich über Menschen, die die Welt verändern und sich selbst auch immer mehr zu Gemeinschaftsmenschen bilden. Die offene Gemeinde bleibt christusorientiert und wünscht sich eine Weggemeinschaft, die die zukünftige Stadt als Ziel hat und an ihr schon jetzt baut. In Gemeinschaft mit allen Christengemeinden in der Welt und mit allen, die echt menschlich auf menschliche Gemeinschaftsziele zugehen, wollen wir hoffend unterwegs bleiben - heute! Und das heißt z.B. in der Gemeinschaft mit den Schriftstellern, die gerade ihren Kongreß halten, auf dem so neu, so dynamisch menschlich gesprochen wird. Anna Seghers sagte in ihrer Rede: "Das Richtige ist zu suchen". "Die Schwierigkeiten stellen wir furchtlos dar, denn sie hindern die Sicherung des Friedens und des Sozialismus".

Es ist ein Verdienst, eine echte Schwierigkeit bewußt gemacht zu haben, und nach Antwort, nach echter Antwort, wird gesucht. Mit ihnen, diesen Menschen, hoffen wir und bringen sie ins Ökumenische Gespräch und vor Gott. Wir hören die Dichtung als Herausforderung für uns, zum Beispiel auch die Dichtung von Eva Strittmatter, von der Hermann Kant sagt: "Wer die Kraft zu solchen Worten hat, der hat die Kraft zu allen Taten. Wer über dieses Gedächtnis verfügt, bringt uns nach vorn. Wer so die Erde sehen kann, der ist als ihr Wächter da".

Ich lese uns nun das Gedicht von Eva Strittmatter:
"Einfach: Leben"

Ich möchte weiß sein wie mein Hund
und in der Dämmerung leuchten,
und da sein ohne Zweck und Grund.
Die Träume, die mich deuchten
bis heut' wunderschön und wunderbar,
die will ich gern vergessen:
Die Liebe, die noch niemals war,
und was ich nicht besessen.
Ich möchte ohne Hoffnung sein
und einem Herrn ergeben.
Von Zweifeln und Gedanken rein,
würde ich einfach: Leben.
So aber schlepp' ich mich umher
schwer von zuviel Gesichtern.
Nur manchmal mache ich mich leer
und los von Furcht und Pflichten.
Und von der Welt, die mich nicht kennt
und will, ich soll sie kennen,
und von der Zeit, die mich so brennt,
wie wir die Bäume brennen.
Dann will ich weiß sein wie mein Hund
und will im Finstern leuchten.
Und das ist jener Wünsche Grund,
die euch abscheulich deuchten.

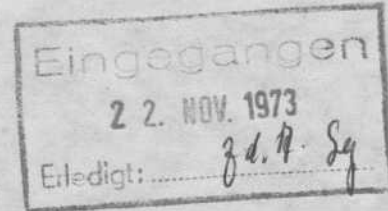
Das Leben mit allen echt Hoffenden ist heute die
Ökumenische Bewegung, an ihr dürfen wir in aller Breite
und Tiefe mit unserem persönlichen Leben teilhaben.
Darum gilt uns: Auf, gehet!

Gossner-Mission in der DDR

1058 BERLIN, am 5.11.73
Scho/Ho
Göhrener Straße 11
Ruf: 44 40 50

Herrn
Direktor Martin Seeberg

O 1 Berlin 41
Handjerystr. 19/20



Lieber Martin,

anbei überreiche ich Dir die Fotokopie eines Briefes von Pfr. Walter Lange, dessen kranke Schwester wir bis zum Tode mit monatlich 50,-- M unterstützt haben. Dies tun wir seit 1954, vorher hat es Bruder Stolze getan.

Ich lege Dir auch die Durchschrift meines Briefes an ihn bei, damit Du mein Reagieren zur Kenntnis nimmst.

Freundliche Grüße

Dein

Bruno R.

Anlagen

Walter Lange, ev. Pfarrer

Evangelisches Pfarramt

4601 Bleddin

über Lutherstadt Wittenberg

4601 Bleddin

über Wittenberg Lutherstadt, den 27. Oktober 1973.

An die Goßner-Mission in der DDR

in 1058 Berlin, Göhrener Str.11.

Hierdurch teile ich der Goßnermission mit, daß meine Schwester

Elisabeth Lange, geb.29. Mai 1904 in Purulia/Indien,

am 15. Oktober 1973 nach längerer schwerer Krankheit und einem etwa 12-wöchigen Krankenhausaufenthalt verstorben ist. Wir haben ~~sie~~ sie in Bleddin am 19. Oktober 73 schweren Herzens zur letzten Ruhe gebettet. Elisabeth Lange war das 2. Kind des Goßner-Missionars Gustav Lange und seiner Ehefrau Martha, geb. Franke. Wie mein Bruder Gottfried, geb.7. Februar 1906 in Karimatta/Indien, hatte meine Schwester Elisabeth in Indien durch das mörderische Klima Schaden genommen. Beide waren dadurch für immer auf die Hilfe anderer angewiesen und haben sozusagen wie viele Missionarskinder "am Katzentisch des Lebens gegessen", Schicksal der meisten Missionarsfamilien und -kinder!

Aus gegebenem Anlaß des Todes meiner älteren Schwester Elisabeth muß ich zum Ausdruck bringen, auch wenn mir das übelgenommen wird, daß sich die Goßner-Mission im Vergleich etwa zur Berliner Mission nicht in notwendiger Fürsorge um das Ergehen ihrer Missionare und deren Familien gekümmert hat. Meiner lieben Mutter ist fast das Herz gebrochen, als sie 1912 uns 3 ältesten Geschwister (wir sind im ganzen 5; der älteste Bruder Johannes ruht in indischer Erde) in einem Kinderheim der "Mutter" Eva "Gottesgabe" in Wernigerode zurücklassen mußte, weil auch hierbei die Goßnermission den Eltern in keiner Weise behilflich war, die Missionarskinder gesichert unterzubringen. Der w.6-jährige Aufenthalt in der sog."christlichen" "Gottesgabe" (der Name ist geradezu eine Gotteslästerung!) war für uns und die anderen Kinder eine Hölle! Ich als jüngster der zurückgelassenen Geschwister habe besonders schwer unter der Trennung von den Eltern gelitten. Ich will an dieser Stelle nur andeuten, was meine lb. Mutter immer gesagt hat: "Die ~~Missionare~~ Missionare, die Missionarsfrauen (ich muß hinzufügen "und ihre Familien bis in die 2. Generation") sind zum Leiden geboren.." Viele dieser grausamen "Leiden" (die sicher auch Jesus nicht gemeint hat) hätten den Missionaren und ihren Familien bei besserer Fürsorge der Goßner-Missionsgesellschaft erspart bleiben können! - ~~Meiner Mutter ist fast das Herz gebrochen~~ ~~sie ist 1912 unter 3 ältesten Geschwister~~ Das zeigte sich vor allem im 1. Weltkrieg, als nach 2-jähriger Internierung meiner Eltern (mit den beiden jüngsten Geschwistern Käthe und Werner) die Goßner-Missionare aus Indien nach Deutschland zurückkehrten. Die Missionare der Goßnermission wurden nur sehr zögernd und von der damaligen Pommerschen Kirchenleitung ganz von oben herab (als clerus minor!) in den Kirchendienst übernommen, aber nicht, wie sich das gehört hätte, als festangestellte Pfarrer, sondern nur als Pfarr-verwalter mit entsprechend niederm Gehalt. Ich konnte das "Pfarry." meines Vaters zuletzt nicht mehr ohne tiefe Verbitterung lesen. Die Berliner Mission hat dagegen s.Zt. ihre Missionare nur unter der Bedingung in den Pfarrdienst und Kirchendienst entlassen, daß sie als festangestellte Pfarrer übernommen wurden. Mein Vater aber wurde nach 18-jährigem Missions-Pionierdienst von der Pommerschen

Kirchenleitung als Pfarr-Verwalter mit Frau und 5 unversorgten Kindern herumgestoßen. Innerhalb von 5 Jahren (1916-21) wurde mein Vater 3-mal versetzt, in weltabgelegene Pfarrstellen, die man schon damals ~~kann~~ einem unverheirateten akademischen Vikar angeboten hätte. Schließlich wurde mein Vater mit seiner Familie nach Polen abgeschoben, zu gleicher Zeit, als die Herren akademischen Geistlichen Polen fluchtartig verließen wegen der großen allgemeinen Unsicherheit für die Deutschen.

Wir 5 Kinder mußten vorerst die Schule verlassen. Ich habe auf dem Dorf in der Kulmer Niederung Stellmacher gelernt und habe mit den Eltern und Geschwistern auf dem Pfarracker gearbeitet, um das nackte Leben zu fristen und nicht zu verhungern!! Ich weiß, was ich schreibe! - Nach wiederholter Versetzung in die Nähe von Posen und dem endlich großzügig gewährtem Kolloquium meines Vaters vor dem Posener Konsistorium, daß zur festen Anstellung führte (mit 9-jähriger Verspätung), konnte ich wieder die Schule besuchen, das war 1925. Ich saß s.Zt. mit 18 Jahren in der Sexta, um nach 6 Jahren in Frankfurt/Oder 1931 das Abitur am dortigen Humanistischen Gymnasium zu machen (einschließlich Hebraicum).

Die Goßner-Mission hat sich m.E. zeitweise "übernommen". Die zu wenigen vorhandenen Mittel hätten an 1. Stelle für die aktiven Missionare und ihre Familien verwandt werden müssen. Das ist sicher geschehen, das "Übernehmen" (wie heute etwa in Bethel) möchte ich im extensiven Umfang des Goßnerunternehmens verstehen. Es hatte aber doch einiger energischer Auseinandersetzungen bedurft, bevor mein kranker Bruder Gottfried in Bethel untergebracht wurde, weil Missionsdirektor Lokies es zunächst nicht zugeben wollte, daß Gottfried ein "Opfer der Mission" sei. Auch meine Schwester Elisabeth war ein Opfer der Mission, für sie aber mußten die Eltern selbst voll aufkommen, ohne Unterstützung der Mission. Nach dem Tode der Eltern 1941 und 1945 hatte ich der Mutter auf dem Sterbebett versprochen, für den Unterhalt der Schwester Elisabeth zu sorgen. Nicht gleich erfolgte dabei die geringe Beihilfe der Mission in Höhe von monatlich 50,- Mark. Von Bruder Stolze erhielt meine Schwester einige Jahre Weihnachten noch 25,- Mark zusätzlich, die in den letzten Jahren auch nicht mehr von der Mission überwiesen wurden.

Eine Lebensversicherung, die ich für Liesbeth abgeschlossen hatte, reichte ungefähr für ihre Beerdigung. Für einen kleinen Gedenkstein, den Liesbeth sich wünschte, reicht die Auszahlung nicht. Sie bekommt aber den Grabstein. Ich werde das Wort 2 Kor 12,9 auf den Stein als Inschrift setzen lassen.

Die Goßner-Mission, um noch ein Letztes auszusprechen, müßte sich mehr um die Missionars-Familien kümmern, auch um die Kinder. Das hätten sich die aktiven Missionar wohl doch verdient. Auch dafür ein Beispiel: Bruder Schottstädt hatte vor Jahren in der Nachbargemeinde Wartenburg/Elbe zum Kreis-Missionsfest gesprochen, aber er hat mich als Sohn eines früheren Goßnermissionars nicht aufgesucht, obwohl Bleddin nur 3 km von Wartenburg entfernt liegt.

Ich will diesen Bericht mit der überaus traurigen Bilanz für Kirche und Mission abbrechen. Vor allem auf der organisierten Evgl.Kirche lastet aus der Vergangenheit eine schwere schuldhaft Hypothek, deren Folgen sie heute und in Zukunft schwer zu tragen hat.

Es grüßt Sie herzlich Ihr

Mathew Lange, Pfarrer.

, am 5.11.73
Scho/Ho

Herrn
Pfarrer Walter Lange

4601 B l e d d i n

Lieber Bruder Lange,

wir bedanken uns für Ihr Schreiben vom 27.10.73, mit dem Sie uns mitteilen, daß Ihre Schwester Elisabeth am 15.10.73 verstorben ist.

Wir haben uns bemüht, Sie - so gut wir das konnten - ein wenig zu unterstützen, obwohl es für uns immer schwierig war, als eine Art Nachfolgeorganisation für die Gossnersche Missionsgesellschaft zu erscheinen.

Wir haben im DDR-Bereich unsere Arbeit selbständig begonnen und haben auf Bitten der Gossnerschen Missionsgesellschaft in Westberlin einige Unterstützungen durchgeführt.

Ich bin mit Ihnen der Meinung, daß diese Unterstützungen durch die offizielle Kirche hätten passieren müssen, denn wir haben in der Tat andere Aufgaben.

Ich verstehe sehr gut, was Sie im Blick auf Missionarsfamilien und Missionarskinder schreiben. Nur bitte ich Sie, auch zu verstehen, daß wir unsererseits nicht auf die alte indische Mission fixiert waren, eigentlich in den Anfängen überhaupt nichts damit zu tun hatten. Wir haben zwar mit der Gossnerschen Mission in Westberlin und in der Bundesrepublik die alte Missionsgeschichte gemeinsam, aber uns doch hier in der DDR völlig anderen Aufgaben zugewandt, als das bei der alten Mission der Fall war.

Und so bitte ich, auch zu entschuldigen, daß wir den Kindern von alten Missionaren bzw. Missionarsangehörigen nicht gerecht geworden sind.

Das stimmt und kann so stehenbleiben.

Und wenn ich vor Jahren einmal in Ihrer Nachbargemeinde war, dann war mir nicht bewußt, daß Sie dort in Bleddin antieren. Wir hatten ja auch früher keine Zusammenarbeit.

Auch dies möchten Sie so übernehmen, ohne daß Sie es als billige Entschuldigung verstehen.

Und wie es Ihnen und vielen mit der Mission früher ergangen ist, ist es wahrscheinlich bestimmten auch mit der Mission heute ergangen.

Und die Frage bleibt bei allem, wieweit ein echtes missionarisches Engagement nicht doch solche Opfer braucht, ohne daß diese irgendwo aufgerechnet werden können. Vielleicht ist das auch ein Unterschied zwischen der alten Berliner Mission und der

alten Gossner-Mission, da bei Johannes Gossner sehr stark der charismatische Zug vorhanden war und weniger das institutionelle Planen und Versorgen.

Es wäre schon gut, wenn wir uns miteinander aussprechen könnten, damit vorhandene Mißverständnisse auf beiden Seiten abgebaut werden.

Ihren Brief nehme ich nicht billig zu den Akten, sondern werde ihn als eine ernste Herausforderung dem jetzigen Direktor der Gossnerschen Missionsgesellschaft in der Handjerystr. weiterleiten.


Ich wünsche Ihnen, daß Sie nicht verbittert in unserer Kirche Dienst tun, sondern mithelfen, daß diese unsere Kirche aus alten Fehlern, die sie gemacht hat, herauskommt und sich orientiert an dem, was der Herr Jesus Christus für Zeit und Ewigkeit gebracht hat: Neues Leben.

In diesem Sinne grüße ich Sie und hoffe, daß Sie auch angesichts des Todes Ihrer Schwester in diesem Troste bleiben.

Mit brüderlichem Gruß bin ich

Ihr

D./ Direktor Seeberg



Gossner-Mission in der DDR

1058 BERLIN , am 15.10.73
Göhrener Straße 11 Scho/Ho
Ruf: 44 40 50

Herrn
Direktor Martin Seeberg

O 1 Berlin 41
Handjerystr. 19/20

fd B.

Seq 29/11

Lieber Martin,

anbei für Euch die Formulare zur Einreise.

Wir erwarten zwei Vertreter der Gossner-Mission in Westberlin und rechnen mit Eurer Mitarbeit in einer der Gruppen und mit Deinem Schlußwort im Gottesdienst.

Am Samstagvormittag kannst Du natürlich an einer anderen Stelle mit einem Bericht auftreten.

Herzliche Grüße

Dein

Braun

Anlagen

Sehr verehrte Freunde,

die Gossner-Mission in der DDR
veranstaltet in Zusammenarbeit mit der Christlichen
Friedenskonferenz anlässlich des 200. Geburtstages von
Johannes Evangelista Gossner am 14.12.1973 ein internationales
Friedensseminar vom

11. - 13.12. 1973

hier bei uns in Berlin.

Beginn des Seminars am 11.12. um 10.00 Uhr, Ende am
13.12. nachmittags.

Das Thema: "Der Beitrag der Christen und Kirchen zur inter-
nationalen Solidarität und friedlichen Koexistenz".

Im Seminar soll in drei Gruppen gearbeitet werden.

Die Gruppenthemen:

Internationale Solidarität als Herausforderung der Kirchen
zur Parteinahme.

Die Bedeutung der Theologie für den Friedensdienst von
Christen und Kirchen.

Kirchlicher Dienst als Beitrag zur Verwirklichung der
friedlichen Koexistenz.

Referenten:

- | | |
|-------------------|---|
| zum ersten Thema | - Carl Ordnung, Berlin
- Horst Symanowski, Mainz |
| zum zweiten Thema | - Eckhard Schülzgen, Berlin
- Martin Cunz, Schweiz |
| zum dritten Thema | - Walter Bredendiek, Berlin
- Pirkko Lehtiö, Finnland. |

Die Leitung des Seminars haben die Mitarbeiter Carl Ordnung,
Bruno Schottstädt, Eckhard Schülzgen.

Wir rechnen damit, daß Sie zu unserem Seminar kommen
und die Gelegenheit nutzen, mit uns gemeinsam zu beraten.

Selbstverständlich sind Sie zu unserer Feier anlässlich des
200. Geburtstages von Johannes Gossner mit eingeladen,
die gleichfalls hier bei uns in der Göhrener Straße
stattfindet.

Der Ablauf dieser beiden Tage - 14. und 15.12.73 - sieht
folgendermaßen aus:

- Freitag, 14.12. 16.30 Uhr Kaffeetrinken
 17.00 Uhr Festveranstaltung - Eröffnung, Begrüßung der Gäste etc.
 - Der Vorsitzende des Kuratoriums
 17.30 Uhr Vortrag: "Gossner in seiner Zeit
 - wir in unserer Zeit" (ein Vergleich)
 - B. Schottstädt
 18.00 Uhr Abendessen
 20.00 Uhr Oekumenische Berichte
- Samstag, 15.12. 9.30 Uhr Gottesdienst
 - Predigt D. Günter Jacob
 anschließend Berichte
 13.00 Uhr Mittagessen
 14.00 Uhr Podiumsdiskussion "Der Dienst der
 Kirchen in der Welt und der Beitrag
 der Gossner-Mission"
 16.00 Uhr Schluß der Versammlung.

Bitte lassen Sie uns recht bald wissen, ob wir mit Ihrer Teilnahme rechnen können. Wir erwarten Freunde aus der Kirche der Böhmisches Brüder der CSSR, aus der Evangelisch-Lutherischen Gossner-Kirche in Indien, aus den Gossner-Missionen in der BRD und Westberlin, aus der Arbeitsgruppe "Verbindung zur Gossner-Mission in der DDR in der Schweiz", aus der Lutherischen Kirche Finnlands, von den Evangeliumschrsten-Baptisten in der UdSSR, von der Christlich Sozialen Gesellschaft in Polen und von der Waldenser Kirche in Italien.

Wir hoffen, daß dieses Seminar dazu dient, daß wir uns gemeinsam unseren Weg als Kirche Jesu Christi in den unterschiedlichen Systemen klarmachen und daß uns der Friedensdienst anhaltend bestimmt.

Bitte lassen Sie uns recht bald wissen, ob Sie unser Gast sein können. Benutzen Sie für die Anmeldung den anhängenden Anmeldezettel und schreiben Sie uns bis spätestens Mitte November.

Freundliche Grüße

Ihr *Bruno W. K. K. K.*

Anmeldezettel

Hiermit melde ich mich für das Friedensseminar vom
11. - 13.12.73 an.

Ich nehme auch an der Feier anlässlich des 200. Geburtstages
von Johannes Gossner am 14. und 15.12.73 teil.

Name: Anschrift:

Nichtzutreffendes bitte streichen!

Liebe Freunde,

Sie haben bereits eine Voreinladung zu unserem internationalen Friedensseminar erhalten.

Anbei nun die Einladung.

Bitte lassen Sie uns recht bald wissen, ob wir mit Ihrer Teilnahme rechnen können.

Den Freunden aus kapitalistischen Staaten legen wir die entsprechenden Formulare für die Einreise in die DDR bei und bitten darum, uns dieselben in der ersten Novemberhälfte zuzuleiten. Wir müssen sie spätestens am 10.11.73 hier haben.

Die Freunde aus sozialistischen Staaten bitten wir, uns ihre Teilnahme zu bestätigen.

Wir rechnen fest damit, daß Sie auch bei der Festveranstaltung am 14. und 15.12.73 unsere Gäste sind und daß Sie die Gelegenheit benutzen, einen Bericht zu geben bzw. ein Grußwort zu sprechen.

In der Hoffnung, recht bald von Ihnen zu hören, bin ich mit guten Wünschen und freundlichen Grüßen

Ihr

Bruno Platzeck

Anlagen

Liebe Freunde,

Sie haben bereits eine Voreinladung zu unserem internationalen Friedensseminar erhalten. Anbei nun die Einladung. Bitte lassen Sie uns recht bald wissen, ob wir mit Ihrer Teilnahme rechnen können.

Den Freunden aus kapitalistischen Staaten legen wir die entsprechenden Formulare für die Einreise in die DDR bei und bitten darum, uns dieselben in der ersten Novemberhälfte zuzuleiten. Wir müssen sie spätestens am 10.11.73 hier haben.

Die Freunde aus sozialistischen Staaten bitten wir, uns ihre Teilnahme zu bestätigen. Wir rechnen fest damit, daß Sie auch bei der Festveranstaltung am 14. und 15.12.73 unsere Gäste sind und daß Sie die Gelegenheit benutzen, einen Bericht zu geben bzw. ein Grußwort zu sprechen.

In der Hoffnung, recht bald von Ihnen zu hören, bin ich mit guten Wünschen und freundlichen Grüßen

Ihr

Bruno Platzeck

Anlagen

Freitag, 14.12. 16.30 Uhr Kaffeetrinken
17.00 Uhr Festveranstaltung - Eröffnung, Begrüßung der Gäste etc.
 - Der Vorsitzende des Kuratoriums
17.30 Uhr Vortrag: "Gossner in seiner Zeit
 - wir in unserer Zeit" (ein Vergleich)
 - B. Schottstädt
18.00 Uhr Abendessen
20.00 Uhr Oekumenische Berichte

Samstag, 15.12. 9.30 Uhr Gottesdienst
 - Predigt D. Günter Jacob
 anschließend Berichte
13.00 Uhr Mittagessen
14.00 Uhr Podiumsdiskussion "Der Dienst der
 Kirchen in der Welt und der Beitrag
 der Gossner-Mission"
16.00 Uhr Schluß der Versammlung.

Bitte lassen Sie uns recht bald wissen, ob wir mit Ihrer Teilnahme rechnen können. Wir erwarten Freunde aus der Kirche der Böhmisches Brüder der CSSR, aus der Evangelisch-Lutherischen Gossner-Kirche in Indien, aus den Gossner-Missionen in der BRD und Westberlin, aus der Arbeitsgruppe "Verbindung zur Gossner-Mission in der DDR in der Schweiz", aus der Lutherischen Kirche Finnlands, von den Evangeliumschrsten-Baptisten in der UdSSR, von der Christlich Sozialen Gesellschaft in Polen und von der Waldenser Kirche in Italien.

Wir hoffen, daß dieses Seminar dazu dient, daß wir uns gemeinsam unseren Weg als Kirche Jesu Christi in den unterschiedlichen Systemen klarmachen und daß uns der Friedensdienst anhaltend bestimmt.

Bitte lassen Sie uns recht bald wissen, ob Sie unser Gast sein können. Benutzen Sie für die Anmeldung den anhängenden Anmeldezettel und schreiben Sie uns bis spätestens Mitte November.

Freundliche Grüße

Ihr Bruno Wathschläger

Anmeldezettel

Hiermit melde ich mich für das Friedensseminar vom
11. - 13.12.73 an.

Ich nehme auch an der Feier anlässlich des 200. Geburtstages von Johannes Gossner am 14. und 15.12.73 teil.

Name: Anschrift:

Nichtzutreffendes bitte streichen!

Sehr verehrte Freunde,

die Gossner-Mission in der DDR
veranstaltet in Zusammenarbeit mit der Christlichen
Friedenskonferenz anlässlich des 200. Geburtstages von
Johannes Evangelista Gossner am 14.12.1973 ein internationales
Friedensseminar vom

11.- 13.12. 1973

hier bei uns in Berlin.

Beginn des Seminars am 11.12. um 10.00 Uhr, Ende am
13.12. nachmittags.

Das Thema: "Der Beitrag der Christen und Kirchen zur inter-
nationalen Solidarität und friedlichen Koexistenz".

Im Seminar soll in drei Gruppen gearbeitet werden.

Die Gruppenthemen:

Internationale Solidarität als Herausforderung der Kirchen
zur Parteinahme.

Die Bedeutung der Theologie für den Friedensdienst von
Christen und Kirchen.

Kirchlicher Dienst als Beitrag zur Verwirklichung der
friedlichen Koexistenz.

Referenten:

- | | |
|-------------------|-----------------------------|
| zum ersten Thema | - Carl Ordnung, Berlin |
| | - Horst Symanowski, Mainz |
| zum zweiten Thema | - Eckhard Schülzgen, Berlin |
| | - Martin Cunz, Schweiz |
| zum dritten Thema | - Walter Bredendiek, Berlin |
| | - Pirkko Lehtiö, Finnland. |

Die Leitung des Seminars haben die Mitarbeiter Carl Ordnung,
Bruno Schottstädt, Eckhard Schülzgen.

Wir rechnen damit, daß Sie zu unserem Seminar kommen
und die Gelegenheit nutzen, mit uns gemeinsam zu beraten.

Selbstverständlich sind Sie zu unserer Feier anlässlich des
200. Geburtstages von Johannes Gossner mit eingeladen,
die gleichfalls hier bei uns in der Göhrener Straße
stattfindet.

Der Ablauf dieser beiden Tage - 14. und 15.12.73 - sieht
folgendermaßen aus:

Gossner-Mission in der DDR

1058 Berlin, am 23.7.73

Eingegangen

30. JUL. 1973

Erladigt:

7.8.73

Lieber Martin!

Anbei überreiche ich Dir die "Neue Zeit" vom 5.7.73.
Bitte beachte Seite 6, auf der Du einen Aufsatz von mir
zum Thema "Solidarität", einen Bericht von der
UIM-Beratergruppe in Rom und ein Foto findest.
Ich hoffe, daß Dich diese Information interessiert.

Freundliche Grüße

Dein
gez. Bruno Schottstädt

f.d.R. *Steffmann*

Anlage

Künstliches Polarlicht

Sowjetische Wissenschaftler haben in Höhen zwischen 100 bis 180 Kilometer künstlich Polarlichter erzeugt. Dabei trug eine Wetterrakete einen Elektronenbeschleuniger in die vorgesehene Höhe. In etwa 100 Kilometer Höhe begann Freisetzung von Elektronen. Sie wurden mehrere Minuten lang von oben nach unten längs der Kraftlinien des Magnetfeldes der Erde eingeschossen und hatten eine Energie von 7500 bis 9000 Elektronenvolt. Die Kapazität des Bündels betrug insgesamt etwa 4 Kilowatt. Es wurden mehr als 300 Aufnahmen des künstlichen Polarlichts gemacht.

Während bisher in der Kosmophysik lediglich natürliche Prozesse registriert bzw. festgehalten wurden, sind mit dem „Sarniza“-Experiment erstmals künstliche Prozesse hervorgerufen worden, um Besonderheiten von kosmischen Erscheinungen besser verstehen zu können. So ist zum Beispiel durch Richtungsänderung beim Einschlag von Elektronen in den erdnahen Raum der Mechanismus des Eindringens ionisierter Teilchen in die Atmosphäre besser vorstellbar.

„Sarniza“ gehört zu einem ganzen Programm derartiger gesteuerter, aktiver Experimente im Weltraum. Es dient der Vorbereitung auf das sowjetisch-französische Experiment „Arax“, bei dem u.a. von den Kerguelen-Inseln aus eine französische Rakete einen sowjetischen Elektronenbeschleuniger in obere Atmosphärenschichten befördern wird.

Synthetische Zucker

Eine universelle Methode zur Herstellung der verschiedensten Zuckersorten haben Wissenschaftler vom Institut für organische Chemie der polnischen Akademie der Wissenschaften entwickelt. Sie gestattet es, nicht nur sämtliche in der Natur vorkommenden Zuckerverbindungen zu synthetisieren, sondern auch solche zu erhalten, die noch nirgends registriert worden sind. Die synthetische Zuckerherstellung soll zur Gewinnung von Antibiotika mit Zuckerstrukturen genutzt werden. Der Leiter des Forschungskollektivs, Alexander Zamojski, erklärte, daß auf diese Weise offenbar auch Lösungsmöglichkeiten für bestimmte pharmakologische Probleme gefunden werden könnten.

Aktivkohle aus Abfall

Ein Verfahren für die Gewinnung von Aktivkohle aus Holzabfällen, vor allem aus Sägeholzspänen, haben Wissenschaftler vom Institut für Holztechnologie in Poznan entwickelt. Eine nach dieser Methode arbeitende Anlage für die industrielle Verkohlung von Holzabfällen liefert bereits etwa 500 der jährlich benötigten mehreren zehntausend Tonnen.

Interessante UNO-Statistik

Die Industrieproduktion in der Welt ist von 1963 bis 1971 um 66 Prozent gestiegen. In derselben Zeit nahm die landwirtschaftliche Produktion um 24 Prozent zu. Die Weltbevölkerung erhöhte sich von 3,162 Milliarden auf 3,706 Milliarden Menschen. Diese Angaben enthält das statistische Jahrbuch 1972 der Vereinten Nationen, das im New-Yorker UNO-Hauptquartier veröffentlicht worden ist.

Die sozialistischen Staaten weisen die höchsten Zuwachsraten in der Industrie und Landwirtschaft auf. In dem genannten Zeitraum stieg die Industrieproduktion der Sowjetunion und den anderen europäischen sozialistischen Ländern, die im RGW zusammengeschlossen sind, um 91 Prozent. Für Westeuropa beträgt der Zuwachs 52 Prozent und für Nordamerika (USA und Kanada) 41 Prozent. Ähnlich sieht das Verhältnis in der landwirtschaftlichen Produktion aus, die sich in den RGW-Ländern um 38 Prozent, in Westeuropa um 20 Prozent und in Nordamerika um 16 Prozent erhöhte. Bemerkenswert ist, daß die sozialistischen Länder auch bei der Steigerung der Arbeitsproduktivität führen. Sie stieg von 1963 bis 1971 um 55 Prozent, in Westeuropa um 38 Prozent und in Nordamerika um 25 Prozent.

Der Energieverbrauch in der Welt nahm in den genannten acht Jahren um rund 75 Prozent zu, wobei der größte Teil des Energiebedarfs durch flüssige Brennstoffe gedeckt wird, nämlich 43 Prozent, auf feste Brennstoffe entfielen 34 Prozent, auf Erdgas 21 Prozent und nur zwei Prozent auf durch Wasser oder Atomkraft erzeugten elektrischen Strom.

1971 gab es in der Welt 204,1 Millionen Personenkraftwagen und 53,4 Millionen Lastkraftwagen. Die Zunahme der Kraftfahrzeuge gegenüber dem Vorjahre betrug bei PKW elf Millionen oder 5,6 Prozent und bei Lkw 2,2 Millionen oder 4,2 Prozent. Im zivilen Flugverkehr wurden vor zwei Jahren 329 Millionen Passagiere befördert.



ÜBERALL WIRD AUFGEBAUT, nachdem der Krieg in Vietnam beendet ist. Die leichten Sonnenhüte sind an die Stelle der schweren Schutzhüte gegen Bombensplitter getreten. Für das Land lebensnotwendig sind die Bewässerungsanlagen. Ob in den befreiten Gebieten von Südvietnam in der Provinz Quang Tri (Bild oben und links unten) oder in der Provinz Nghe An (links oben): Die Bevölkerung baut neue Anlagen.
Fotos: ZB/Link, Kapfenberger

Wo Integration Alltag ist

Paritätische Regierungskommission DDR-UdSSR beriet mit Praktikern

Für vier Tage war die Hauptstadt der DDR, Berlin, waren Leipzig und Lubmin am Greifswalder Bodden, andere Städte, Kombinate, Betriebe und Institutionen Tagungsorte für die Paritätische Regierungskommission für ökonomische und wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit zwischen der DDR und der UdSSR. Die große Zahl der Beratungsorte entspricht dem reichhaltigen Programm der Kommission. So verbinden sich zum Beispiel mit der Messestadt und mit Lubmin Gemeinsamkeiten, die von dem Ziel bestimmt sind, die Verflechtung der Volkswirtschaften beider Länder und die Annäherung unserer Völker noch stärker zu fördern.

Die beiden Vorsitzenden der Paritätischen Regierungskommission, Gerhard Schürer, Stellvertreter des Vorsitzenden des Ministerrates und Vorsitzender der Staatlichen Plankommission der DDR, und Nikolai Tichonow, Stellvertreter des Vorsitzenden des Ministerrates der UdSSR, haben persönlich großen Anteil daran, daß diese 14. Tagung mit neuen Elementen der Zusammenarbeit bereichert wurde.

Was war getan worden? In einer Ausstellung – geschmackvoll gestaltet, aber fern jeder werberischen Absicht – waren etwa 590 Gruppen verschiedener Konsumgüter aus der Serienproduktion der Industriebereiche Chemie, Elektrotechnik und aus der Leichtindustrie beider Länder zu einem Vergleich, einem wissenschaftlich-technischen „Härtetest“ zusammengestellt worden. Neben den Haushaltsgeräten aus der DDR standen solche aus der UdSSR: Waschmaschinen, Lampen, Bügeleisen, Gewebe und konfektionierte Textilien, Schuhe aus synthetischem Leder, Kosmetika, Haushaltschemikalien, Plastikartikel beider Länder hatten den Prüfungen

kritischer Experten aus der DDR und der UdSSR standzuhalten.

An vielen der Exponate, wo Fachleute die Vor- und Nachteile des einen oder des anderen Ausstellungsstückes, Qualitätsunterschiede, Technologien der Herstellung, Kosten, Preise usw. erläuterten, entwickelten sich zwischen Nikolai Tichonow, Gerhard Schürer, den zuständigen Ministern beider Länder, Konstrukteuren und Ingenieuren oft lange Diskussionen. Wie ist es möglich, die günstigsten Produktionsmöglichkeiten auszuwählen, die Produktion zu steigern und dabei noch mehr zu kooperieren und zu spezialisieren? Nehmen wir als Beispiel galvanische Elemente. Man ist sich einig: Kooperieren wir zusammen, ist es möglich, zur Weltspitze vorzudringen. Das war keineswegs nur eine verbale Feststellung. Während der Tagung wurde ein Abkommen zur Herstellung galvanischer Elemente in der UdSSR und der dafür erforderlichen Ausrüstungen in der DDR abgeschlossen. Weitere Abkommen vertiefen die Zusammenarbeit der Rundfunkindustrie beider Länder sowie die Spezialisierung und Kooperation bei der Produktion von Spindeln für Spinn- und Zwirnmachines. Des weiteren wurden die zuständigen Minister der UdSSR und der DDR beauftragt, ein Abkommen zur Kooperation bei Haushaltskühlschränken vorzubereiten.

Diskussion am Objekt

Nach Leipzig war Lubmin nächste Station für die beiden Vorsitzenden. Mit der gleichen kritischen Sachlichkeit wie dort standen weitreichende Probleme der Energiewirtschaft, dabei der termingemäße Aufbau des Kernkraftwerkes Nord, im Mittelpunkt der Verhandlungen. Hier in Lubmin, wo die großen Erfahrungen

sowjetischer Kerntechnik und Kraftwerkserbauer zum Nutzen der Entwicklung der Volkswirtschaft der DDR konkrete Gestalt annehmen, arbeiten Spezialisten der DDR und der UdSSR, aus der Volksrepublik Polen und der Ungarischen Volksrepublik eng zusammen. Integration ist hier Alltag auf einer gigantischen Baustelle der dynamischsten Wirtschaftsregion der Welt, des RGW. Angesichts dieser Baustelle wird deutlich, welche große Hilfe die UdSSR der DDR bei der Anwendung von Atomenergie für friedliche Zwecke, zur Sicherung des ständig wachsenden Energiebedarfs der Volkswirtschaft und der Bevölkerung gewährt.

In jedem der in Leipzig für gut befundenen Konsumgüter steckt Elektroenergie – und viele von ihnen sind ohne elektrischen Strom nicht zu betreiben. Mit dem planmäßigen Produktionszuwachs von Jahr zu Jahr und mit der immer besseren Ausstattung der Haushalte wächst der Energiebedarf. Bei der Verwirklichung des gegenwärtigen und kommenden Fünfjahresplanes – soviel ist gewiß – nimmt die Zusammenarbeit mit der UdSSR auf dem Gebiet der Energiewirtschaft einen ausschlaggebenden Platz ein.

Die 14. Tagung der Paritätischen Regierungskommission bestätigte erneut – und für den Beobachter eindrucksvoll – die Feststellung, die auf dem VIII. Parteitag der SED getroffen wurde: „Unsere allseitige Zusammenarbeit mit der UdSSR hat sich so entwickelt, daß sie immer besser den Anforderungen entspricht, die sich aus den ökonomischen und gesellschaftlichen Zielsetzungen in der UdSSR und in der DDR sowie aus den Notwendigkeiten des Kampfes gegen den Imperialismus ergeben.“
K. T.

Bodenreform in Algerien

Vor reichlich einem Jahr begann mit der Übergabe des Gemeindelandes an Fellachen und landarme Bauern in Khemis el Khechna in der Nähe von Algier die Bodenreform in Algerien. In den vergangenen zwölf Monaten bildeten sich auf den verteilten Ländereien 2000 Genossenschaften, die trotz der auftretenden Anfangsschwierigkeiten zu einem überzeugenden Argument für den genossenschaftlichen Weg in diesem Land mit seiner veralteten Struktur der Landwirtschaft geworden sind. Mit der jetzt erfolgten Enteignung ehemaligen Großgrundbesitzes in Ain Yozef begann eine neue Etappe, die diese Entwicklung unterstützen soll. Die Vorbereitungen waren gründlich. Alle landlosen oder -armen Fellachen, die Land erhalten wollten, wurden erfasst. In Versammlungen der Bauern wurde dann die Durchführung der Bodenreform besprochen. Die Liquidierung des Großgrundbesitzes wird von der Regierung Boumedienne als eine Aufgabe „sozialer Gerechtigkeit und ökonomischer Notwendigkeit“ betrachtet. Gleichzeitig wird es nötig sein, die schon bestehenden Genossenschaften weiter zu unterstützen, damit sie sich festigen können.

USA-Konzerne in Westeuropa

USA-Konzerne und Banken haben ihre Investitionen in Westeuropa, besonders in den Ländern der EWG, in den letzten Jahren bedeutend ausgeweitet. Hier wurden 1971 13,6 Milliarden der insgesamt in diesem Raum investierten 27 Milliarden Dollar angelegt. Bevorzugt wurden die Industriezweige Elektronik, Chemie, Maschinenbau und Automobilbau, in denen die USA-Konzerne zum Teil marktbeherrschende Positionen erreichten. Fast 40 Prozent der Direktinvestitionen in der EWG aus Übersee flossen in die BRD-Wirtschaft. Dort haben etwa 1200 Firmen mit mehr als fünf Milliarden Dollar Fuß gefaßt. Reichlich die Hälfte der Erdöl-Verarbeitungsunternehmen und mehr als zwei Drittel der Elektronenrechner-Produktion werden von USA-Monopolen kontrolliert. In Frankreich arbeiten rund 2000 Firmen mit amerikanischem Kapital, und in den Niederlanden haben sich 478 Konzerne aus den USA in den verschiedensten Wirtschaftszweigen angesiedelt, allein in die chemische Industrie flossen 400 Millionen Dollar. Damit sind die USA-Monopole in der Lage, die Entwicklung in den betroffenen europäischen Ländern empfindlich zu stören.

Skandalöse Preistreiberie

Ein neuer Skandal wurde vor einiger Zeit in der Baubranche der BRD aufgedeckt. Durch illegale Preisabsprachen haben die Baufirmen die ohnehin rapide steigenden Baupreise, die als Schrittmacher der Inflation gelten, zusätzlich in die Höhe getrieben und sich so zusätzlich Millionen-Profitte verschafft. Damit wurde selbst gegen die eindeutig die Interessen der Unternehmer berücksichtigenden Gesetze der Bundesrepublik verstoßen.

Die Untersuchungen ergaben, daß an den Preisabsprachen etwa 2000 Bauunternehmer und Interessenverbände beteiligt waren. Bei Ausschreibungen für größere Vorhaben wurde vor Abgabe der Angebote vereinbart, wer den Zuschlag erhalten soll. Die betreffende Firma konnte daraufhin überhöhte Preise fordern, ohne reale Konkurrenzangebote fürchten zu müssen. Die anderen Firmen wurden dann bei späteren Ausschreibungen berücksichtigt. Von den Gewerkschaften wird darauf verwiesen, daß ähnliche Praktiken in allen Wirtschaftszweigen gang und gäbe wären, besonders dort, wo Monopole den Markt beherrschen, wie in der Stahl-, Chemie- und Elektroindustrie.

Unionsfreund Schumann:

Die agra vermittelt uns wichtiges Wissen

Das folgende Prinzip herrschte schon immer in unserer sozialistischen Landwirtschaft: Das Beispiel der Besten macht Schule. Die agra greift Jahr für Jahr die jeweils aktuellsten, interessantesten und überzeugendsten Beispiele auf, um sie einem breiten Kreis von LPG und VEG und den Vertretern ihrer kooperativen Einrichtungen vorzuführen. Erfahrungsaustausch als billigste Investition bleibt unumstritten. Die agra lebt davon.

Das weiß auch Unionsfreund Rudolf Schumann, Vorsitzender der LPG „Waldfrieden“ und „7. Oktober“ in Weißig, unweit von Großhain. Doch zuvor eines der jüngsten agra-Beispiele...

Das anregende Beispiel

1972 bildeten die LPG Pfaffroda, Dittmannsdorf und Dörnthal nördlich von Olbernhau einen gemeinsamen Komplex für die Futterernte. Sie erreichten 1000 Hektar je Gerät. Das sprach sich herum. Die angrenzenden LPG Forchheim, Lippersdorf und Niedersaida sprachen vor, um in diesem Jahr an der komplexen Futterernte teilzunehmen, was inzwischen auch geschehen ist, und die Leistungen sind noch gestiegen.

Die Mitglieder der LPG kamen sich näher, der Betriebsgeismus – die Furcht, daß die „eigenen“ Felder nicht richtig oder rechtzeitig bearbeitet würden – schmolz dahin, das Vertrauen zueinander wuchs. Es schälte sich immer deutlicher die nutzbringende Möglichkeit heraus, eine KAP zu gründen. Pfaffroda und Dittmannsdorf haben in diesem Jahr schon angefangen.

Und nun ist noch folgendes zu beachten, was auch Rudolf Schumann am Herzen liegt: Durch das schrittweise Vorgehen werden die Leiter nicht plötzlich mit Dimensionen konfrontiert, die sie überfordern. Das Betriebsgeschehen bleibt überschaubar, und die Mitglieder der LPG und Angehörigen der KAP werden schrittweise in das Neue eingeführt. Das Studium dieses agra-73-Beispiels ist für Weißig bei Großhain wie geschaffen, genauer gesagt für alle sieben LPG auf den vier Dörfern von Weißig, Oelsnitz, Blockwitz und Brönitz, die seit dem 1. Januar 1973 in der Kooperativen Abteilung Pflanzenproduktion Weißig vereint auf dem Feld arbeiten. Die beiden Weißiger LPG „Waldfrieden“ und „7. Oktober“ sind schon seit Jahren miteinander in der Feldwirtschaft aufs engste verbunden. Doch jetzt sind es sieben LPG – wie wirtschaften sie gemeinsam?

Rudolf Schumann, Mitglied des RLN der DDR beim Ministerium für Landwirtschaft, meint: „Wir müssen gründliche Kooperationsbeispiele studieren und mit uns ins Gericht gehen. Es rollt nicht, jedenfalls nicht so, wie wir es erwartet haben. Andere LPG haben es besser gemeistert als wir. Die agra-Beispiele müssen unsere Leitlinie werden, zumi-

dest aber Mittelpunkt und Gegenstand unseres Meinungsstreites. Unsere KAP muß mehr leisten, aber in dem Sinne, daß unsere Mitglieder, die in ihr tätig sind, zum Wohl der neuen kooperativen Gemeinschaft die besten Erfahrungen aus der eigenen Praxis konsequenter als bisher durchsetzen helfen.“

Momentaufnahmen von der Arbeit im verflorbenen Frühjahr zeigen, daß die agrotechnischen Termine teilweise überschritten worden sind. Besonders in der Futterernte war ein Steckenbleiben in den glücklicherweise reich gewachsenen Grünmassen unverkennbar. Die Arbeiten für die Folgekulturen verzögerten sich, so daß – alles in allem und nach den Gesetzen der Natur – mit einer Ertragsminderung gerechnet werden muß, weil verlorene Vegetationszeit in diesem Gebiet, das sowieso spätere Termine hat, kaum aufzuholen sind.

Das sind für einen erfahrenen Bauern bittere Pillen. Seine Beweise sind unwiderlegbar. Er war draußen auf den Feldern und hat als Mitglied des Kooperationsrates die Lage studiert. Rudolf Schumann hat vor allem nachgeschaut, wie die in die KAP delegierten Weißiger LPG-Mitglieder in der kooperativen Praxis arbeiten.

Es muß noch schneller gehen

Wir haben die KAP, und wir haben sie trotzdem noch nicht, sagt der LPG-Vorsitzende, weil sie noch nicht den höheren Nutzen für die Gesellschaft und die LPG bringt. Ich will nicht vorschnell urteilen, die Gemeinschaft muß sich erst zusammenfinden und die Unterschiede überwinden, die sich aus der verschiedenen Entwicklung der Genossenschaften ökonomisch, sozial und ideologisch ergeben haben. Aber unsere Mitglieder sind unzufrieden. Sie fordern mit Recht, daß alle Kräfte eingesetzt werden im Kooperationsrat und in den Brigaden, um im weiteren Verlauf des Landwirtschaftsjahres keine Zeitverluste mehr hinnehmen zu müssen, die weitere negative Kettenreaktionen auslösen. Wir müssen die Beispiele und Methoden, die auf der Universität im Grünen vermittelt werden, aufgreifen, um mit vollem Einsatz zu fahren und rasch das erforderliche Niveau zu erreichen. Schon hat die vorwärtsweisende Auseinandersetzung begonnen.

Der Gedankenaustausch mit erfahrenen Experten aus der Praxis auf der agra hilft Klarheit zu gewinnen. Es steht doch außer Frage, daß das Hauptproblem darin besteht, die Feldarbeit nach den trüchtigen Methoden zu organisieren, damit die Menschen Freude daran haben, in so großem Rahmen für die höhere Produktivität aller sieben LPG und den gefestigten Wohlstand aller vier Dörfer einsatzbereit zu ringen.

J. Hertelt

Eine Kirche wandert

Große Ingenieurleistungen des 20. Jahrhunderts

Sieben Weltwunder kannten die Griechen des Altertums: die ägyptischen Pyramiden, die Hängenden Gärten der Semiramis, die Statue des Zeus in Olympia, den Artemistempel in Ephesos, das Mausoleum von Halikarnassos, den Koloß von Rhodos und den Leuchtturm von Pharos. Sieben Höchstleistungen der Baukunst und Großplastik. Ungezählt aber sind die Weltwunder, die im 20. Jahrhundert entstanden sind und weiter entstehen. Leistungen der Ingenieurtechnik sollen in unserer Beitragsreihe Weltwunder des 20. Jahrhunderts vorgestellt werden.

Bei der Erarbeitung des Generalbebauungsplanes standen die Verkehrsplaner der polnischen Hauptstadt 1962 vor erheblichen Schwierigkeiten, denn der Modernisierung der Warschauer Ost-West-Magistrale stand eine in den Jahren 1683 bis 1731 im Barockstil erbaute Karmeliterkirche mitten im Weg, und zwar genau an dem Teil der Straße, der verbreitert werden sollte. Was war da zu tun? Die Kirche war nach dem zweiten Weltkrieg, dem große Teile der Stadt zum Opfer gefallen waren, als eines der wenigen erhalten gebliebenen historisch und architektonisch wertvollen Gebäude unter Denkmalschutz gestellt worden.

Die Bauaufleute entschlossen sich deshalb, das ganze Gebäude um 21 Meter zu verschieben, zumal der Abbruch und spätere Wiederaufbau der Karmeliterkirche mehr als das Doppelte ihrer Versetzung gekostet hätte. Die Verschiebung einer Kirche gehört nicht gerade zu den Alltäglichkeiten einer Stadtplanung. Andererseits ist ein solches Vorhaben auch nicht völlig neu, denn in verschiedenen Ländern hat man aus gleichen oder ähnlichen Gründen mehrere solcher kühnen Operationen durchgeführt. Im Jahre 1925 wurde die rund 4000 Tonnen schwere Kirche in der amerikanischen Steinkohlengrube Pittsburgh um sechs Meter ver-

schohen. Ein anderes Beispiel ist die Kathedrale von Chikago. Das 9000 Tonnen schwere Gebäude mußte 1929 einen Weg von 84 Metern zurücklegen.

Neben interessanten Beobachtungen und technischen Erfahrungen, die beim Verschieben der Karmeliterkirche gewonnen wurden, erregte der Umzug besonders deshalb außerordentliches Interesse, weil die Kirche während der ganzen Dauer der Bauarbeiten – sogar während der Verschiebung und unmittelbar danach – geöffnet war. Dabei waren Zustand und Konstruktion der Kirche alles andere als für eine solche Operation geeignet. Das Bauwerk wies keinerlei Konstruktionsgerippe auf, das von vornherein ein solches Vorhaben begünstigt hätte. Außerdem hatten Stützmauer und Gewölbe große und gefährliche Risse und andere Beschädigungen.

Bevor mit der Umsetzung begonnen werden konnte, wurde das ganze Bauwerk unten mit einem Stahlbetonring eingefast. Außerdem wurde im Kellergeschoß ein Rost aus Stahlbetonrippen angebracht, auf dem das Gebäude nach seiner Abtrennung von den Kellerwänden ruhen sollte. Zwischen die Rippen wurden Stahlrollen eingeschoben, die den Transport ermöglichten. Die Verschiebung der Karmeliterkirche erfolgte mit außerordentlicher Präzision. Das beweist die folgende Tatsache: Ein Geistlicher hatte vor Beginn der Aktion in der Sakristei ein bis an den Rand mit Wasser gefülltes Glas auf eine Glasplatte gestellt. Nach der Verschiebung der Kirche und ihrem Absetzen auf die neuen Fundamente war kein einziger Tropfen Wasser auf der Glasplatte zu finden.
E. Hirschmann

Weltwunder (I)

Für verstärktes Engagement

Seminar der Konferenz Europäischer Kirchen über Sicherung des Friedens in Europa

Vom 26. Mai bis 1. Juni fand in Engelberg (Schweiz) ein Seminar der Konferenz Europäischer Kirchen unter dem Thema „Die Sicherung des Friedens in Europa — der spezifische Beitrag der Kirchen“ statt. Mit der Aufnahme dieses zentralen Themas folgte das Generalsekretariat der KEK der Grundlinie, die bei der 6. Vollversammlung der KEK im Frühjahr 1971 in Nyborg abgesteckt worden war:

„Mit Recht wird Frieden in Europa und im internationalen Bereich als ein dynamischer Prozeß der Zusammenarbeit zwischen Staaten mit verschiedenen Gesellschaftsordnungen verstanden. Es ist nicht Sache der Kirche, technische, politische oder diplomatische Lösungen vorzuschlagen, aber es ist ihre Pflicht, alle Absichten zu fördern, die auf bessere internationale Beziehungen in Europa hoffen lassen, wie z. B. bilaterale Abkommen zur Sicherung des Friedens oder den Vorschlag, eine europäische Sicherheitskonferenz einzuberufen, an der alle Staaten gleichberechtigt und gleichverpflichtet mitarbeiten können.“

Schöpferische Taten

Die Botschaft an die Kirche, in der diese Sätze stehen, schloß mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß die europäischen Kirchen in ihren jeweiligen Ländern ihrer Friedensverantwortung durch schöpferische Taten entsprechen können.

Unmittelbar vor dem Beginn der Staatenkonferenz in Helsinki zogen mehr als 60 Vertreter europäischer Kirchen aus 18 Staaten und Westberlin eine Bilanz der Friedensarbeit ihrer Kirchen und berieten konkrete Schritte in ihrem Friedensengagement. In Vorbereitung des Seminars war eine Studie erarbeitet worden, zu der Kirchen aus neun europäischen Staaten Beiträge geliefert hatten. Der Schweizer Theologe Prof. Dr. Hans Ruh bemerkte in einer Einleitung zu diesem Papier: „Es gibt ein Problem, an dem ein eklatanter Unterschied zwischen den Kirchen in Ost- und Westeuropa sichtbar wird. Es betrifft die europäische Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit. Diese Konferenz nimmt in den Rechenschaftsberichten der Kirchen Osteuropas einen relativ breiten Platz ein, wogegen die westlichen Kirchen in fast entschuldigendem Ton erklären, daß sie sich kaum damit befassen könnten. Solche krassen Unterschiede müssen untereinander beraten werden. Steckt dahinter der Umstand, daß die Christen im Osten Europas ein viel stärkeres Empfinden für die Notwendigkeit einer europäischen Sicherheit besitzen?“

Ähnliche Feststellungen traf im Blick auf die BRD-Kirchen Dr. Gerhard Liedke (BRD): „Insgesamt steht aber die Friedenthematik noch am Rande der Themen, die in den westdeutschen Kirchen auf der Tagesordnung stehen.“ Er vermerkte in seinem Bericht mit offensichtlicher Bitternis, daß in den Kirchen der BRD bisher im wesentlichen überhaupt noch nicht über die Vorbereitung der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa informiert und gearbeitet worden ist. Dieser „Nachholbedarf“ westeuropäischer Kirchen prägte den Beginn des Seminars in Engelberg.

Deutliche Differenzierung

Nach einleitenden Referaten von Iain Sproat (Großbritannien) und Prof. Dr. Simai (Ungarn), die sich im wesentlichen mit ökonomischen Fragen der europäischen Zusammenarbeit befassen, stand der erste Verhandlungstag im Zeichen eines Podiumsgesprächs, an dem fünf Journalisten und Experten aus den Niederlanden, der Schweiz, Dänemark, Rumänien und der DDR teilnahmen. Die CDU-Presse in der DDR war dabei durch Unionfreund Dr. theol. Wulf Trende vertreten. Auch dieses Gespräch ließ die Differenzierung der unterschiedlichen gesellschaftlichen Situationen, in denen die Kirchen Dienst und Zeugnis auszurichten haben, in aller Deutlichkeit sichtbar werden. Die sich dem Podiumsgespräch anschließende Plenardiskussion zeigte, daß die große Mehrheit der Seminar-Teilnehmer nicht bereit war, unrealistischen Auslegungen der Prinzipien der friedlichen Koexistenz zu folgen.

An den nächsten Tagen wurde im Beisein von Vertretern internationaler Gremien (ÖRK, LWB, CFK, Beobachter der UNO u.a.) das Seminarthema in vier Arbeitsgruppen beraten. Den Teilnehmern war vom Präsidium der KEK, das Anfang Mai in Siofok (Ungarn) getagt hatte, empfohlen worden, „in konkreter Weise darüber nachzudenken, welchen spezifischen Beitrag die Kirchen zur Sensibilisierung der öffentlichen Meinung, zur Unterstützung staatlicher Aktionen zugunsten baldmöglichster Verwirklichung dieses bedeutenden Unternehmens (Konferenz für europäische Sicherheit und Zusammenarbeit, Tr.) und anderer Initiativen für den Frieden auf diesem Konti-

nent und in der Welt leisten können.“ Dieser Bitte entsprach die übergroße Mehrheit der Seminar-Teilnehmer, unter ihnen aus der DDR Oberkirchenrätin Christa Lewek, Pastor Siegfried Weigel und Dr. Wulf Trende.

Die Gruppe 1 „Theologische Reflexion als Grundlage der Friedensarbeit“ brachte bei der Redaktion ihres Berichtes die unterschiedlichen Auffassungen von Kirchen in sozialistischen und kapitalistischen Gesellschaftsordnungen nicht etwa auf den „kleinsten Nenner“, was bekanntlich bei anderen ökumenischen Konferenzen oftmals klare und vorwärtsweisende Aussagen verhindert hatte, sondern stellte Positionen in Ost und West einander gegenüber. Ein allen Seminar-Teilnehmern zugeleitetes Redemanuskript von Präses D. Wilm (BRD) war Anlaß zu einer Diskussion über die Dialektik von Versöhnung und Parteilichkeit. Der Bericht der Arbeitsgruppe formulierte dazu: „Die Kategorie der Versöhnung ist wichtig für den Begriff des Friedens, sie gehört ebenfalls zu jenen besonderen Christen möglichen Strategien des Friedens. Es ist aber darauf zu achten, daß Versöhnung nicht als Überspielen der Differenzen, etwa zwischen den gesellschaftlichen Systemen in Ost und West, als „Konvergenz“ mißverstanden wird.“

Zusammen mit Nichtchristen

Im Blick auf die Friedensverantwortung der Christen in Europa fordert der Bericht „Kooperation mit Nichtchristen“ und bemerkt dazu: „Daraus leitet sich für die Kirche in West und Ost zuerst einmal der Auftrag ab, ihre Mitglieder mehr im Sinne des Friedens zu orientieren. Programme der Erziehung zum Frieden könnten die traditionelle Nähe der Christen zum Unfrieden auflösen, und die Kirchen für ihren Beitrag zum Frieden besser ausrüsten.“ Der Frieden wird als Prozeß bestimmt und dabei die Komplexität der Friedensfaktoren verdeutlicht. Daraus resultiert auch im Blick auf Fragen der sogenannten dritten Welt eine klare antiimperialistische Stellungnahme: „Dieser Begriff des Friedens verkennt nicht, daß es Situationen geben kann (z. B. Mozambique), wo die Minimierung von Unfreiheit und Not nur um den Preis kurzfristiger Gewaltausübung zu haben ist.“

Die anderen Arbeitsgruppen zu Fragen der Friedensverantwortung junger Christen in Europa, zur Verantwortung der Politiker und zu den Aufgaben internationaler Organisationen im Ringen um Frieden und

Sicherheit bestimmten zwar die Aufgaben von Christen und Kirchen nicht immer konkret genug, entwickelten aber über die Notwendigkeit eines aktiven Engagements für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa im Geiste friedlicher Koexistenz einen vollen Konsensus.

Kontakte zu CFK und BK

Unter dem Motto „Vom Appell zum Modell“ konkretisierte die vierte Arbeitsgruppe, in der Oberkirchenrätin Lewek als Sekretär mitarbeitete, die Aufgaben der KEK-Mitgliedskirchen: Um das Engagement der Gemeinden im Ringen um Frieden und Sicherheit in Europa zu fördern, soll ein hauptamtlicher Mitarbeiter der KEK Informationen und Aktionen koordinieren, die dem Frieden in Europa dienen. Dabei ist besonders an Kontakte (bzw. deren Verbesserung) zur Christlichen Friedenskonferenz, zum Brüsseler Forum der europäischen Öffentlichkeit, zum Weltfriedensrat, zur BERLINER KONFERENZ katholischer Christen aus europäischen Staaten und zur Pax-Christi gedacht. Die KEK soll bei dem zu erwartenden ständigen Organ Europäischer Staaten als Fortsetzung der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa den Status einer Nicht-Regierungs-Organisation (NGO) erhalten. Zu dem im Oktober 1973 in Moskau stattfindenden Welttreffen der Friedenskräfte soll „die KEK einen Vertreter entsenden, zumindest mit dem Status eines Beobachters“. Den Mitgliedskirchen wird geraten, einen Weltgebetstag für den Frieden und eine „Europäische Friedenswoche“ einzuführen.

Die Ergebnisse des Seminars zeigten, daß sich bei dem Differenzierungsprozeß innerhalb der europäischen Kirchen die fortschrittlichen, realistisch denkenden Kräfte mehr und mehr durchsetzen. Den Voten von Sprechern aus den sozialistischen Staaten, zu denen nicht zuletzt Erzbischof Misjeuk von der Russischen Orthodoxen Kirche gehörte, dem von Generalsekretär Dr. Williams verlesenen Gruschreiben des Fortsetzungsausschusses der CFK, der unmittelbar vor dem Engelberger Seminar in Sagorsk getagt hatte, und einigen Stellungnahmen westeuropäischer Theologen ist es zu danken, daß dieses Seminar Erkenntnisse formulierte, die den Kirchen in Europa neue und konkrete Anregungen für die Wahrnehmung ihrer Friedensverantwortung vermitteln können.

W. T.

Christen im Sozialismus als Partner gesucht

Jahrestagung einer Arbeitsgruppe des Ökumenischen Rates der Kirchen in Rom

Die Beratergruppe für städtische und industrielle Mission, eine Arbeitsgruppe der Weltmissionsabteilung beim Ökumenischen Rat der Kirchen, hat vor einigen Wochen in Rom ihre Jahrestagung 1973 durchgeführt. Die Teilnehmer kamen aus Japan und Indien, aus Argentinien, den USA und Kanada, aus dem Libanon, aus Kamerun und Kenia, aus der Schweiz, Großbritannien, der BRD, den Niederlanden und der DDR. Der Ökumenische Rat der Kirchen war mit leitenden Mitarbeitern vertreten, unter ihnen der Direktor der Kommission für Weltmission und Evangelisation, Pfarrer Emilio Castro, und Pfarrer Paul Abrecht, Leiter des Referats „Kirche und Gesellschaft“. Der Vatikan entsandte offizielle Beobachter.

Während der Jahrestagung wurden Berichte aus allen Kontinenten gegeben. Dabei formulierten die Ver-

treter aus Lateinamerika einen dezidiert antiimperialistischen Standpunkt. Für alle Kirchen auf dem südamerikanischen Kontinent bedeuten Befreiung und Befreiungsbewegungen Entscheidungen für die Entwicklung des menschlichen Lebens. Mission in Städten verlange heute nach Kooperation mit allen Organisationen und Gruppen, die dafür eintreten, daß endlich Lateinamerika den Lateinamerikanern gehört.

Kampf gegen Ausbeutung

Starke Beachtung fand auch der Bericht des verantwortlichen theologischen Sekretärs im Genfer Stab, Pfarrer Harry Daniel. Für die Arbeit der Kirchen in städtischen Bereichen, so betonte er, erhalten politisch-soziale Fragen ein immer entscheidenderes Gewicht. Dabei sei besonders in den Entwicklungsländern auf die Ausbeutungssituation zu ver-

weisen, die sich heute von der Landausbeutung durch die Imperialisten auf die Ausbeutung durch multinationale Konzerne verlagert. Diese Ausbeutung bringt einen Transfer von Menschen mit sich. Dabei unterstreicht Harry Daniel die wachsende Rolle der Arbeiterklasse und stellte die Frage: „Können die Menschen, mit denen wir arbeiten, jemals ihre Forderungen außerhalb einer sozialistischen Gesellschaft durchsetzen?“ Die Kirchen sind nach der Meinung Daniels zur Buße zu leiten. Der Sprecher erinnerte an den Bericht der Sektion 2 der Weltmissionskonferenz zu Bangkok „Heil und soziale Gerechtigkeit“ und an die dort formulierte Forderung nach Befreiung der Kirche aus ihren Bindungen an die Interessen von Ausbeuterklassen.

In den Diskussionen wurde immer wieder auf die gesellschaftliche Verantwortung der Christen verwiesen und — auch mit Erfahrungen aus den Kirchen in der DDR — aufgezeigt, daß es Erneuerung der Kirche ohne gesellschaftliche Mitarbeit ihrer Glieder im Geiste des Fortschritts nicht geben kann.

Mehr als 50 Prozent aller Menschen leben heute in Städten bzw. in städtischer Entwicklung. Viele Menschen entwickeln neue Lebensgewohnheiten, die politisch bedeutungsvoll sind. Christen sollten in diesen Wirklichkeiten dabei sein, nicht um eine Führungsrolle zu beanspruchen, sondern um in Bescheidenheit einen Beitrag auf dem Wege zu einer gerechteren Welt zu geben. Für diesen Beitrag werden Erfahrungen und Einsichten engagierter Christen im Sozialismus benötigt. Die afrikanischen, asiatischen und lateinamerikanischen Freunde suchen Gesprächspartner, die den christlichen Glauben gesellschaftsbezogen leben und die bewußt sozialistische Staatsbürger christlichen Glaubens sein wollen.

Die Partnerschaft zwischen Christen und Kirchen in den Entwicklungsländern und in sozialistischen Staaten bekommt sichtbar neue Bedeutung. Dies hat nicht zuletzt die Jahrestagung in Rom gezeigt.

B. S.



BEI EINEM EMPFANG IM VATIKAN begrüßte Papst Paul VI. unter den Tagungsteilnehmern einer Arbeitsgruppe des Ökumenischen Rates der Kirchen auch Pastor Bruno Schottstädt, Leiter der Gossner-Mission in der DDR und stellvertretender Direktor des Ökumenisch-missionarischen Amtes in Berlin

Foto: Vatikan

Gespräch mit Leitern der Adventisten

Zu einem Gespräch empfing der Stellvertreter des Staatssekretärs für Kirchenfragen, Fritz Flint, den Generalsekretär der Gemeinschaft der Siebenten-Tags-Adventisten für Europa und Afrika, Dr. Zürcher (Bern), den Präsidenten der Gemeinschaft in der CSSR, Sladek (Prag), einen Vorsteher der Gemeinschaft in der BRD, Hildebrandt (Stuttgart), und Dozent Heinz vom Predigerseminar Bogenhofen in Österreich. Die ökumenischen Gäste wurden begleitet vom Präsidenten der Gemeinschaft in der DDR, Prediger Manfred Böttcher, und vom Sekretär der Gemeinschaft, Prediger Egon Hennig.

In dem Gespräch würdigten die Gäste die außenpolitischen Erfolge unseres Staates im Rahmen der großen Friedensinitiative der sozialistischen Staatengemeinschaft unter Führung der Sowjetunion als einen bedeutsamen Beitrag zur Entspannung in Europa und zur Erhaltung und Sicherung des Friedens. Mit großen Erwartungen sehen auch kirchliche Amtsträger in vielen Ländern, so erklärten die Gäste, die europäischen Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Dipoli entgegen. In diesem Zusammenhang hob man die Bedeutung des Weltkongresses der Friedenskräfte in Moskau Anfang Oktober 1973 hervor, an der auch namhafte Vertreter von Kirchen und Religionsgemeinschaften teilnehmen werden.

Die guten ökumenischen Beziehungen zwischen den Gemeinschaften der Siebenten-Tags-Adventisten in der CSSR und in der DDR, führte u.a. Präsident Sladek aus, seien auch ein Ausdruck der Freundschaft zwischen unseren Völkern, die in der sozialistischen Staatengemeinschaft wie in einer großen Familie leben.

DIE MITVERANTWORTUNG VON CHRISTEN UND KIRCHEN im Ringen um Frieden und Sicherheit in Europa und in der Welt stand im Mittelpunkt des Gesprächs, zu dem Wolfgang Heyl, stellvertretender Vorsitzender der CDU, in der vergangenen Woche den Generalsekretär der Gemeinschaft der Siebenten-Tags-Adventisten für Europa und Afrika, Dr. Zürcher (Bern), im Otto-Nuschke-Haus empfing

Foto: NZ Tietz

Solidarität - jetzt erst recht!

Hilfe für Vietnam — eine bleibende Aufgabe / Von Pastor Bruno Schottstädt

Die Solidarität vieler Völker und Organisationen dem vietnamesischen Volk gegenüber hat sich bewährt. Nach einem 30jährigen grausamen Krieg, der gegen das vietnamesische Volk geführt worden ist, ist den USA ein Abkommen über den Frieden in Vietnam abgerungen worden. Die leidgeprüften Menschen in Vietnam sind damit jedoch nicht vergessen. In vielen betroffenen Familien wird das Leid noch lange zu sehen sein — ganz zu schweigen davon, was nach diesem scheußlichen und ungerechten Krieg im Gedächtnis der Betroffenen bleibt.

Die Solidarität dem vietnamesischen Volk gegenüber hat sich be-

währt, sie bleibt eine Aufgabe auch für Christen und Kirchen. Zwar haben die evangelischen Kirchen in der DDR aus ihrer Aktion „Brot für die Welt“ Millionen-Beträge für den Aufbau Vietnams zur Verfügung gestellt, und schon früher konnten sie durch große Beträge an sehr wichtigen Stellen — besonders im Gesundheitswesen der DRV — helfen. Andere kirchliche Dienste, wie z. B. die Gossner-Mission in der DDR, haben regelmäßig für Krankenhäuser und medizinische Institute größere Spendensummen zusammengetragen und Medikamente und medizinische Geräte dem Gesundheitswesen der DRV zur Verfügung gestellt. Dies alles ist geschehen, weil Christen von ihrem Auftrag her in besonderer Weise den Leidenden und Unterdrückten in der Welt Partner sein müssen. Dennoch ist zu fragen: Haben wir Christen laut genug für die Menschen in Vietnam um Gerechtigkeit geschrien? Haben wir uns bewußt eingereiht in die große internationale Solidarität dem vietnamesischen Volk gegenüber?

Erich Honecker sagte im Bericht des Politbüros an die 9. Tagung des Zentralkomitees der SED: „Wir haben Solidarität geübt und Solidarität empfangen.“ Und er verwies auf den Beitrag der DDR im Rahmen der internationalen Solidarität. Im Rahmen dieser großen Solidarität soll durch die DDR die total zerstörte Stadt Vinh wieder aufgebaut werden. Worauf es darum heute nach wie vor ankommt, ist nicht so sehr, bloßes Mitleid zu empfinden, sondern ganz bewußt die Solidarität zum vietnamesischen Volk öffentlich zu bezeugen. Die Gossner-Mission in der DDR hat deshalb mit ihrem Vorstand eine Solidaritätsadresse an die Botschaft der DRV gerichtet, in der es heißt:

„Alle Mitarbeiter und Freunde der Gossner-Mission in der DDR haben in den letzten Jahren versucht, die Solidarität zum vietnamesischen Volk

öffentlich zu bezeugen. Sie haben nach ihren Möglichkeiten materielle Hilfe geleistet und sich für die Beendigung des brutalen amerikanischen Krieges in Vietnam eingesetzt.

Wir möchten Ihnen erneut versichern, daß wir beim friedlichen Aufbau Ihres Landes auch weiterhin an Ihrer Seite stehen wollen. Wir möchten mithelfen, daß vor allen Dingen das Gesundheitswesen der DRV so schnell wie möglich wieder aufgebaut werden kann, und wollen uns dafür einsetzen, daß das Pariser Abkommen konsequent durchgeführt wird. Unsere brüderliche Solidarität gilt Ihrem ganzen Volk.“

Auf der Tagesordnung

Mit einer solchen öffentlichen Adresse haben sich die Mitarbeiter dieses kirchlichen Dienstes verpflichtet, in Kirchengemeinden dazu mitzuwirken, daß die brüderliche Solidarität dem vietnamesischen Volk gegenüber auf der Tagesordnung bleibt, daß Handeln und Denken in Einklang gebracht werden.

Wir haben uns die Frage zu stellen, ob wir denn schon zu einer solidarischen Existenz gekommen sind. Das Umgehen mit den anderen, der Nächstdienst, hat heute weithin politischen Charakter. Und so ist zwischen unserer persönlichen und gemeindlichen Existenz in der Nachfolge Jesu Christi auf der einen Seite und der Existenz unserer vietnamesischen Brüder und Schwestern auf der anderen Seite eine bleibende Verbindung zu schaffen: die brüderliche Solidarität.

Christen schauen dabei auf Jesus von Nazareth, der nichts für sich gesucht und gewollt hat und dem es schon gar nicht um das Ansehen der Person ging. Von Christus her erfährt brüderliche Solidarität eine neue Vertiefung, und es bleibt die Verpflichtung, an einer gerechteren Welt mitzubauen.

Verpflichtendes Vermächtnis

Begegnung mit Priestern aus der CSSR und der UVR

„Wir freuen uns über die großen Erfolge, die die Werktätigen der DDR in den letzten Jahren erreicht haben.“ Das erklärten katholische Geistliche aus der CSSR und aus der Ungarischen Volksrepublik bei einer freundschaftlichen Begegnung mit dem Stellvertreter des Staatssekretärs für Kirchenfragen, Fritz Flint, zum Abschluß eines mehrwöchigen Erholungsurlaubs in Thüringen und an der Ostsee.

Kapitelsvikar Miloslav Trdla aus Ceske Budejovice (CSSR) wies während des Gesprächs auf die zahlreichen Friedensinitiativen Papst Pauls VI. hin, die von den Priestern in der CSSR voll unterstützt werden, und sagte wörtlich: „Wir begrüßen alle Bemühungen, die dazu angetan sind, den Frieden in der Welt sicher zu machen, und freuen uns ganz besonders, daß eine Delegation des Vatikans auch an der Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa teilnimmt.“

Ähnlich äußerte sich auch der ungarische Theologe Dr. Telegdy Laszlo aus Szekesfeharvar, der hervorhob, daß Papst Paul VI. überzeugend weitergeführt hat, was Johannes XXIII. in seiner berühmten Enzyklika „Pacem in terris“ als verpflichtendes Vermächtnis hinterlassen hatte. Er erinnerte daran, daß der Vatikanstaat zu den ersten Staaten gehörte, die den Budapest Appell der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages zur Einberufung einer europäischen Sicherheitskonferenz positiv beantwortet hatten.

Unmittelbar vor dem Zusammenkommen informierte Hubertus Guske, Mitglied des Arbeitsausschusses der BERLINER KONFERENZ katholischer Christen aus europäischen Staaten und stellvertretender Chefredakteur der „Begegnung“, die Gäste ausführlich über die Arbeit der BK und über das kirchliche Leben in der DDR.

L. W.

W. V. 25. 9.

Das Diakonische Werk
-Innere Mission und Hilfswerk-
z. Hd. Herrn Weissinger

6000 Frankfurt 90
Ederstr. 12

17. Juli 1973
frie/ha

4. W. V. 74. 72.

J d H. Sey

Lieber Herr Weissinger!

Vielen Dank für Ihren Brief vom 2.7.73,

Bezüglich des Jahresabonnements "Kirchlicher
Entwicklungsdienst epd", für Herrn Roepke.
Herr Pastor Seeberg, der bei uns für Gossner
Ost sorgt, ist augenblicklich in Urlaub. Ich
werde ihm den Brief vorlegen wenn er wieder
zurück ist.
Bis dahin also bitte Geduld.

Mit freundlichen Grüßen

Ihre

D. Friede
(Dorothea Friederici)

1. W. V.

an Herrn P. Seeberg

16. 8. 73

D. Friede

2. W. V.

~~26.~~ 9. 73 Herrn Weissinger

Sg 16. 18.

3. W. V.

12. 11.

Das Diakonische Werk
Innere Mission und Hilfswerk
in Hessen und Nassau



Geschäftsstelle

6 Frankfurt am Main 1
Neue Schlesingergasse 24
Tel.: (0611) 2 07 51

Das Diakonische Werk, 6 Frankfurt 90, Ederstr. 12

Gossner Mission

1 Berlin
Handjerystr. 19-20



Ihr Zeichen:

Ihre Nachricht vom:

Unser Zeichen: II/W/G

Datum: 2.7.1973

Betrifft: Jahresabonnement "Kirchlicher Entwicklungsdienst" EPD
Herrn Gerd Roepke, Gossner Mission Ost

Sehr geehrte Herren !

Herr Gerd Roepke, Gossner Mission Ost, hat uns gebeten, für ihn ein Jahresabonnement zu übernehmen und war der Meinung, daß eine Übernahme durch die Gossner Mission möglich sei.

Unter der Bedingung, daß die Angabe richtig ist, bitte ich Sie, die "Entwicklungspolitik" beim EPD zu bestellen und uns das Jahresabonnement zu berechnen.

Mit freundlichen Grüßen

Weissinger
Weissinger

*From Friedland
7. 11. 73*

Eintrag	<i>Königsberg</i>
9. JUN. 1973	
Erledigt	<i>Handgepr.</i>

Indischer Besucher beendete DDR-Aufenthalt

*2. d. A. 11. 12. 73
D. Die*

Dr. Paul Singh, Direktor für Evangelisation und Literatur und Mitglied der Kirchenleitung der Evangelisch-Lutherischen Gossner Kirche in Indien, hat Ende Mai 73 einen dreiwöchigen Aufenthalt in der DDR beendet.

Paul Singh war Gast des Regionalausschusses der CFK und des Ökumenisch-missionarischen Amtes und konnte Kirchengemeinden, Arbeitskreise und Junge Gemeinden in fast allen Landeskirchen besuchen. Darüber hinaus hat er in Pfarrkonventen gesprochen und jedesmal deutlich gemacht, wie der Dienst einer selbständigen Kirche im heutigen Indien aussieht.

Zwei Hauptpunkte enthielten die Referate und Berichte von Dr. Singh:

Die Kirche Jesu Christi in Indien weiß um ihre Verantwortung Nichtchristen gegenüber, ihnen schuldet sie das Zeugnis. Und

Die Kirche im heutigen Indien muß sich in gesellschaftsbezogene Dienste einüben.

Von beiden Punkten ausgehend hat Dr. Singh Gemeinden und Pfarrkonvente nach ihrer Verbindlichkeit in der sozialistischen DDR befragt.

Dr. Singh konnte während seiner Reise dem Sekretariat des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR und der Kirchenleitung in Berlin-Brandenburg einen besonderen Besuch abstatten. Mit den Mitgliedern der Kirchenleitung hat Dr. Singh die Gestaltung partnerschaftlicher Beziehungen beraten. Die Kirchenleitung von Berlin-Brandenburg möchte mit der Gossner Kirche in Indien enge Arbeitsbeziehungen pflegen.

Um solche Beziehungen auszubauen, braucht es regelmäßig wechselseitige Informationen über Zeugnis und Dienst der Kirchen in der jeweiligen Situation, braucht es das theologische Gespräch zwischen den Leitungen der Kirchen und braucht es partnerschaftliche diakonische Dienste in beiden Richtungen.

Dr. Singh hat Vertreter der Kirchenleitung eingeladen, im Zusammenhang mit der nächsten Weltkirchenkonferenz 1975 in Indonesien der Gossner Kirche in Indien einen Besuch abzustatten. Er hat die Bitte geäußert, Überlegungen anzustellen, ob nicht ein theologischer Lehrer aus der DDR für mehrere Jahre am College der Gossner Kirche in Ranchi Dienst tun könnte. "Wir brauchen Ihre Erfahrungen im Sozialismus, denn auch unsere Zukunft wird sozialistisch sein."

Im Gespräch mit Vertretern der CFK in der DDR standen Fragen der Friedenssicherung in Asien und Europa auf der Tagesordnung. Schon in früheren Jahren waren Mitglieder der Kirchenleitung der Gossner Kirche in Indien aktive Mitarbeiter in der CFK. Dr. Singh möchte auch diese Arbeitsverbindungen für die theologische Ausbildung in seiner Kirche fruchtbar machen.

In einem Gespräch mit Hauptabteilungsleiter Weise im Staatssekretariat für Kirchenfragen, an dem der Sekretär des Regionalausschusses, Carl Ordnung, und der stellvertretende Direktor des Ökumenisch-missionarischen Amtes, Pastor Bruno Schottstädt, teilnahmen, konnten die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Indien und der DDR gewürdigt werden. Von beiden Seiten wurde betont, daß Indien und die DDR zusammen für den Weltfrieden arbeiten werden. Dr. Singh hatte Gelegenheit, seine Erfahrungen und Einsichten während seiner Reise durch die DDR mitzuteilen und sprach die Hoffnung aus, daß die geplanten Arbeitsbeziehungen zwischen den Kirchen in Indien und den Kirchen in der DDR Schritt für Schritt vorankommen möchten. Er verwies auf ein Gespräch mit Oberlandeskirchenrat von Brück, in dem Aktionen von "Brot für die Welt" für Indien behandelt wurden. Die Gossner Kirche in Indien wünscht sich für ihr Gesundheitswesen die Einrichtung einer Ambulanz und die Unterstützung ihres Urwaldkrankenhauses in Amgaon, das von einem indischen Arztehepaar geleitet wird.

In einem Schlußgespräch im Ökumenisch-missionarischen Amt, an dem alle verantwortlichen Mitarbeiter des ÖMA und Vertreter der CFK teilnahmen, wurden die Ergebnisse der Reise Dr. Singhs noch einmal ausgewertet. Es wurde festgestellt, daß die Gemeinden weiterhin an allem, was junge Kirchen in Asien heute durchleben, sehr interessiert sind, daß aber Pfarrkonvente manchmal zu sehr nur die eigenen Probleme sehen und von Erfahrungen anderer Kirchen in anderen Kontinenten nicht zu viel erwarten. Kritisch äußerten sich Begleiter von Dr. Singh im Blick auf den Umgang mit einem Ökumenischen Gast. Noch nicht alle Gemeindeglieder seien fähig zur Partnerschaft.

Die Mitarbeiter des ÖMA und der CFK erkannten es als ihre Aufgabe, den Gemeinden weiterhin in rechter Bewußtseinsbildung zu helfen. Dem sollen vor allen Dingen Berichte aus dem Alltagsleben der Kirchen in Indien dienen. Unsere Gemeinden sollen sich auch in Zukunft weltweit orientieren können, und ihnen soll durch das Ökumenische Gespräch Stärkung im Glauben kommen. - Insgesamt war die Besuchareise des Vertreters der Gossner Kirche in Indien für alle, die ihn erlebt haben, Hilfe und Herausforderung zugleich.

Bischof Dr. Schönherr's Schlußsatz nach dem Gespräch in der Kirchenleitung Berlin-Brandenburg lautete darum: "Wir können von Ihnen viel lernen, lassen Sie uns unser Gespräch vertiefen und kommen Sie bald wieder in die DDR."

Schr. 2
Opshel 1

Ar Galley Andenburgerstraße

Fran Zick Backe Kirche Pommern

große Friedrich - Thüringen

Simp. Götz (hier im Haus)

Berger Grünau

Kickbusch

9 Biegl
10 Bu.
11 Jhr.
Burkhardt

Seibing

Reichs

Reichs

Roepke

Jacob

gerber / großflächig

gepöbelte + verunglückte Exponate

Feiern des 200. Geburtstages von Johannes Gossner
am 14. und 15. 12. 1973

- Freitag, 14.12.73
- 16.30 Uhr Kaffeetrinken
 - 17.00 Uhr Festveranstaltung - Eröffnung,
Begrüßung der Gäste etc.
- der Vorsitzende des Kuratoriums
 - 17.30 Uhr Vorträge: "Gossner in seiner Zeit
- wir in unserer Zeit" (ein Vergleich)
- Schottetstät
 - 19.00 Uhr Abendessen
 - 20.00 Uhr Grußworte und Berichte
(Indien, Mainz, Westberlin, DDR)
- Samstag, 15.12.73
- 9.30 Uhr Gottesdienst im großen Saal -
Stil gleich Kellergottesdienst
- Predigt D. Günter Jacob
Anschließend Berichte
 - 13.00 Uhr Mittagessen
 - 14.00 Uhr Podiumsdiskussion: "Der Dienst
der Kirchen in der Welt und der
Beitrag der Gossner-Mission"
 - 16.00 Uhr Schluß der Versammlung

Für Kinder soll ein Sonderprogramm angeboten werden.

Eingegangen

28. MAI 1973

Erledigt:.....

Erledigt
Lieber Bruder Seeberg! -

Bitte bei nächster Gelegenheit Bruder Schott-
städt herzlich für seinen Brief vom 4.5.
danken. Unsere nächste Sitzung ist am
29. September. Bis dahin könnte ich nur
aus einem Sofortfonds einen kleineren Be-
trag locker machen. Das würde ich tun,
wenn eine ganze akute Notwendigkeit be-
steht. Ist dem so? Sonst warten wir auf
die Sept.-Sitzung und versuchen wieder,
einen größeren Betrag bereitzustellen.

Mit herzl. Gruß!

Ihr

O. Köpfer

den 24.5.1973

INFORMATION

Abschrift aus: "International Review of Mission" Nr. 243, July 72

Praktische Partnerschaft mit Kirchen in Übersee

Ein Brief an die KKKMI^{x)} von Robbins Strong^{xx)}

Beim ersten Lesen dieser Überschrift glaubte ich zu wissen, was sie meint. Jetzt bin ich dessen nicht so sicher. Bedeutet "praktisch" Angelegenheiten so wie sie sind oder wie sie sein könnten? Bedeutet es die täglichen Beziehungen oder die Überlegungen, die ihnen zugrunde liegen? Ich nehme an, daß damit der Blick auf einige konkrete partnerschaftliche Beziehungen gemeint ist, mit Vorschlägen, wo sich etwas ändern sollte, und kein neues theoretisches Muster, das gegenwärtige Realitäten nicht in Erwägung zieht. Ich gehe davon aus, daß die meisten Missionsgesellschaften eine ganze Weile noch da sein werden. Natürlich kann es sein, daß aufgrund einiger "Chinas" sich die augenblicklichen Verhältnisse ändern, aber die meisten Missionsgesellschaften ändern sich nur allmählich in kleinen Schritten und nicht von Grund auf, es sei denn durch höhere Gewalt. Warum geschieht es so oft, daß wir das, was wir tun sollten, nicht ohne äußeren Druck tun können? In ähnlicher Weise habe ich mit dem Wort "Partnerschaft" Schwierigkeiten. Wir reden über Partnerschaft in der Mission, aber welche Art Partnerschaft meinen wir? Es gibt Partnerschaften, wo ein Partner stark ist und der andere schwach, wo ein Partner stumm ist, Partnerschaften mit begrenzter Verantwortlichkeit, und Partnerschaften, wo alles gemeinsam gehalten wird, so wie eine Familie mit einem gemeinsamen Bankkonto. Das Schlagwort der deutschen Missionsausbildungskampagne ist "Heute sind wir Partner" (Today we are partners). Man muß die Frage stellen, ob das die Feststellung einer Tatsache oder eine Hoffnung ist. Die Antwort hängt davon ab, welche Bedeutung man Partnerschaft gibt. Die Whitby Erklärung von 1947 sagt ganz einfach, daß es "der gemeinsame Gehorsam gegenüber dem lebendigen Wort Gottes ist".^{xxx)} Auch wenn wir keine befriedigende Definition von Partnerschaft haben, beabsichtige ich, einige ihrer Konsequenzen aufzuzeigen.

-
- x) Pfarrer Robbins Strong ist stellvertretender Direktor von Weltmission und Evangelisation.
- xx) Die KKKMI (Kontinentale Kommission für Kirche und Mission in Indonesien) umfaßt in Europa die für die Beziehungen mit Indonesien verantwortlichen Leute. Sie kommen aus Missionsgesellschaften in der Bundesrepublik, den Niederlanden und der Schweiz, mit etwas Beteiligung aus dem Vereinigten Königreich. Die Gruppe trifft sich drei Mal im Jahr, um über gemeinsame Angelegenheiten in Indonesien zu sprechen.
- xxx) "Das Zeugnis einer revolutionären Kirche" (The Witness of a Revolutionary Church), Internat. Missionary Council, 2 Eaton Gate, London SW 1, 1947, S.23

Ein weiteres Problem hat mit den "Kirchen in Übersee" zu tun. Es ist nicht nur, daß nach Ansicht des Weltrates der Kirchen, der Ausdruck "in Übersee" sinnlos ist, er scheint auch viel von dem Problem der Partnerschaft zu widerspiegeln. Wenn man von den Kirchen in Übersee spricht, sind da Groß-Britannien und die USA eingeschlossen? Auf einer noch tieferen Ebene, warum ist es "Partnerschaft mit Kirchen in Übersee"? Warum nicht mit Kirchen auf dem europäischen Kontinent? Gibt es irgendeinen Grund, außer der Geschichte, warum die Beziehung einer Missionsgesellschaft mit einer Kirche in Indien grundsätzlich verschieden sein sollte von der zu der reformierten Kirche in Frankreich? Ist die eine mehr "Kirche" als die andere? Es kann manchmal hilfreich sein zu fragen, welchen Unterschied eine kirchliche Missionsgesellschaft (z.B. die Niederlande) bei ihrer Partnerschaft zu einer Kirche in Indonesien oder Spanien sieht; und welchen Unterschied eine nichtkirchliche Gesellschaft bei ihrer Partnerschaft zu einer Kirche im eigenen Land oder der in einem anderen Land sieht. Und warum hat man über das Wort "Integration", wenigstens in Deutschland und in der Schweiz, in dem Sinn nachgedacht, der Integration von Missionsgesellschaft und Kirchen, wogegen in den USA es um Integration zwischen den Missionsämtern in den USA und den Kirchen in Asien und Afrika ging?

Wie Partnerschaft sich entwickelte

Historisch gesehen gab es einige interessante Entwicklungen in der Beziehung zwischen einer Missionsgesellschaft und einer überseeischen Kirche. In den frühen Tagen fand diese an dem Ort statt, wo die Arbeit getan wurde. Missionare wurden ausgesandt. In gewissem Sinn waren sie die Kirche in Übersee, sie und die Menschen, die sie um sich sammelten. Es gab relativ wenig Partnerschaft mit der Basis in der Heimat. Die Missionare standen, in gewissem Sinn, allein unter Gott. Die Arbeitsperioden waren lang, Besuche von Sekretären des Amtes selten und die Kommunikation langsam. Die heimatliche Basis konnte die Dinge nicht betreiben; sie mußte vertrauen. Die Entwicklung der sofort möglichen Kommunikation durch Radio, Telefon, Flugzeug war es, die der Missionsgesellschaft viel mehr direkte und deshalb bevormundende Autorität gab. Sie hat auch die Tendenz gefördert, den Missionar viel mehr mit seinem Heimatbüro zu identifizieren als mit dem Platz, an dem er arbeitet. Sie hat auch bedeutet, daß der Ort der Entscheidung vom Arbeitsfeld auf die Heimatbasis verlagert wurde.

Eine parallele Entwicklung nahm die Entstehung der überseeischen Kirche und ihr wachsendes Bewußtsein für die eigene Identität, deren einer Aspekt der Wunsch ist, selbst die Entscheidungen zu treffen. Dies hat der Partnerschaft ein neues Element hinzugefügt und bedeutet, daß die Missionare nicht mehr genau wissen, auf welcher Seite sie stehen. Allgemeine Tendenz war, zu sagen, die Missionsgesellschaft sei die beherrschende Macht in der Partnerschaft. Obwohl darin viel Wahrheit liegt, weil die Gesellschaft das Muster und die Begriffe für Partnerschaft geprägt hat, ist es nicht die ganze Wahrheit. Es gibt immer Anlässe, wo die Missionsgesellschaft der stumme oder schwache Partner ist.

Sie hat nicht einmal die Macht, zu einigen Forderungen "Nein" zu sagen. Um ein Beispiel aus einem anderen Gebiet zu nennen, Washington hat so viele Zugeständnisse an Vietnam gemacht, daß es Forderungen aus Saigon gibt, zu denen man nicht "Nein" sagen kann.

Was nun die Art der Partner betrifft, so hat der eine Partner eine spezifische Funktion und der andere eine umfassende. Draußen vor meinem Fenster in Genf wird das neue Gebäude des internationalen Büros der Arbeiterschaft hochgezogen. Sechs große Kräne arbeiten dort. Die Männer, die sie bedienen, haben spezifische Berufe. Sie sind Transportspezialisten, so wie Missionsgesellschaften Spezialisten für den "Transport" des Evangeliums sind. Aber hinter der Bühne muß ein Architekt sein, der mit dem ganzen Gebäude zu tun hat: wie es aussehen wird, wie es verwendet werden soll und wie die Menschen darin leben werden. Er ist der allgemein Zuständige und hat mit dem umfassenden Bild zu tun. Genauso haben Missionsgesellschaften eine spezifische Funktion, die nur ein Teil des Gesamtlebens der Kirche ist, und Partnerschaft muß deshalb zwischen zwei Körperschaften, die nicht gleich sind, ausgearbeitet werden.

Missionsgesellschaften entstanden mit dem Ziel, das Evangelium zu predigen und da Kirche zu gründen, wo sie nicht bestand. In solchem Tun liegt ihr Ethos und ihre Wesensart. Aber jetzt sind Kirchen entstanden. Sie haben eine unterschiedliche und umfassendere Rolle als Missionsgesellschaften. Deshalb wird jetzt von den Missionsgesellschaften etwas verlangt, für das sie nicht eingerichtet wurden. Wo sie früher Spezialisten waren, werden sie jetzt, oder jedenfalls haben sie das Gefühl, mehr allgemein gebraucht und haben es mit der ganzen Skala kirchlichen Lebens zu tun. Man braucht sich nicht zu wundern, daß die Kirchen in Übersee anfangen zu sagen, daß sie es mit dem ganzen Gegenüber zu tun haben wollen und nicht mit einem Teil oder einer Funktion der Kirche in einem anderen Land, nämlich dem Teil, der zu ihrer Gründung eingesetzt wurde. So wollen christliche Erzieher es mit christlichen Erziehern zu tun haben, städtische Arbeiter mit städtischen Arbeitern, Leute aus dem Gesundheitswesen mit Leuten aus dem Gesundheitswesen usw.

Um auf meine Analogie zurückzukommen: der Kran war beim Errichten des Gebäudes unbedingt erforderlich, aber was ist er nütze, wenn der letzte Stein gesetzt und das Dach fertig ist? Gewöhnlich wird er zu einem anderen Bauvorhaben abtransportiert. Wenn das Gebäude fertig ist, wird Heizmaterial und Vorräte gebraucht, Lebensmittel und Papier, Elektrizität und Pestversorgung, wenn das Gebäude von irgendeinem Nutzen sein soll. Aber dazu kann der Kran nicht dienen. Er braucht Lastkraftwagen, Rohre, Draht und andere Dinge zur Versorgung des Gebäudes und zur Verteilung der Produkte. So werden die Missionsgesellschaften für etwas eingesetzt, wozu sie nicht geschaffen wurden, und dies macht Partnerschaft schwierig. Wir müssen davon ausgehen, daß die Gebäude fertig sind und daß die beste Möglichkeit zur Erhaltung des Gebäudes nicht ein Kran ist, der die Landschaft mit unsichtbaren Mitteln in Unordnung bringt.

Die besonderen Merkmale von Partnerschaft

Lassen Sie mich nun sehr konkret werden und mich den Besonderheiten von Partnerschaft zuwenden.

1. Der Sekretär des Amtes. Warum ist seine Rolle so wenig durchleuchtet und diskutiert worden? Er hat die Schlüsselstellung bei der Partnerschaft. Wenn wir über die Beziehung zwischen einer Missionsgesellschaft und einer Kirche reden, meinen wir tatsächlich gewöhnlich die Beziehung zwischen dem Sekretär des Amtes und höchstens drei oder vier Leuten in der überseeischen Kirche. Er ist ein Spezialist, und da dies eine Sitzung der KKKMI ist, sollten wir sagen, ein Spezialist in Indonesien. In anderen Dingen weiß er allgemein Bescheid. Gewöhnlich hat er in Indonesien gearbeitet. Er ist derjenige, der die Korrespondenz erledigt und regelmäßig Indonesien besucht. Er hat ein Komitee, das ihn anleitet, aber im allgemeinen stützt das Komitee sein Urteil und wird durch ihn informiert. Er bestimmt die Tagesordnung der Sitzungen. Seine größte Versuchung ist anzunehmen, daß er mehr über das Gebiet, für das er verantwortlich ist, weiß als die Menschen, die dort leben. Es stimmt, daß er oft mehr in dem Gebiet herumgekommen ist als die Kirchenleitung, denn er hat ja das Geld dafür. Also ist er für die Missionsgesellschaft und ihre Strukturen die Stimme der Autorität für das betreffende Gebiet. Er ist genauso die Stimme der Autorität für die Kirchenleitung in Indonesien, die Person, die sie am häufigsten sehen, mit der sie korrespondieren und die sagt, was die Missionsgesellschaft tun kann und nicht tun kann. Er ist oft eine irgendwie ambivalente Person. Er denkt und handelt und fühlt in einer bestimmten Weise, wenn er in Indonesien ist, aber in einer anderen Weise, wenn er in die Strukturen seines heimatlichen Büros und der Gesellschaft zurückkehrt. In wenigstens zwei Fällen habe ich eine fast vollkommene Haltungsänderung bei Leuten gesehen, die in Japan arbeiteten und dann Japan-Sekretäre wurden. Der Sekretär des Amtes ist also in sich selbst der erste Ansatz für Partnerschaft - der Partnerschaft zwischen seinen beiden Selbst. Er ist auch primär der Kanal, durch den Partnerschaft geschehen kann, weil er derjenige ist, der einen Partner dem anderen interpretiert. Das ist keine glückliche Lösung, weil er außerdem derjenige ist, der Entscheidungen über gegebene oder nicht gegebene Hilfe repräsentiert, und eine freie und offene Diskussion ist außerordentlich schwierig, wenn die eine Seite die Quellen repräsentiert und kontrolliert und die andere Seite sie braucht. Deshalb ist es von größter Bedeutung, Kanäle für Diskussion und Partnerschaft zu finden, die nicht gleichzeitig dieselben sind, durch die die Hilfe läuft. Dies ist einer der Gründe, warum die Kirchen in Übersee nach Kontakten von einer Kirche zur anderen fragen, nicht von Kirche zu Missionsgesellschaft, selbst wenn die Missionsgesellschaft ein integrierter Bestandteil der Kirche im eigenen Land ist. Die Menschen wollen auf der Basis der Gleichberechtigung miteinander reden, und nicht auf einer Basis des Bittens oder da, wo es eine Geschichte des Verkehrs nur in einer Richtung gab.

2. Missionare. Historisch gesehen ist Mission mit Missionaren verknüpft. Für viele von uns ist das emotional und psychologisch immer noch wahr. Die meisten Missionsgesellschaften tendieren dahin, die Zahl ihrer Missionare als Kriterium der Effektivität ihrer Gesellschaft zu nehmen. Aber auf einer tieferen Ebene gibt es eine Tendenz, die Anwesenheit von Missionaren als eine Garantie für die Orthodoxie der Kirche zu betrachten. In der jüngsten Vergangenheit der katholischen Kirche in China sagt ein chinesischer Priester in einer Bemerkung über die Situation nach der Befreiung: "Zusammenfassend kann man in Übereinstimmung mit irrigen Meinungen westlicher Leute sagen, daß es in China keine katholische Kirche mehr gibt, weil es dort keine Missionare mehr gibt."^{x)} Wenn es auch sein kann, daß wir intellektuell die Vorstellung akzeptiert haben, daß es auf sechs Kontinenten Mission gibt und daß alle Kirchen missionarisch sind, so sind wir aber doch noch von unserer Geschichte der Verbindung von Mission mit Missionaren beeinflusst, und dadurch an Partnerschaft gehindert. Dieses Gefühl ist stark bei der uns unterstützenden Anhängerschaft.

Spiegelt die Weise, in der Missionare gewählt und ernannt werden, Partnerschaft wider? In welchem Grad ist die überseeische Kirche beteiligt? Hat sie eine echte Chance, wenn die Forderung nach einer Person oder einem Posten gestellt worden ist? Welche Art von Papieren werden der Kirche zugesandt? Wird ein "Probe"besuch des zukünftigen Missionars in Erwägung gezogen? Sind die überseeischen Kirchen an Befragungen beteiligt? Dies ist natürlich aufwendig, aber Partnerschaft kostet Geld.

Wie steht es mit der Rückkehr ins Arbeitsgebiet nach einer Beurlaubung? Die meisten Missionsgesellschaften erkennen das Prinzip an, daß die Kirche in Übersee dazu ein Wort zu sagen hat, aber wie realistisch ist das? Sind die Verfahrensfragen so geregelt, daß eine Kirche wirklich ihre Meinung sagen kann, ob persönliche Gefühle dabei eine Rolle spielen oder nicht? Damit verbunden ist das Problem, ob das Nichtzurückkehren eines Missionars den Verlust eines "freien" Mitarbeiters bedeutet, der indirekt Arbeitsmittel mitbringen kann, oder ob er solch ein Mann des Vertrauens für die Missionsgesellschaft ist, daß sein Nichtzurückkehren eine Verärgerung in größerem Umkreis bedeutet.

3. Der Gebietssekretär. Eine besondere Art von Missionaren ist in einigen Kreisen als "Gebietsvertreter" oder "Gebietssekretär" bekannt. In manchen Fällen ist er mehr ein Sekretär des Amtes als ein Missionar. Wo es ihn gibt, variieren seine Funktionen von Situation zu Situation, aber in gewisser Weise ist alter ego der Missionsgesellschaft. Dies verlagert die Partnerschaft auf das Gebiet der überseeischen Kirche, aber daraus entwickelt sich unausweichlich, vielleicht sogar noch tiefer, eine Missionsstruktur parallel zur Kirchenstruktur. Wenn diese überseeischen Kirchen ernst genommen werden sollen, müssen Integration und das Verschwinden paralleler Missionsstrukturen stattfinden.

x) Louis Tsiang-Sing, Le Saint-Siège et la Chine.
S.Booth Reviews, S.297

4. Finanzen. Hier türmt sich wieder ein ganzer Berg von Problemen auf. Dies ist ein Punkt, wo es außerordentlich schwierig ist, zu echter Partnerschaft zu gelangen, weil jeder empfindlich und defensiv wird, wenn es ums Geld geht. Zwei potentiell aufeinanderprallende Prinzipien sind am Werk: die legitime und nötige Verantwortlichkeit der Missionsgesellschaft ihren Trägern gegenüber, und der legitime und lebensnotwendige Wunsch der überseeischen Kirche, eigene Prioritäten zu setzen und zu beschließen und selbständige Entscheidungen zu treffen - darin liegt ihre Identität. Dies spiegelt sich oft in Diskussionen über Beihilfepakete und zweckgebundene Beiträge wider. Für dieses Problem gibt es keine einfache Antwort, und wir alle haben zwei Seelen, d.h. wir alle wollen zweckfreie Mittel erhalten, neigen aber dazu, sie zweckgebunden weitergeben zu wollen. Die ganze Frage, wie Budgets beschlossen werden, wer den Prozeß startet, hat sehr bedeutende psychologische Implikationen. Finanzen werden auch durch den Faktor verkompliziert, daß die Personen, mit denen die Diskussion in den jüngeren Kirchen stattfindet, oft selber von der Hilfe für ihren eigenen Lebensunterhalt abhängig sind. Ein sehr wichtiger Aspekt der Partnerschaft in Finanzen ist der Kanal, durch den die Mittel laufen. Gibt es einen Missions-schatzmeister oder einen Missionar, der Schatzmeister der Kirche ist? Wenn so, warum? Spiegelt dies einen tiefen Mangel an Vertrauen und Zutrauen zu der Kirche, wenn es um Geld geht? Ein Grund, einen Missionar dafür einzusetzen, ist, daß er "neutral" gegenüber den Gruppierungen innerhalb der Kirche ist und keine begünstigen wird. Aber hat eine Missionsgesellschaft das Recht, eine Kirche davor zu bewahren, daß diese ihre eigene Identität durch eigene Spannungen findet? Wo es noch nicht geschieht, sollten finanzielle Mittel so bald wie möglich an den Schatzmeister der Kirche gerichtet werden.

5. Partnerschaft im Konzept. Diese ist sehr schwer zu erlangen. In einigen Missionsgesellschaften neigt man augenblicklich dazu, Verantwortlichkeit auf diesem Sektor abzulehnen und zu sagen, daß die Kirche in Übersee über das Konzept entscheidet, und die Gesellschaft reagiert nur auf Anfragen. Allzuoft ist dies nur eine Entschuldigung, die Dinge so fortzusetzen wie sie sind. Ich persönlich glaube nicht, daß die Missionsgesellschaft nur für Geld und Personal zuständig ist. Sie sollte und muß ein Konzept haben. Die Schwierigkeit besteht darin, daß das Konzept sich auf genau das Gebiet richtet, wo das Konzept der jüngeren Kirche den Vorrang haben sollte. Das bedeutet, daß es schwer ist, hier die Gegenseitigkeit im Blick zu behalten. Wenn Missionsämter ein Konzept für Mission (nicht für Hilfen) gegenüber ihrem Heimatland haben, dann kann man dadurch die Beziehungen gegenseitig machen, daß man die überseeische Kirche mit in die Diskussion über dieses Konzept hineinnimmt. Gibt es irgendeinen echten Grund, warum die Kirche in Indonesien zur Mission in Frankreich oder den USA nicht ein Wort zu sagen hätte? Partnerschaft bei der Entwicklung eines Konzeptes ist sehr oft nur den einen Weg des fast ausschließlich auf Übersee gerichteten Konzeptes gegangen. Die Kirchen in Europa müssen lernen, wie sie ihr politisches Denken den Anstößen von außerhalb öffnen.

Es ist ganz normal, wenn eine Missionsgesellschaft ein Konzept hat, aber wenn diese Missionsgesellschaft in mehreren Ländern arbeitet, wird dieses leicht uniform. Wie das funktioniert, habe ich beispielsweise bei der Behandlung der Gehälter gesehen, wo man sich darum bemühte, die Missionare in einem Teil der Welt genauso zu behandeln wie die in einem anderen. Dies muß man in Frage stellen. Es gibt keinen besonderen Grund, warum das Konzept, sagen wir, gegenüber Indien und Indonesien gleich sein sollte, genauso wie das Konzept einer Kirche in der BRD gegenüber einer in der SU oder einer in Norwegen gleich sein sollte. Die Tatsache, daß diese überseeischen Kirchen zu einer Missionsgesellschaft gehören, macht sie noch nicht gleich. Bruderschaft unter den Missionaren einer Gesellschaft bedeutet nicht notwendigerweise Bruderschaft zwischen den Kirchen, in denen sie arbeiten. Wir wissen das, aber der Druck in Richtung eines uniformen Konzeptes der Missionsgesellschaften arbeitet gegen die Erkenntnis, daß sie verschieden sind. Wir versuchen immer, die Dinge uniform und methodisch zu tun, und das ist eine Tendenz, der wir widerstehen müssen, wenn wir echte Partnerschaft bei der Entwicklung eines Konzeptes haben wollen.

+++++

Nur zum
innerkirchlichen
Dienstgebrauch!

A b s c h r i f t

Gossner-Mission in der DDR

1058 Berlin, am 14. Mai 1973
Göhrener Str. 11
Ruf: 44 40 50

Botschaft der Demokratischen
Republik Vietnam

1157 B e r l i n
H.-Duncker-Str. 89

SOLIDARITÄTSADRESSE

Alle Mitarbeiter und Freunde der Gossner-Mission in der DDR haben in den letzten Jahren versucht, die Solidarität zum vietnamesischen Volk öffentlich zu bezeugen. Sie haben nach ihren Möglichkeiten materielle Hilfe geleistet und sich für die Beendigung des brutalen amerikanischen Krieges in Vietnam eingesetzt.

Wir möchten Ihnen erneut versichern, daß wir beim friedlichen Aufbau Ihres Landes auch weiterhin an Ihrer Seite stehen wollen. Wir möchten mithelfen, daß vor allen Dingen das Gesundheitswesen der DRV so schnell wie möglich wieder aufgebaut werden kann und wollen uns dafür einsetzen, daß das Pariser Abkommen konsequent durchgeführt wird.

Unsere brüderliche Solidarität gilt Ihrem ganzen Volk.

Für die Gossner-Mission in der DDR

(gez.)

Orphal

Schottstädt

Galley

Roepke